Friedrichs von Schiller

sämmtliche Werke.

Supplemente

Zweites Bändchen.

Leipzig, 1823
bei Fr. Chr. Wilh. Vogel.

Geschichte des Abfalls

der

vereinigten Niederlande

von der

Spanischen Regierung

von

Friedrich von Schiller

fortgesetzt

von

Karl Curths.

Dritter Theil.

Leipzig, 1823
bei Fr. Chr. Wilh. Vogel.

Inhalt.

Zweite Periode

vom Abschluß des Utrechter Bundes bis zu dem Kriegszuge des Herzogs von Parma nach Frankreich, 1579 bis 1590.

Seite

1. Belagerung Mastricht's durch die Spanier, 1579. 3
2. Friedenskongreß zu Cölln und Wiederaussöhnung der Wallonischen Provinzen mit der Spanischen Regierung, 1579. 40
3. Feldzug des Jahrs 1580. 53
4. Achtserklärung des Königs von Spanien wider den Prinzen von Oranien, 1580. 81
5. Entsetzung Philipps des 2ten von der Oberherrschaft über die Niederlande, und Wahl des Herzogs von Anjou zum Souverain derselben, 1580 bis 1582. 92
6. Ansicht der Kriegsvorfälle des Jahrs 1581. . . 111
7. Meuchelmörderischer Angriff auf den Prinzen von Oranien, 1582. 130
8. Feldzug des Jahrs 1582. 148

Antwerpens Gefahr und Rettung, 1583 . . 173

Seite

10. Unglücklicher Versuch des Herzogs von Anjou zur Erweiterung seiner Macht und dessen Folgen, 1583. 188

11. Tod Wilhelms des Schweigenden, Prinzen von Oranien, 1584. 215

12. Belagerung Antwerpens durch die Spanier, 1584. 1585. 235

13. Robert Dudlei Graf von Leicester und Moritz Prinz von Oranien, 1585. und 1586. 825

14. Unglückliches Schicksal der Stadt Neus, 1586. 875

15. Eroberung der Stadt Sluis durch die Spanier, 1587. 389

16. Ende der Statthalterschaft des Grafen Leicester, 1588. 399

17. Ansicht des bürgerlichen Zustandes der vereinigten und Spanischen Niederlande, 1587 und 1588. 417

18. Die unüberwindliche Flotte, 1588. 429

19. Martin Schenkens und des Grafens von Newenaar Tod, 1589. 462

20. Eroberung Breda's durch die Niederländer, 1590. 471

21. Kriegszug des Herzogs von Parma nach Frankreich, 1590. 480

Der

Niederländische Revolutionskrieg.

Zweite Periode,

vom Abschluß des Utrechter Bundes, bis zu dem Kriegszuge des Herzogs von Parma nach Frankreich,

1579 bis 1590.

I.

Belagerung Mastricht's durch die Spanier.

1579.

Einen gefährlicheren Feind, als den Herzog von Parma, hatten die Niederländer seit dem Ausbruche der Revolution noch nicht gehabt. Größerer Feldherr als Alba, war er kein roher Barbar wie dieser, aber das verführerische Lächeln seiner Milde, zur rechten Zeit mit Strenge und hohem Ernste gepaart, ward der aufkeimenden Freiheit verderblicher, als es die Blutgerüste jenes herzlosen Tirannen gewesen waren. In der einen Hand das Schwert der strafenden Gerechtigkeit, und in der andern den Oelzweig des Friedens und der Ver-

söhnung, trat er entschlossen vor die Niederländer hin, und ließ ihnen zwischen beiden die Wahl. Nur dann, wenn dieser zurückgewiesen würde, sollte jenes den Widerspenstigen treffen, und dem beleidigten Monarchen Genugthuung verschaffen. Mit freundlichen überredenden Worten fordert er die Abtrünnigen auf, unter den milden Szepter ihres rechtmäßigen Souveräns zurück zu kehren, ja er erbietet sich selbst zum Vermittler ihrer Vergehen gegen die Majestät, überzeugt, daß weniger die Stimme ihres eigenen Herzens, als die Ränke einer kleinen Anzahl frecher und ehrgeiziger Verführer, sie dazu verleitet hätten.

Indeß bearbeiten seine Emissäre die durch Parteien zerrissene Nation nach seinen Wünschen, und es gelingt ihm, wenigstens einen Theil derselben zu gewinnen und seinem Könige ohne Schwertstreiche wieder zu unterwerfen.

Doch nicht allein durch Worte, durch Ermahnungen und Verheißungen will er zu den Abgefallenen sprechen; Thaten sollen seinen Anerbietungen Eingang verschaffen, und er beschließt irgend eine wichtige kriegerische Unternehmung auszuführen, um nicht nur die zweifelhaften Gemüther zu einem festen Entschluß zu schrecken, sondern auch den Spanischen Waffen ihren alten Glanz und das ehemalige Uebergewicht wieder zu verschaffen.

Durch die Verstärkung, welche ihm der Graf von Altems zugeführt hatte, war sein Heer auf 24000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter angewachsen, und die tapfersten und erfahrensten Feldherren standen an

der Spitze desselben. Mit einer für jenes Zeitalter, wo noch keine ungeheuern Streitermassen die Schaubühnen des Kriegs bedeckten, um den minder zahlreichen Gegner mit einem gewaltigen Schlage zu zermalmen, so ansehnlichen Macht, hatte der Herzog nicht mehr nöthig, sich den Feinden hinter festen Stellungen zu entziehen, sondern konnte ihm kühn im offenen Felde entgegen treten; und er säumte nicht von seinen Kräften Gebrauch zu machen.

Christoph Mondragone und Ottavio Gonzaga hatten schon im Anfange des Jahrs (1579. Jenner), durch einen Angriff auf das feste Schloß Kerpen, den Feldzug eröffnet. Der größte Theil der Besatzung des Schlosses war eben ausgerückt, als der 8000 Mann starke Feind davor erschien. Nur 45 Vertheidiger befanden sich noch darin, aber an ihrer Spitze stand ein tapferer Mann, der Hauptmann Biel von Utrecht, dessen Muth die Gefahr nicht niederschlug, sondern erhob. Einen ganzen Tag hindurch donnert das feindliche Geschütz auf die kleine Feste; endlich, da schon ein großer Theil der Mauern zerschmettert da lag, ward sie im Sturme erobert (Jenner 8.), und alle noch lebenden Vertheidiger derselben, nebst ihrem tapfern Anführer, wurden aufgehenkt; eine Barbarei, welche der Spanische Befehlshaber durch die Beschuldigung, daß die Besatzung wegen begangener Räubereien nicht nach Kriegsgebrauch hätte behandelt werden können, vergebens zu rechtfertigen suchte.

Diese und einige andere kleine kriegerische Szenen gaben das Vorspiel zu größeren ab. Der Herzog von Parma stand auf der rechten Seite der Maas, und rüstete sich sein Heer über den Strom zu führen, in Brabant einzudringen, und wenn ihn die Umstände begünstigten, einen Angriff auf Mastricht zu unternehmen. Dieser feste und wichtige Platz ist ein Schlüssel zu Brabant, und sichert seinem Besitzer die Gemeinschaft mit der Mosel und mit Teutschland. Ueberdem erleichtert die Lage der Stadt an der schiffbaren Maas dem Angreifenden die Herbeischaffung des Geschützes und der nöthigen Kriegs- und Mund-Bedürfnisse, ein höchstbedeutender Umstand bei dem gänzlichen Mangel an Fuhrwerken in Flandern und Brabant. Diese Gründe waren es, welche den Herzog bestimmten, sein Augenmerk vorzüglich auf Mastricht zu richten; und endlich war ihm auch die Nachbarschaft von Cölln erwünscht, wo der neue Friedenskongreß gehalten werden sollte, um den Niederländischen Commissarien, durch den Donner seines Geschützes in ihrer Nähe, zu imponiren.

Das Königliche Heer bricht auf, geht bei Roermonde über die Ruhr, und senkt sich von da nach der Maas herab. Die ungünstige Jahreszeit (1579. Februar), der hochangeschwollene Strom, der Mangel einer Brücke, und die Nähe eines feindlichen Corps, boten dem Uebergange große Hindernisse entgegen. Das Genie des Feldherrn überwand sie alle. Unter dem Schutze einiger am linken Ufer liegenden

Häuser, die er mit einer Fahne Musketiere besetzen ließ, ward eine Schiffbrücke über den Strom geschlagen, und der Uebergang glücklich vollzogen, obgleich Sturm und Wellen die Brücke sehr beschädigten. Das überraschte Niederländische Corps wich eilend zurück, und vertheilte sich in mehrere feste Plätze; nur ein kleiner Theil desselben stellte sich zwischen Herzogenbusch und Eindhofen auf. Ungehindert trug Alexander Farnese seine Waffen nach Brabant, und machte bald diese bald jene Wendung, um den Feind über seine wahre Absicht zu täuschen. Dennoch errieth ihn der scharfsichtige Oranien, und sandte den Hauptmann Sebastian Tapin, einen Lothringer, dessen Talente und Thätigkeit ihn zu einem so wichtigen Auftrage geschickt machten, nach Mastricht, um den Ort in einen bessern Vertheidigungsstand zu setzen.

Der Spanische Feldherr hatte sich Antwerpen genähert. Sechs und zwanzig Fahnen Ständischer Krieger, Engländer, Schotten, Franzosen und Wallonen, unter Lanoue, Argentilien, Mouy und Norris, standen in dem Flecken Bourgerhout in der Nachbarschaft jener Stadt, verschanzt. Parma beschloß dieses Corps zu überfallen. In der Ebene vor Bourgerhout theilt er sein Heer in zwei Haufen, wovon der eine zum Angriff des Fleckens, und der andere zur Reserve und zur Beobachtung Antwerpens bestimmt ist. Der letztere, aus den Teutschen Regimentern Altems und Fronsberg bestehend, ordnet sich in ein Viereck, von Spanischen Schützen und Reitern

wie mit einer lebendigen Brustwehr umgeben. Jener, aus dem Ueberrest der Truppen gebildet, bricht in vier Kolonnen, unter Gonzaga, Delmonte, Figueroa und Hautepenne, in tiefster Stille gegen Bourgerhout auf. Jede Kolonne führt eine tragbare Brücke mit sich, zum Uebergang über den Graben, welcher den Flecken umgab. Der Angriff gelingt, und die Uebermacht der Königlichen zwingt das Niederländische Kriegsvolk den Ort zu räumen. Fechtend und von den Spaniern verfolgt, zieht es sich unter die schützenden Wälle Antwerpens zurück. Hier entbrannte ein heftiges Gefecht. Die ganze Stadt gerieth durch die Nähe des Feindes in Bewegung. Jeder greift zum Gewehr. Alle Schanzen füllen sich mit Bewaffneten an, und das Geschütz von den Wällen donnert auf die Spanier herab. Der Erzherzog nnd der Prinz von Oranien selbst bestiegen den Hauptwall, und ertheilten die nöthigen Befehle. Bis zum Abend hin dauerte der Kampf. Einige hundert der Fechtenden, von beiden Theilen, bedeckten die Wahlstatt. Am folgenden Morgen zog der Herzog, welcher keine ernstlichen Absichten auf Antwerpen gehabt hatte, und überdem nicht mit Lebensmitteln versehen war, sein Heer zurück, zufrieden, die stolze Stadt geschreckt zu haben, und die Rache für eine gelegenere Zeit versparend.

Er nahm seinen Marsch nach Herenthals. Auf dem Wege dahin liegt das Schloß Grobbendonk. Es ward angegriffen, erobert, und sank in Asche. Der

Niederländische Feldherr La Noue folgte dem Spanischen Heere, dessen Bewegungen zu beobachten, und die Absichten des Herzogs auf Mastricht, leuchteten ihm immer deutlicher ein. Jetzt machte er Anstalten sich mit einer Verstärkung in die bedrohete Stadt zu werfen; aber der Marchese Delvasto vereitelte sein Vorhaben, indem er alle Wege um Herenthals, auf welchen Lanoue nach Mastricht gelangen konnte, besetzte, und schon am 12. des Lenzmonats weheten die Königlichen Fahnen im Angesichte der Stadt.

Auf Brabantischem Boden, am linken Ufer der Maas, streckt Mastricht seine Thürme empor, ein gutgebauter und damals, nach Strada's Versicherung, von 34000 Menschen bewohnter Ort; reich, nahrhaft und voll blühenden Gewerbes, durch starke Mauern und Bollwerke und breite, tiefe Graben, so wie durch den nachbarlichen Strom, gegen feindliche Angriffe geschützt. Gerade über am rechten Ufer der Maas, lag das Städtchen Wick, gleichsam eine Vorstadt Mastrichts, und durch eine steinerne Brücke mit diesem verbunden.

Die Besatzung des Platzes bestand aus 1200 Mann, größtentheils Engländern, Franzosen und Schotten. Dazu kamen ein Paar tausend bewaffnete Bürger und einige tausend Bauern, aus den benachbarten Dörfern, welche sich bei der Herannäherung der Spanier mit Weib und Kind in die Stadt geflüchtet hatten. Der Oberst Heve, genannt Schwarzenburg, war Oberbefehlshaber der Besatzung, und

unter ihm befehligte der schon erwähnte Sebastian Tapin. Dieser einsichtsvolle und unternehmende Mann rechtfertigte vollkommen das Zutrauen des Prinzen von Oranien, und vollzog den erhaltenen Auftrag mit unermüdeter Thätigkeit. Er läßt die Stadtmauern mit Erde beschütten, den Graben vertiefen, Raveline, Halbmonde und Abschnitte erbauen, und Minen und Kasematten anlegen. Bei allen diesen Arbeiten, so wie nachher bei der Vertheidigung der Stadt, leisteten die geflüchteten Landleute, ein kraftvoller und beherzter Schlag Menschen, vortreffliche Dienste.

Der Mangel einer zahlreicheren Besatzung ward durch den Eifer und die patriotische Stimmung der Bürger ersetzt. Noch schwebte ihnen die Erinnerung der vor drei Jahren (1576. Oktob. 20.) erlittenen Mißhandlungen, wie ein warnendes Schreckbild vor Augen, und es war ihr fester Entschluß, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und lieber unter den Ruinen der Stadt umzukommen, als sich einem Feinde zu ergeben, von dem keine Schonung zu erwarten sey. Derselbe heroische Geist war über alle Klassen und Stände verbreitet; sogar das weibliche Geschlecht, wie einst in der Belagerung Harlem's, erbot sich, die Gefahren des Kampfs und die Schanzarbeiten mit den Männern zu theilen; und die Folge der gegenwärtigen Erzählung wird uns zeigen, wie treulich diese Heldinnen die freiwillig übernommene Verpflichtung erfüllen, und an der Seite ihrer Gat-

ten und Geliebten zu fechten und zu sterben wissen. Schwarzenburg selbst war ein entschlossener und unverzagter Soldat, und unter seinen Hauptleuten gab es eben so wackere Männer. Vor allen übrigen zeichnete sich Tapin aus, und Moncada, ein Spanier, der aus Königlichen in Niederländische Dienste übergetreten war, und schon seit mehreren Jahren dem Prinzen von Oranien als Kriegsbaumeister gedient hatte. Ueberall finden wir während der Belagerung diese beiden Braven, gleich leitenden Genien, an der Spitze ihrer Waffenbrüder.

In dieser Lage und Stimmung fand der Herzog von Parma die Stadt und ihre Bewohner, als er in ihrer Nähe erschien. Nach Vertreibung einiger Schwärme leichter feindlicher Truppen, welche die Umgebungen Mastrichts verwüsteten, um seinem Heere die Subsistenz zu erschweren, berennte er die Stadt, während Mendragone mit einem besondern Corps das Städtchen Wick einschloß. Zwei Brücken, ober- und unterhalb der Stadt über die Maas geschlagen, unterhielten die Gemeinschaft beider Heerhaufen, und verschlossen zugleich den Belagerten den Strom und die Aussicht, vermittelst desselben Unterstützung an Mannschaft und Vorräthen an sich zu ziehen. Vier große Schanzen, auf der Brabantischen Seite angelegt, sollten der Stadt die Verbindung mit den benachbarten Landschaften entziehen; aber es fehlte an Arbeitern zur Erbauung dieser Werke, denn die Schanzgräber, welche Graf Mansfeld im Luxembur-

gischen aufbot, waren noch nicht angelangt, und die Bewohner der benachbarten Dörfer hatte die Furcht vor den Mißhandlungen des Spanischen Kriegsvolks verscheucht. In dieser Verlegenheit wandte sich der Herzog an die Soldaten, und ermunterte sie durch Geschenke, und mehr noch durch sein eigenes Beispiel, zu einer Arbeit, wozu sie ihr Dienst eigentlich nicht verpflichtete. Er selbst nimmt zuerst die Schaufel in die Hand, und trägt auf seinen Schultern die erste Faschine herbei. Jetzt bedarf es keiner Aufforderung mehr. Das Beispiel des geliebten Feldherrn wirkt mit Zauberkraft auf das ganze Heer. Officiere und Soldaten legen Hand an, und nach zwei Tagen stehen schon die vier Schanzen vollendet da. Auf der rechten Seite des Stroms gegen Wick wurden zwei ähnliche Werke errichtet.

Alexanders Plan war, sich nicht in eine langwierige Belagerung zu vertiefen, sondern durch Geschütz und Minen eine beträchtliche Bresche in den Mauern zu öffnen, und dann sogleich einen allgemeinen Sturm zu wagen, um den Knoten der Verwickelung schnell und mit einem entscheidenden Streiche zu durchhauen. Es scheint, er hielt die Stadt für weniger fest als sie wirklich war, und rechnete nicht auf den schwärmerischen Muth, der ihre Vertheidiger beseelte.

Johann Baptista Plato und Properz Baroccio, zwei der besten Spanischen Kriegsbaumeister, wurden an die Spitze der Belagerungsarbeiten gestellt. Der Feldzeugmeister Hierges, des Grafen von Bar-

laimont Sohn, führte Geschütz und Munition von Namur und Lüttich auf dem Rücken der Maas herbei.

Francesco Mondesdocha, ehemals Königlicher Befehlshaber von Mastricht, und mit allen Vorzügen und Fehlern der Festung bekannt, rieth, den Angriff gegen das Bollwerk am Herzogenbuscher Thore, dem nächsten am Strome, als der schwächsten Seite der Stadt, zu führen. Der junge Graf Sangiorgio, ein guter Kriegsbaumeister, und der Herzog selbst, stimmten seiner Meinung bei. Aber Barlaimont behauptete, der Angriff müsse gegen das Brüsseler Thor gerichtet werden, und so wenig er auch durch die angeführten Gründe den Oberfeldherrn überzeugte, gab dieser doch nach, um den Feldzeugmeister nicht durch Mißtrauen in seine Einsichten zu kränken.

Das Brüsseler Thor, welches auch nach Tongern und Lüttich führt, ward also zum Angriff bestimmt, und die Belagerer eröffneten gegen dasselbe, nicht ohne einen bedeutenden Verlust, die Laufgraben, in der Entfernung eines Musketenschusses, nach der Gewohnheit jener Zeit, wo man noch keine niedrigen Werke vor den Festungen anlegte, denn in dieser Nähe konnten die Approchirenden nicht von dem Geschütze der hohen Wälle getroffen werden, und waren nur dem Gewehrfeuer der Raveline und des bedeckten Weges ausgesetzt. Der thätige Tapin beunruhigte die Belagerer durch häufige Ausfälle bei ihren Arbeiten, und zwang nicht selten Arbeiter und Be=

deckung mit dem Degen in der Faust zur Flucht. Ein solcher Ausfall kam einst dem Spanischen Regimente Figueroa theuer zu stehen. Es war am hellen Mittag, und im Lager alles sicher und unbesorgt. Plötzlich erscheint Tapin an der Spitze von 600 Mann vor den Linien. Mit Blitzesschnelle stürzt er sich auf das erwähnte Regiment, vertreibt es mit einem Verluste von 200 Mann von seinem Posten, läßt die Laufgraben auf mehr als hundert Schritte weit zerstören, und kehrt, ohne einen einzigen Mann eingebüßt zu haben, in die Stadt zurück. Vorsichtiger gemacht durch einen so empfindlichen Streich, sicherten sich die Belagerer durch Aufführung mehrerer Schutzwerke gegen ähnliche Ueberfälle, stellten den Schaden bald wieder her, und setzten mit verdoppeltem Eifer ihre Arbeiten fort.

Unter dem Schutze von vier weittragenden, auf einem naheliegenden Hügel aufgepflanzten Kolubrinen, die durch ihr Feuer die Belagerten von der Anlage neuer Werke, zur Verstärkung des bedroheten Theils der Stadt, und von ferneren Ausfällen abhalten sollten, wurden die Geschützstände erbaut; und während ein Theil des Fußvolks beschäftigt war, Kanonen und Munition aus den Fahrzeugen ans Land zu schaffen, schleppte Gonzaga's Reiterei Faschinen und Wollsäcke herbei, bestimmt, den Graben auszufüllen, um am Tage des Sturms einen Weg hindurch zu bahnen. Am 25sten des Lenzmonats sind endlich zwei Breschbatterien aufgeführt, und

fünf und vierzig Feuerschlünde werfen Flammen und Eisenmassen auf die Stadt. Sechstausend Kugeln wurden an diesem und dem folgenden Tage gegen die Mauern und das Bollwerk am Tongernschen Thore geschleudert. Aber die Erwartung der Belagerer, auf diesem Wege schnell zum Ziele zu gelangen, verschwand, als sie durch die entstandenen Oeffnungen bemerkten, daß die Belagerten hinter der Courtine noch einen zweiten Wall aufgeführt hatten. Unter diesen Umständen fand der Herzog für nöthig, noch einen zweiten Angriff gegen die Stadt zu führen, wozu das gleich anfangs von Mondesdocha vorgeschlagene Herzogenbuscher Thor, oder die hohe Pforte am Wasser, bestimmt ward. Er selbst übernahm jetzt die Leitung des ersten Angriffs, und übertrug die des zweiten dem Grafen Mansfeld, welcher eine Batterie von zwei und zwanzig Geschützen gegen das Bollwerk am Herzogenbuscher Thore errichten ließ. Mondragone, vom jenseitigen Ufer der Maas herüber, unterstützte sein Feuer auf dasselbe durch eine Batterie von sechs Feuerschlünden, und zugleich ward auch die Beschießung des Brüsseler Thors mit gleichem Eifer fortgesetzt. Und nicht nur über der Erde, auch unter der Oberfläche derselben wurden die feindlichen Werke durch Minen und Untergrabungen bekämpft.

Schon durch die Natur zu einem großen Feldherrn berufen, hatte Alexander Farnese durch eifriges Studium der Kriegskunst diesen Beruf bewährt.

Kein Theil der Wissenschaften, welche den Heerführer bilden, war ihm fremd geblieben. Auch in der schweren Kunst des Angriffs und der Vertheidigung fester Plätze, welche in diesem Kriege mehr als irgend ein anderer Zweig der militärischen Szienzen kultivirt ward, hatte er sich bedeutende Kenntnisse erworben, und da verwandte ausgezeichnete Geister und gegenseitiges Talent sich leicht erkennen: so versammelte er nach und nach eine Elite der besten und geschicktesten Kriegsbaumeister und Artilleristen um sich her. Eines der talentvollsten Mitglieder dieser Schule, Günstling des Herzogs und sein vorzüglichster Rathgeber, war der Hauptmann Rhosne, dem die Zeitgenossen einen bedeutenden Antheil an seinen Siegen zuschreiben. Nach dem Vorschlage dieses Officiers ließ der Feldherr eine Mine gegen das, von den Belagerten vor dem Brüsseler Thore angelegte Ravelin führen, um einen Theil desselben in die Luft zu sprengen; denn bei den Belagerungen jener Zeit war es nicht ungewöhnlich, auch Minen zur Bewirkung der Breschen anzuwenden.

Die aufmerksamen Belagerten entdeckten jedoch bald die unterirdischen Arbeiten der Feinde, und suchten sie durch Gegenminen zu vereiteln, deren Vertheidigung größtentheils das weibliche Geschlecht übernahm. Diese Heldinnen, welche an Muth und Unerschrockenheit mit den Männern wetteiferten, wandten zur Vertreibung der Spanischen Minirer aus ihren Gallerien nicht nur die damals gewöhn=

lichen Mittel, Kunstfeuer und erstickende Dämpfe an, sondern bedienten sich auch eines neuen, wahrscheinlich von ihrer eigenen Erfindung, des siedenden Wassers, welches sie über die Köpfe der Spanier herabgossen. Diese ungewöhnliche Angriffswaffe veranlaßte die Erfindung eines eben so neuen Vertheidigungsrüstzeugs. Man versah die Spanischen Minirer, um sie gegen die Folgen des siedenden Wassers zu sichern, mit hölzernen daumendicken Schilden, welche unten einen Fuß und oben ein Schießloch hatten. Von diesen Schilden gedeckt, feuerten sie mit Pistolen auf die Niederländischen Amazonen. Die aufgewühlte Mine erfüllte jedoch nicht den beabsichtigten Zweck. Von kräftigerer Wirkung dagegen war eine zweite, durch den Kriegsbaumeister Plato, gegen das Ravelin geführt. Mit großer Vorsicht legte der Künstler das Haupt derselben, während einer dunkeln Nacht, außerhalb dem Gesichtskreise der Belagerten an, und führte seine Gallerie nach Kompaß und Winkelmaß, einer nicht ganz gewöhnlichen Methode, gegen den bestimmten Punkt. Das Glück begünstigte seine Kunst, die Explosion erfolgte, und ein Theil des Ravelins stürzte in Trümmern. Der Herzog selbst war in der Nähe; 800 Spanier, unter dem Hauptmann Antonio Transoco, welche zum Angriff bereit standen, bestürmten sogleich das Ravelin, und würden es erstiegen haben, wären sie nicht durch eine mit Graben und Palisaden versehene Traverse aufgehalten worden; indeß blieben sie doch, nach einem

heftigen und blutigen Gefecht, im Besitz des bedeckten Weges. Bei dieser Gelegenheit fielen den Belagerten einige Spanier, unter andern Alexander Cavalloa, einer von des Herzogs Hofedelleuten, in die Hände, und wurden, nach Strada's Versicherung, auf eine barbarische Art in der Maas ersäuft. Die Niederländischen Geschichtschreiber erwähnen nichts von dieser grausamen That, weshalb man sie billig bezweifeln muß. Vielleicht ward sie nur von den Spaniern erfunden, um eigene Unmenschlichkeiten mit dem Namen einer gerechten Vergeltung zu entschuldigen.

Die Eroberung des bedeckten Weges, und einige durch das Geschütz in die Courtine geschlagene Breschen, schienen das Wagstück eines allgemeinen Sturms zu begünstigen, und Alexander, dem Muth seiner Spanier vertrauend, beschloß ihn zu unternehmen. Die Befehle dazu werden ertheilt, die Anstalten getroffen, und keine Anordnung, wodurch man sich eines glücklichen Erfolgs bemächtigen kann, wird versäumt. Das ganze Belagerungsheer frohlockt bei der Nachricht von dem beschlossenen Angriff, jeder einzelne brennt vor Verlangen, sich auszuzeichnen, gereizt durch das Fantom der Ehre, oder durch die lockende Aussicht auf die reiche Beute, welche der Besitz einer so wohlhabenden Stadt verspricht.

Beide Angriffspunkte, das Herzogenbuscher= und Brüsseler Thor, sollten zugleich bestürmt werden. Der Sturm auf das Herzogenbuscher Thor ward dem Spanischen Regimente Lombardei unter Figueroa, dem

Regimente des Obersten Francesco Valdes, 10 Fahnen Burgundern und Teutschen unter Hannibal Altems und 5 Fahnen Wallonen übertragen. Gegen die Bresche am Brüsseler Thore rückten aus: das Regiment der Liga, eine der besten Spanischen Kriegerschaaren, welche sich schon in der furchtbaren Seeschlacht bei Lepanto mit Ruhm bedeckt hatte, und die Teutschen Truppen unter Georg Fronsberg, Barlaimont und Karl Fugger. Der Ueberrest des Heers blieb zur Bewachung des Lagers und der Belagerungswerke zurück. Auf beiden Angriffspunkten war ein Theil des Grabens mit dem Schutt der Breschen und mit Faschinen angefüllt, und eine aufgeflogene Mine hatte ein Stück von der Platteform am Thurm des Brüsseler Thors herabgestürzt, und hier für die Stürmenden einen Eingang geöffnet.

Die Reihen der Krieger sind geordnet (April 8.) und die Erwartung ist gespannt. Jetzt wird das Signal gegeben. Der Donner des Geschützes rollt mit verdoppelter Wuth, und in feierlicher Stille rücken die Spanischen Veteranen gegen die Breschen heran. Am Herzogenbuscher Thore erhob sich der Kampf zuerst. Eine treffliche Blüthe edler Italienischer Jünglinge war mit Fabio Farnese, einem Verwandten des Herzogs, über die Alpen gekommen, und zierte das Spanische Heer. Man sah diese kühne Jugend, die Gefahr verachtend, an der Spitze der Stürmenden, und zwei der jugendlichen Helden gaben ihren Waffengefährten ein Beispiel romantischen Muths. Graf

Pietro Novrio und Mark Anton Simonetta sprangen zuerst auf die feindliche Brustwehr, um sich eine richtige Ansicht von der Lage der Werke zu verschaffen, aber beide fielen als Opfer ihrer Kühnheit. Den ersteren streckte ein Kartätschenschuß zu Boden, und seinen Gefährten, welcher eine Fahne trug, ergriff eine große feindliche Geschützkugel, warf ihn hoch in die Luft und tödtete ihn in einem Augenblick. Zugleich empfing ein dichter Hagel von Steinen und Kugeln das Lombardische Regiment, und zerschmetterte ganze Reihen desselben. Der Anblick des gewissen Todes schreckte diese tapferen Schaaren, sie wichen zurück; aber ihre Hauptleute feuerten durch Ermahnung und Beispiel ihren gesunkenen Muth wieder auf, und führten sie von neuem gegen den Graben und die Bresche heran. Jetzt erhob sich ein furchtbarer und mörderischer Kampf. Ein edler Wetteifer vereinigte die Belagerten zu einer männlichen und unerschrockenen Gegenwehr. Schwarzenburg, Tapin und Moncada fochten an ihrer Spitze. Man vertheidigte sich mit Musketenkugeln und Steinen, mit Lanzen und Degen. Die Landleute schlugen mit ihren eisenbeschlagenen Dreschflegeln unter die Stürmenden. Die Weiber warfen Brennstoffe auf sie herab, und der kleine Thurm über dem Thore, welchen Tapin mit Falkonetten, eisernen Drebassen und andern kleinen Geschützen besetzt hatte, überschüttete sie mit einem Eisenhagel. Viele tapfere Krieger verloren hier das Leben. Konrad Malaspina, Petro Zuniga D. Juans

von Oesterreich Jugendgespiele, Augustin Schiaffinato, Pedro Gusmann, Vincenz Machiavelli fielen, nebst einer Menge von niedrigerem Range; und selbst Fabian Farnese empfing eine tödtliche Wunde, woran er bald darauf starb.

Nicht minder blutig und ungewiß war der Kampf vor dem Brüsseler Thore, wo Valdes die Stürmenden, und Moncada die Belagerten führte. Leicht glaubten die Spanier hier durch die Oeffnung der gesprengten Mine einzubrechen. Aber sie fanden sich schrecklich getäuscht, und das feindliche, mit Nägeln, Ketten und Kugeln geladene Geschütz richtete eine fürchterliche Niederlage unter ihnen an. Auf einmal werden sie mitten im Getümmel des Gefechts durch eine Siegesnachricht überrascht. Ein Eilbote fliegt daher und ruft: Sieg und San Jago! Lombardei ist schon in die Stadt gedrungen! Mehrere nachfolgende Boten bestätigen die erfreuliche Nachricht; und zugleich verkündet ein ähnliches Siegesgeschrei den Stürmenden am Herzogenbuscher Thore: daß das Regiment der Liga und die Wallonen das Brüsseler Thor forcirt hätten. Aber diese übelgewählte List, eine Erfindung Mansfelds, von welcher die späte Nachwelt in einer furchtbarentscheidenden Schlacht eine unglückliche Nachahmung sah, entsprach eben so wenig vor den Wellen Mastrichts, als zwei Jahrhunderte später in den Thalgründen Auerstädts, der davon gehegten Erwartung. Die Stürmenden, anfangs der täuschenden Siegesnachricht glaubend, ließen sich hin=

reißen, ohne Vorsicht und Ordnung vorzudringen, und vergrößerten dadurch nur ihre Niederlage. Das Regiment der Liga fand einen eben so heftigen Widerstand als Lombardei, und opferte fruchtlos einen Theil seiner bravsten Mannschaft auf. Auch der junge hoffnungsvolle Graf Sangiorgio, welcher mit großem Eifer alle damaligen Kriegswissenschaften, Meßkunst, Befestigungskunst und Geschützkunde getrieben hatte, und erst vor wenigen Tagen mit vortheilhaften Empfehlungen als Freiwilliger beim Spanischen Heere angelangt war, erlag hier in der ersten vielversprechenden Blüte des Lebens seinem Schicksal, und allgemeines Bedauern folgte ihm in die Gruft.

Um das Unglück der Stürmenden an diesem blutigen Tage zu vermehren, flog eine gegen den Thurm am Brüsseler Thore geführte Mine früher, als sie sollte, und am unrechten Orte auf. Viele von ihnen wurden durch die Explosion verschüttet, verbrannt und zerschmettert, während die Belagerten gar nichts dadurch litten. Ein sonderbares Schicksal traf dabei den Spanischen Hauptmann Ortiz, welcher eben in die Mine gegangen war, um sie zu untersuchen, als der Ausbruch erfolgte. Seine schwere Rüstung veranlaßte, daß er weniger hoch geschleudert ward und schneller wieder herabfiel, als die emporgeworfene Erde, welche ihn bedeckte und erstickte. Als die Festungswerke Mastrichts, fünf und vierzig Jahre nach dieser Belagerung, wieder ausgebessert wurden, fand man beim Aufräumen des Schutts seinen Leichnam

mit Helm und Harnisch angethan, und eine goldene Kette am Halse, in aufrechter Stellung, eine Schaufel und ein Grabscheid lagen zu seinen Füßen.

Die aufgeflogene Mine, der Eisenhagel von den Wällen, die herabgeschleuderten glühenden Massen, und die durch Unvorsichtigkeit veranlaßte Entzündung eines großen Vorraths von Schießpulver, richteten eine schreckliche Verwüstung unter den Stürmenden an. Ueberall sah man verstümmelte und scheußlich entstellte Leichname, Todte und Halblebende in gräßlicher Vermischung durcheinander. Viele von dem entzündeten Schießpulver Ergriffene wälzten sich mit brennenden Kleidern heulend auf der Erde umher, und mußten eines langsamen und martervollen Todes sterben.

Figueroa und Valdes meldeten dem Oberfeldherrn die erlittenen großen Verluste, und die hoffnungslose Lage der Dinge. Beide waren der Meinung, den Sturm aufzugeben, denn jede Aussicht auf einen glücklichen Erfolg schien verschwunden. Aber Alexander wollte lieber alles aufopfern, als der Hoffnung auf den Besitz der Stadt entsagen. Er bestand auf die Wiederholung des Angriffs, und ließ Figueroa erwiedern: er werde selbst kommen und sich an die Spitze der Stürmenden stellen. Umsonst waren die Vorstellungen mehrerer seiner Feldherren: sein kostbares Leben keiner so dringenden Gefahr auszusetzen. Er hing unbeweglich an seinem Entschluß, bis endlich die Ermahnungen des alten Grafen Serbelloni, den er

wie einen Vater ehrte, Eindruck auf ihn machten. Mit schwerem Herzen gab er den Befehl zum Rückzuge und der Kampf hörte auf. Er kostete den Königlichen 11 Hauptleute und 4 Fähnriche; überhaupt hatten sie außer den Gemeinen 250 Krieger von höherem Range verloren. Ein großes Spielhaus im Lager ward in ein Hospital verwandelt und nahm 400 Verwundete auf. Der Herzog selbst trug die größte Sorgfalt für diese Unglücklichen. Er besuchte sie, erkundigte sich liebreich nach ihrem Zustande, und ließ sie durch seine väterliche Theilnahme wenigstens ihre Schmerzen vergessen, wenn er sie auch nicht vom Tode retten konnte. Wie unwiderstehlich würde diese liebenswürdige Humanität unser Herz ergreifen, wäre sie der Erguß eines reinmenschlichen Gefühls, und nicht das kalte Spiel eines feinspeculirenden Kopfs gewesen.

Durch den unglücklichen Erfolg jenes blutigen Tages, an welchem sich der Herzog selbst allen Gefahren so sehr ausgesetzt hatte, daß ihn der König, auf Serbelloni's Anzeige davon, erinnerte, sich künftig mehr zu schonen, waren alle seine Hoffnungen, eine schnelle Eroberung an Mastricht zu machen, vereitelt. Er beschloß daher, eine langsamere aber sichere Art des Angriffs zu wählen, und nicht nur die Beschießung fortzusetzen, sondern auch vorzüglich durch Minen die Zerstörung der feindlichen Werke zu bewirken. Um das Lager gegen die Ausfälle der Belagerten zu sichern, ließ er die ganze Stadt mit einer

Circumvallationslinie umgürten, wobei 4000 Schanzgräber aus dem Lüttichschen, welche für die besten in den Niederlanden galten, sehr gute Dienste leisteten. Von Lüttich her hatten die Belagerer auch den größten Theil ihres Geschützes und ihrer übrigen Bedürfnisse erhalten, und diese Bereitwilligkeit der Lüttícher, den Spanischen Feldherrn zum Verderben des nachbarlichen Mastrichts zu unterstützen, zog ihnen den Unwillen und die bittersten Vorwürfe der Niederländer zu. Vorzüglich klagten die letztern den Bischof, als den Beförderer dieser Unterstützung an, weil er vor dem Ausbruch der Revolution, gemeinschaftlich mit dem Könige von Spanien als Herzoge von Brabant, die Hoheitsrechte über Mastricht ausgeübt hatte. Ein Versuch der Belagerer, sich auf einer kleinen Insel, welche die Maas bildet, festzusetzen, ward durch das Geschütz der Belagerten vereitelt, welches die Insel mit großer Wirkung bestrich; dagegen legten sie im Umfange der Stadt nach und nach sechszehn Schanzen an, welche durch eine Brustwehr mit einander verbunden wurden.

Die Grafen von Nassau und Hohenlohe hatten ein kleines Corps auf die Beine gebracht, und näherten sich der bedrängten Stadt, um ihr, wo möglich, Hülfe zu leisten; aber die Festigkeit des feindlichen Lagers schreckte sie von allen Versuchen ab, und sie zogen sich wieder zurück, ohne durch ihre Bewegungen Mastricht irgend einen Vortheil gebracht zu haben. Die Beschießung der Stadt dauerte ununterbrochen fort,

und die Königlichen suchten sich durch zweckmäßig geführte Laufgräben den Werken immer mehr zu nähern.

Die Belagerten hatten vor dem Brüsseler Thore ein starkes, mit Ausfällen, Kasematten und doppelten Retiraden versehenes, und durch Graben und Palisaden umgebenes Ravelin angelegt. Ein sehr enger Eingang verband es mit dem Brüsseler Thore, dessen Durchgang ein größerer und drei kleinere Thürme schützten. Gegen dieses Werk ließ Alexander einen Kavalier von ungeheurer Höhe aufführen, der aus eingerammten Pfählen und Flechtwerk mit dazwischen gestampfter Erde erbaut ward. Ins Gevierte hatte er 115 und in der Höhe 135 Fuß, und war mit einer Brustwehr versehen und mit drei Kanonen besetzt, welche nicht nur das Ravelin, sondern auch einen Theil der Stadt, vorzüglich die sogenannte große Straße, bestrichen und die Häuser zerschmetterten. Fünf Wochen lang ward von diesem Werke das Ravelin beschossen, und es verging kein Tag, wo nicht wenigstens 20 Mann auf beiden Seiten gefallen wären. Durch Geschütz und Minen, deren die Belagerer im Laufe dieser Belagerung nach und nach zwei und zwanzig sprengten, gelang es ihnen endlich, einen Theil des Ravelins zu zerstören, und ein neuer, mit Muth und Beharrlichkeit durchgeführter Sturm vertreibt die Besatzung aus allen Partien desselben, und liefert den Stürmenden sogar den Hauptgraben und die Courtine in die Hände. Der Fähnrich Camillo Manelli pflanzte zuerst das Spanische Panier auf den Wall, und Alexan-

der, dessen Aufmerksamkeit keine ausgezeichnete That entging, hing dem Braven mit eigener Hand eine goldne Kette um, und erhob ihn zum Hauptmann über eine Fahne Wallonen.

Jetzt endlich sahen sich die Spanier im Besitz des Hauptwalls, aber ein neuer Abschnitt, eine Schöpfung neuer Werke erhob sich hinter den alten, nnd es bedurfte erneuerter Angriffe und Anstrengungen, um sich dieser zweiten inneren Festung zu bemächtigen. In jenem, an außerordentlichen Beispielen langer und heldenmüthiger Vertheidigungen belagerter Plätze so reichen Zeitalter, dessen Kriegsgeschichte bei der Vergleichung mit der des gegenwärtigen Jahrhunderts, unter so vielen wunderbaren Kontrasten auch diesen darbeut, daß damals den größten Feldherren und den tapfersten Soldaten nicht selten die Einnahme einer einzigen Feste mehr Aufwand an Zeit und Kräften kostete, als jetzt die Eroberung eines ganzen von zahlreichen kultivirten Völkern bewohnten Landes; — in jenem Zeitalter war es gewöhnlich, daß die Belagerten, so bald Bresche geschossen ward, einen Abschnitt hinter dem Hauptwall aufführten, welcher sich entweder in Form eines Halbmondes umherzog, oder auch ausspringende Winkel und die Gestalt eines neuen Polygon's hatte, je nachdem die Angriffe der Belagerer entweder gegen ein Bollwerk, oder wider die Courtine gerichtet waren. Einen solchen Abschnitt, in Gestalt eines Halbmondes und mit einem dreißig Fuß tiefen Graben umgeben, hatten auch die Vertheidiger Mast-

richts hinter dem Bollwerk und der Courtine am Brüsseler Thore aufgeführt, und den Belagerten blieb nichts übrig, als eine Breschbatterie dagegen anzulegen.

Die Hauptschwierigkeit bei dieser Arbeit bot der Transport des Geschützes über den breiten und 40 Fuß tiefen Hauptgraben dar. Es kam darauf an, nahe vor den Augen der Belagerten und mitten im heftigsten Feuer eine Brücke über den Graben zu schlagen. Die Kühnsten im Spanischen Heere verzweifelten an dem glücklichen Erfolge eines so verwegenen Beginnens; aber des Feldherrn großer Geist löste die schwere Aufgabe leicht und glücklich auf. Indem dieser außerordentliche Mensch mit ruhiger Miene seine Befehle ertheilt, sieht man ihn zugleich der Gefahr und einer ungewohnten Anstrengung trotzen. Mit der Schaufel in der Hand, oder einen Holzstamm zu der Brücke auf den Schultern tragend, schreitet er mitten unter seinen Kriegern einher, und scheint es kaum zu bemerken, wenn die feindlichen Geschosse seine nächsten Begleiter zerschmettern. Das Beispiel, welches der Feldherr gibt, reißt alle übrigen zur Nachahmung hin; und keiner achtet mehr der eigenen Gefahr, wo sie einem so theuern Leben gleich dem gemeinsten drohet. Jedermann legt Hand an und arbeitet mit unverdrossenem Muthe, obgleich manchen der Tod ereilt, wie den Grafen Barlaimont, welchen eine feindliche Musketenkugel durchbohrte, als er eben beschäftigt war, zwei Feldstücke gegen den halben

Mond richten zu lassen, um die Belagerten vom Wall zu verscheuchen, und die Spanischen Arbeiter gegen ihr Gewehrfeuer zu sichern. Trotz aller Hindernisse ward endlich die Brücke vollendet, das Geschütz herübergeschaft, und der feindliche Abschnitt aus zehn Karthaunen beschossen. Bald lag ein Theil des halben Mondes in Schutt und Trümmern, und mit stürmender Hand setzten sich die Spanier, nach einem zweistündigen blutigen Kampfe, worin der Hauptmann Tapin eine gefährliche Wunde empfing, in Besitz dieses Werks. Die Belagerten zogen sich auf den innersten Wall, das letzte Asil ihrer Tapferkeit, zurück.

Die Lage der Stadt war jetzt äußerst kritisch. Die Vorräthe aller Art hatten sich sehr vermindert, und es fehlte besonders an Pulver, dem unentbehrlichsten Bedürfniß nächst dem Brote. Der größte Theil der Werke befand sich in der Gewalt der Feinde, und zwei Drittheile der Besatzung waren in ihrer Vertheidigung gefallen. Der Ueberrest der Soldaten, von Kleinmuth und Hoffnungslosigkeit ergriffen, wünschte mit den Feinden in Unterhandlung zu treten. Aber die bewaffneten Bürger, die Landleute, ja selbst Weiber und Knaben hatten sich feierlich verschworen, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und droheten den Kriegsleuten, sie als Verräther zu behandeln, wenn sie sich noch etwas von Uebergabe verlauten ließen.

Der Herzog von Parma war durch einen Ueberläufer von allen diesen Umständen auf das genaueste un-

terrichtet. Er wünschte die Stadt für den König zu erhalten, und die Verheerungen einer Bestürmung von ihr abzuwenden. „Zum letzten Male — schrieb er unterm 3ten des Brachmonats an die Bürgerschaft und Besatzung — „zum letzten Male biete ich Euch Gnade und Schonung an, wenn Ihr unverzüglich unter die Herrschaft Eures rechtmäßigen Fürsten zurückkehrt.“ — Aber Tapin hatte die Eintracht unter den Bürgern und Kriegsleuten wieder hergestellt, und den Muth der letzteren durch das Versprechen eines gewissen Entsatzes gestärkt. Beide Theile hatten sich auf's neue zu einer standhaften Vertheidigung vereinigt, und die reformirten Glaubensgenossen in der Stadt boten alles auf, sie bei diesem Vorsatz festzuhalten. Die Aufforderung des feindlichen Feldherrn ward mit stolzem Trotze zurückgewiesen.

Tapin hatte der Besatzung einen baldigen Entsatz zugesichert und sie dadurch zu ihrer Pflicht zurückgeführt; aber wie ungewiß war die Erfüllung dieses Versprechens! Zwar hatten schon früher die Befehlshaber dem Prinzen von Oranien die mißliche Lage der Stadt gemeldet und ihn um schleunige Hülfe ersucht; zwar schilderten der Prinz und der Erzherzog den Generalstaaten die dringende Gefahr Mastrichts und die nachtheiligen Folgen des Verlusts eines so wichtigen Platzes mit den lebhaftesten Farben; aber nie hatten Uneinigkeit und Verwirrung in den öffentlichen Angelegenheiten der Niederlande und in der Versammlung der Staaten so sehr geherrscht, als

eben jetzt. Man berathschlagte über die Mittel, das bedrohete Mastricht zu retten, ohne einen Schluß fassen zu können, und wählte endlich nach langen Debatten das unsicherste und zweckloseste von allen. Die Abgeordneten der Staaten beim Friedenskongreß zu Cölln, dieser großen Farce, wodurch die Feinde der Niederländischen Freiheit nicht den Segen des Friedens, sondern die Flammen der Zwietracht über die abgefallenen Provinzen zu verbreiten suchten, erhielten Befehl, bei dem Herzog von Terranova, dem Bevollmächtigten Philipps des II. am Kongreß, darauf anzutragen: daß die Belagerung Mastrichts entweder bis zum Abschluß der Friedensunterhandlungen ruhen, oder die Stadt unter den Schutz eines Neutralen gestellt werden möchte. Aber der Herzog erwiederte auf den Vorschlag: „Mir ist die Vermittlung des Friedens und dem Herzog von Parma die Führung des Kriegs übertragen. An ihn müßt Ihr Euch mit Euerm Anliegen wenden. Aber bei der zweifelhaften Hoffnung des Friedens und der gewissen Aussicht auf die Eroberung der Stadt darf er die Belagerung nicht unterbrechen, und kann nur unter der Bedingung einen Waffenstillstand bewilligen, wenn die Stadt zuvor dem Könige übergeben wird und ihm ganz überlassen bleibt, im Fall kein Friede zu Stande kömmt."

Bei dieser Lage der Dinge blieb also den Vertheidigern Mastrichts wenig oder keine Aussicht auf den Beistand ihrer Bundesgenossen übrig. Immer näher und unvermeidlicher rückte die Entscheidung ihres

Schicksals heran, und was hatten sie von einem Feinde zu erwarten, den ein langer Widerstand und die dadurch erlittenen großen Verluste zur schrecklichsten Rache reitzten. Dennoch beschlossen diese tapferen Männer, die gefürchtete Katastrophe durch Muth und Standhaftigkeit so lange als möglich abzuwenden; und bräche sie endlich dennoch herein, unter den Ruinen ihres vormaligen Glücks als Helden zu fallen.

Beide Theile, Belagerer und Belagerte, waren jetzt einander so nahe gekommen, daß sie sich von den Wällen herab fast mit ihren Schwertern und Speeren erreichen konnten. Den Belagerten blieb außer ihrer Tapferkeit nur noch eine Brustwehr übrig. Die Wachsamkeit muß daher verdoppelt werden, um jeden Augenblick zum Kampfe bereit zu seyn, und diese immerwährende Anstrengung zerreibt ihre Kräfte und verringert ihre Anzahl, während die Feinde ihren Abgang an Mannschaft und Vorräthen aus den befreundeten Städten an der Maas leicht wieder ersetzen.

Doch mitten in dieser Nacht voll banger Besorgnisse ging den Belagerten plötzlich ein Strahl der Hoffnung auf. Heftige Gemüthsbewegungen und körperliche Anstrengung warfen den Herzog von Parma auf das Krankenlager, und ein gefährliches Fieber brachte ihn dem Tode nahe. Seine Soldaten, mit Liebe und Zutrauen ihm anhangend, gingen mit allen Zeichen des tiefsten Schmerzes im Lager umher, die Belagerung ward mit minderer Thätigkeit fortgesetzt, und die Belagerten fingen an sich einer gefährlichen Sicher-

heit zu überlassen. Doch wider alle Erwartung besserte sich's mit dem Kranken, und die Angriffe wurden mit erneuertem Eifer fortgesetzt, so daß die Belagerten bei dem Mangel an waffenfähiger Mannschaft fast ununterbrochen auf dem Wall seyn, und dort essen und schlafen mußten, um jeden Augenblick zum Widerstande bereit zu seyn. Ihr Muth ward aufgefrischt und gestärkt durch die beruhigenden Zuschriften, welche sie von Zeit zu Zeit von Oranien und dem Erzherzog empfingen. Noch unterm 23ten des Brachmonats schrieb ihnen der erstere, daß sie binnen vierzehn Tagen einen gewissen Entsatz zu hoffen hätten. Holland bewilligte Soldaten und Lebensmittel zu diesem Zweck, und Graf Hohenlohe an der Spitze von einigen tausend Reitern machte einige entfernte Bewegungen sich der Stadt zu nähern. Aber dabei blieb es, und Mastricht ward seinem Schicksal überlassen.

Die Belagerten fuhren fort, sich mit einer Standhaftigkeit und Unerschrockenheit zu vertheidigen, die eines besseren Erfolgs werth waren. Alle Stürme der Feinde wurden zurückgeschlagen, und kein Tag verging ohne Kampf und Blutvergießen. Endlich entschied der 29te des Brachmonats, der Tag des heiligen Petrus, das Schicksal der unglücklichen Stadt.

Am Morgen dieses Tages bemerkt Alonso Garcia, der sich mit einer Patrouille nahe an den Wall geschlichen hat, daß die meisten Wachen eingeschlafen sind, und eine Bresche in dem Wall nur leicht und nachlässig zugeschüttet ist. Garcia theilt seine Beobachtungen

einem Obersten mit, der sie dem Oberfeldherrn vorträgt. Sogleich werden in größter Stille die Anstalten zu einem Angriff getroffen, und die vorderen Reihen der Stürmenden ersteigen unbemerkt den Wall. Die halbschlafenden Wachen werden überrascht und niedergestoßen, nur einige Franzosen leisten einen fruchtlosen Widerstand. Ueber ihre Leichname hin dringen die Spanier, gleich einem unaufhaltbaren Strome, in die Stadt.

Der gräßliche Morgengruß: der Wall ist erstiegen, die Feinde sind da! erschallt durch alle Straßen und setzt alles in Bewegung. Aber selbst die schreckliche Ueberraschung lähmt den Muth der Einwohner nicht, und die Spanier finden einen heftigen, nicht erwarteten Widerstand. Jene, ohne Unterschied des Alters und Standes, selbst Frauen, Mädchen und Knaben, vertheidigen sich gleich Verzweifelten aus den Häusern und von den Dächern. Kugeln und Steine, Balken und siedendes Wasser wurden auf die Stürmenden herabgeworfen. Aber alle Gegenwehr ist vergebens. Mit jedem Augenblick dringen neue feindliche Scharen in die Stadt, und ein entsetzliches Blutbad beginnt. Die Racheschnaubenden Spanier ließen der rohen Leidenschaft, von keiner äußeren Gewalt, von keiner edleren Empfindung gezügelt, freien Lauf, und die Einwohner wurden ohne Schonung wie Schlachtvieh niedergewürgt, selbst da schon jeder Widerstand aufhörte. Alle Straßen, alle Plätze schwammen in Blut. Ueberall hörte man das Mordgeschrei der Sieger, und das

Geheul der Verfolgten. Männer und Frauen, welche sich in die Häuser versteckt hatten, wurden aus den Fenstern herabgestürzt. Selbst der Kinder schonte man nicht, und die Brutalität der Soldaten begnügte sich nicht am Morden, sondern verstümmelte auch die noch halb lebenden auf die gräßlichste Art. Viele, um den Grausamkeiten der Spanischen Tiger zu entgehen, sprangen in die Maas, und manche Mutter im Wahnsinn der Verzweiflung wirft ihre Kinder in den Strom und stürzt sich ihnen nach.

Der tapfere Befehlshaber Schwarzenburg fiel als ein Held mit den Waffen in der Hand, nachdem er sein Leben theuer verkauft hatte. Sein Leichnam ward unerkannt mit andern Todten in die Maas geworfen. Der Spanier Moncada, die Rache seiner Landsleute fürchtend, hatte sich unter das Dach eines Hauses versteckt, aber Antonio de Solis entdeckte ihn in seinem Schlupfwinkel, und zur Strafe für seine Abtrünnigkeit ward er durch die Spieße gejagt. Auch der verwundete Tapin ward gefangen und zum Herzog von Parma geführt, der seines Lebens schonte, und ihn als Gefangenen auf das Schloß zu Limburg sandte. Der Geschichtschreiber De Thou erzählt: Parma habe den Gefangenen aufgefordert, unter sehr ehrenvollen Bedingungen in Spanische Dienste zu treten und ihn den Wundärzten zur sorgfältigsten Pflege empfohlen. Aber kurz darauf sey er durch einen Schuß aus einem Fenster getödtet worden, entweder zufällig oder vielleicht aus Rache, weil er die ihm angetragenen König-

lichen Dienste ausgeschlagen habe. Wenigstens erwähnt die Geschichte seiner nicht mehr.

Eine Menge der unglücklichen, überall von ihren Henkern verfolgten Einwohnern Mastrichts flüchteten nach der Brücke, um sich in das noch nicht eroberte Städtchen Wick zu retten. Aber die Wicker hatten unglücklicherweise das Ende der Brücke abgetragen, um den Feinden den Eingang in ihre Stadt zu verschließen, und den Flüchtigen blieb also nichts übrig, als die schreckliche Wahl, in den Wellen der Maas oder durch das Schwert der nachsetzenden Feinde zu sterben.

Als die Spanier im völligen Besitz der Stadt waren, begann eine allgemeine Plünderung, welche drei Tage unter den größten Gräueln fortgesetzt ward. Die unersättliche Habsucht der Sieger ließ keine Marter unversucht, von den noch lebenden Bürgern die Entdeckung verborgener Schätze zu erpressen, und viele der Gemißhandelten stürzten sich in den Strom, um Qualen zu entgehen, die schrecklicher waren, als der kurze Moment des Sterbens. Die Wenigen, die man schonte, mußten sich mit großen Summen lösen.

Auch in dem Städtchen Wick fehlte es nicht an Gräuelscenen. Mondragone's Soldaten erstiegen es, aus Besorgniß die Beute zu verlieren, während die Befehlshaber über eine Kapitulation unterhandelten. Alles was die Waffen trug, ward niedergehauen, doch schonte man der Weiber und Kinder und aller die man unbewaffnet fand.

Man liest nicht, daß der Herzog von Parma irgend

etwas gethan habe, den Grausamkeiten seiner Soldaten in Mastricht Gränzen zu setzen; endlich verbot er die fernere Plünderung, als freilich nichts mehr zu rauben übrig war. Ueber 4000 Einwohner fanden den Tod in jenen drei schrecklichen Tagen des Mordens und Raubens. Eine gleiche Anzahl war schon vorher während der Belagerung umgekommen, und mehr als 1700 Weiber und Mädchen theilten das Schicksal der Männer. Den Verlust des Königlichen Heers im Laufe der viermonatlichen Belagerung gibt Strada viel zu gering auf 2500 Streiter an. Es waren allein 34 Hauptleute gefallen. Die Beute der Sieger soll über eine Million Goldgulden betragen haben.

Der Herzog hielt einen feierlichen Einzug in die mit Blut, Leichnamen und Trümmern angefüllte Stadt. Er saß, wegen seiner noch fortdauernden Kränklichkeit, auf einem mit Purpurdecken behangenen, von vier Spanischen Hauptleuten getragenen, und von den vornehmsten Befehlshabern umgebenen Sessel. Das ganze Heer zog mit kriegerischem Gepränge voran, und die Leibgarde in prächtiger Rüstung beschloß den Zug, dessen Glanz und Getümmel auffallend gegen die schauerliche Todtenstille in der eroberten Stadt kontrastirte. Von der ganzen zahlreichen Bevölkerung des Orts überlebten nur 300 Bürger die Eroberung, und auch diese trieben Hunger und Noth bald hinweg. Lange lag Mastricht verödet und wüst und ward nur von Soldaten bewohnt, welche die leeren Häuser abbrachen und das Holzwerk zur Feuerung gebrauchten.

Einige Landleute und eine Anzahl Lütticher, welche dahin zogen, haben den verwüsteten Ort in der Folge zuerst wieder angebaut und bevölkert.

Das schreckliche Schicksal einer so ansehnlichen und blühenden Stadt verbreitete Entsetzen und tiefe Trauer über das ganze Land. Brabant, Oberissel und andere benachbarte Provinzen, welche nach dem Falle Mastrichts einer feindlichen Invasion am meisten ausgesetzt waren, bestürmten den Prinzen von Oranien und die Generalstaaten mit Bitten um schleunige Hülfe. Aber der Prinz, entrüstet über die Kälte, mit der man seine dringenden Vorstellungen, Mastricht zu retten, da es noch Zeit war, aufgenommen hatte, lehnte ihr Gesuch von sich ab, und klagte vorzüglich die Genter an, daß sie durch ihr aufrührerisches und widerspenstiges Betragen den Verlust Mastrichts verschuldet, und das Vaterland in die äußerste Gefahr gestürzt hätten. Glücklicherweise hatte das Spanische Heer durch die langwierige und blutige Belagerung so sehr gelitten, daß der Sieger das durch seine Eroberung verbreitete Schrecken nicht benutzen und nichts bedeutendes unternehmen konnte. Er selbst genaß nur langsam von seiner letzten Krankheit, und führte sein Heer in die Gegend von Roermonde, wo verschiedene kleine Gefechte mit den Ständischen Besatzungen von Venloo, Geldern und Wachtendonk vorfielen. (September) Auch zwischen den Gentern und den mit dem Könige ausgesöhnten Wallonen wüthete der Krieg. Die Wallonen plünderten Alost und die Freiheit Ronse, wur-

den aber durch einige Fahnen Gentischer Truppen geschlagen (1579. Oktober). Die Ständischen bemächtigten sich Meenen's, und der Feldmarschall Lanoue eroberte Warwick, und vertrieb die Wallonen aus Halerin und mehreren andern Plätzen. So kämpften Niederländer gegen Niederländer, und Krieg und Bürgerzwist zerrissen das unglückliche Land, ohne daß während des dießjährigen Feldzuges, außer der Belagerung Mastrichts, noch eine wichtige militärische Scene erfolgt wäre.

Der fruchtlose Friedenskongreß zu Cölln, der Abfall der Niederländischen Provinzen von der gemeinschaftlichen Sache und die Leidenschaften der verschiednen Parteien, worin die Nation zerfallen war, lähmten und schwächten ihre Kräfte, und veranlaßten nicht nur den Verlust Mastrichts, sondern auch die Passivität des Niederländischen Kriegsheers im ganzen Laufe des Feldzugs. Ohne den heldenmüthigen Widerstand jener Stadt und ihre Spartanische Aufopferung für die gemeine Sache des Vaterlandes, welche den Kern des feindlichen Heeres aufrieben, dessen Abgang der Spanische Feldherr, vom Geldmangel schwer gedrückt, nicht wieder ersetzen konnte, würden die Niederländer noch weit größere Verluste erlitten haben.

2.

Friedenskongreß zu Cölln und Wiederaussöhnung der Wallonischen Provinzen mit der Spanischen Regierung.

1579.

Der Lauf dieser Geschichte hat uns schon mehrere öffentliche Versuche gezeigt, zwischen den abgefallenen Niederländern und ihrem ehemaligen Beherrscher, dem König von Spanien, eine Aussöhnung zu bewirken. Keiner von allen hatte einen erwünschten Erfolg, weil es keinem von beiden Theilen ein Ernst war, die gegenseitigen Forderungen zu erfüllen. Dennoch ward man nicht müde, jene politische Farce, denn mehr war es nicht, von Zeit zu Zeit zu erneuern, und jetzt sehen wir abermals eine neue Wiederholung derselben, deren Entwickelung eben so wenig der allgemeinen Erwartung und den Wünschen des friedlichen Theils der Niederländer entsprach, als die früheren.

So wie fünf Jahre zuvor Kaiser Maximilian der 2te die Friedensunterhandlungen zu Breda einleitete, so warf sich jetzt dessen Sohn und Nachfolger auf dem Kaiserthron, Rudolf der 2te, zum Vermittler zwischen dem Herrn und dessen empörten Unterthanen auf. Schon längst hatte er beide streitenden Theile zur Aussöhnung ermahnt, ihnen seine guten Dienste dabei angeboten und sie zu einem Kongreß zur Ausgleichung ihrer Zwistigkeiten eingeladen. Mehrere Reichsfürsten und der Papst selbst unterstützten den Antrag des Reichsoberhaupts. Zur großen Freude des Kaisers, welcher sich so gern mit dem Ruhm eines Friedensstifter zu schmücken wünschte, nahmen der Spanische Hof und endlich auch die Generalstaaten, wider alle Grundsätze einer vernünftigen Politik, die angetragene Vermittlung an; die neutrale Stadt Cölln ward zum Sitz des Kongresses gewählt, und die Gesandten der interessirten Theile begaben sich nach und nach dahin.

Jakob von Elz, Churfürst und Erzbischoff von Trier, Gebhard Truchses, Churfürst und Erzbischoff von Cölln, Julius Bischoff von Würzburg, und Otto Graf von Schwarzenberg erschienen als Bevollmächtigte des Kaisers. Von Seiten des Königs von Spanien und des Herzogs von Parma fanden sich ein: D. Carlos de Arragon, Herzog von Terranova, der Graf von Boucquoi und die Räthe Assonville und Vonk. Die Gesandtschaft des Erzherzogs und der Generalstaaten bestand aus dem Herzog von Arschot,

den Aebten von St. Gertrud und Marolles, den Herren von Merode und Grobbendonk, dem berühmten Rechtsgelehrten Aggeus von Albada und noch sechs andern Personen. Giovanni Baptista Castanca Erzbischoff von Rossana trat als päpstlicher Nunzius und Friedensvermittler auf.

Während der Herzog von Parma alle Schrecken des Kriegs über das unglückliche Mastricht verbreitete, ward zu Cölln in der Nachbarschaft der belagerten Stadt, unter großen Feierlichkeiten der Kongreß eröffnet (1579. April 5.), auf welchem über Krieg und Frieden unterhandelt werden sollte. Eine sonderbare Zusammenstellung! Der Kanonendonner, welcher täglich von Mastricht herüber scholl, schien dem Geschäft, welches man dort betrieb, Hohn zu sprechen; und die Bestimmtheit, womit die Spanische Gesandtschaft den Antrag der Niederländischen, während des Friedensgeschäfts die Waffen ruhen zu lassen, zurückwies, war nicht geeignet, ein günstiges Vorurtheil für den Zweck ihrer Sendung zu erwecken. Trotz dieser ungünstigen Vorbedeutungen nahmen die Konferenzen ihren Anfang.

Eine lange Zeit ward mit unnützen Diskussionen über unbedeutende Gegenstände verloren; und als man endlich zur Hauptsache schritt, verschwand fast jede Möglichkeit, die gegenseitigen Absichten und Wünsche und Interessen, welche so unendlich von einander abwichen, zu vereinigen. Forderten die Niederländischen Bevollmächtigten: Entfernung der fremden

Kriegsvölker, Wiedereinsetzung des Prinzen von Oranien und anderer Theilnehmer des Aufstandes in ihre ehemaligen bürgerlichen Verhältnisse, Loslassung der Gefangenen und besonders des Grafen von Büren, ältesten Sohnes des Prinzen, Bestätigung des Erzherzogs Mathias in der Oberstatthalterwürde, Erhaltung der bürgerlichen Vorrechte der Provinzen und freie Uebung der protestantischen Religion in den Landschaften und Städten, wo sie schon eingeführt war; so lautete dagegen die dem Herzog von Terranova ertheilte Königliche Instruktion: Es wird keine andere als die Katholische Religion in den Niederlanden geduldet; der Prinz von Oranien muß die Niederlande verlassen, und es kann ihm allenfalls für seine freiwillige Entfernung eine Summe von 100000 Kronen und die Einsetzung seines ältesten Sohnes in seine Niederländischen Güter angeboten werden; die Königliche Gewalt muß in ihrem ganzen Umfange wieder hergestellt und der Erzherzog der Statthalterwürde entsetzt werden.

So war denn gleich anfangs ein glücklicher Erfolg der Unterhandlungen höchst problematisch. Wie ließ sich erwarten, daß die Niederländer den Forderungen des Spanischen Hofes nachgeben, und dadurch ein Werk, dem sie schon so große und kostbare Opfer gebracht hatten, mit eigenen Händen zerstören würden! Zwar schienen sich beide Theile in der Folge einander mehr zu nähern; aber die Verschiedenheit der Religionen blieb ein ewiges und unüberwindliches

Hinderniß des Zusammentreffens auf demselben Vereinigungspunkte. Ein Philipp der 2te, der einst öffentlich erklärte, daß er lieber gar nicht als über Ketzer herrschen wollte, würde eher seinem Scepter entsagt, als dem Protestantismus ein freies Asil in einem seiner Staaten bewilliget haben.

Welches auch immer die Motive seyn mochten, von denen die Generalstaaten bei der Annahme des Cöllner Friedenskongresses geleitet wurden; die Folge hat bewiesen, daß ihr Beitritt zu dieser Versammlung ein politischer Mißgriff war. Die Tendenz des Spanischen Hofes bei diesem Friedensgeschäft war offenbar keine andere, als Uneinigkeit und Zwietracht unter den Niederländern auszustreuen, und diese Absicht gelang ihm nur zu gut. Schon vor der Eröffnung des Kongresses übergab La Motte, Ständischer Befehlshaber von Gravelingen (1579. März), verleitet durch die glänzenden Versprechungen des Herzogs von Parma, die ihm anvertraute Stadt den Spaniern, und söhnte sich durch diese Niederträchtigkeit mit dem Könige aus. Zwar erklärte ihn dafür ein Beschluß der Staaten für einen Rebellen und Staatsverräther, und der Feldmarschall Lanoue überfiel und zersprengte bei Dünkirchen einen Theil seiner Truppen, aber der letztere ließ sich dadurch nicht in der dem Könige aufs neue geschwornen Treue erschüttern. Sein Beispiel verführte den Baron Montigni, Befehlshaber über 8000 Wallonen im Dienste der Staaten, zu gleicher Apostasie. Er ging mit allen seinen Truppen zur Parthei des Königs über,

und überredete auch seinen Bruder, den Grafen Lalaing, Statthalter über Hennegau, denselben Schritt zu thun. Diese einzelnen Beispiele der Abtrünnigkeit zogen bald ein größeres nach sich, welches einen entscheidenden Einfluß auf das künftige Schicksal der Niederländischen Provinzen hatte, indem es zuerst eine förmliche fortdauernde Trennung derselben bewirkte.

Es war im Mai (1579), als im Spanischen Lager vor Mastricht der Bischof von St. Vast, der Herr von Capres und einige andere vornehme Niederländer als Abgeordnete der Wallonischen Landschaften Artois, Hennegau, Rissel, Douai und Orchies erschienen, um mit dem Herzog von Parma über die Rückkehr der erwähnten Provinzen unter die Herrschaft des Königs zu unterhandeln. Schon längst war insgeheim an diesem Geschäft gearbeitet und dadurch die Trennung dieser fast ganz von Katholiken bewohnten Provinzen von den übrigen vorbereitet worden, eine Trennung, deren erste Veranlassung man unstreitig in der Unduldsamkeit beider Religionsparteien suchen muß. Der Bürgerkrieg, welcher zwischen den Wallonen und Gentern entbrannte, und dessen schon in dem vorigen Bande dieses Werks Erwähnung geschehen ist, vermehrte die gegenseitige Erbitterung beider Parteien, und die Intriguen des Herzogs von Parma und seiner Emissäre machten den Bruch unheilbar. Im April versammelten sich die Hauptbeförderer des Abfalls La Motte, Montigni, Capres, der Bischof von Arras und einige andere vornehme Niederländer in der Abtei

Mont St. Eloi bei Arras, wo man sich über die wesentlichen Bedingungen der Rückkehr unter die Spanische Herrschaft verständigte. Nach Berichtigung der Präliminarien begab sich die oben erwähnte Deputation in das Lager vor Mastricht, wo sie auf das glänzendste empfangen, und mit Bällen, Serenaden und andern Lustbarkeiten beehrt ward. Ihr Aufenthalt im Lager dauerte über sechs Wochen, und unter dem Donner des Geschützes, welches Mastricht zerschmetterte, ward die letzte Hand an das Werk gelegt, dessen Vollendung dem Herzog von Parma eben so sehr am Herzen lag, als dem Prinzen von Oranien die Stiftung des Utrechter Bundes. Der Vertrag, wodurch sich die Wallonischen Provinzen zur Rückkehr in den Schoß der Spanischen Monarchie verpflichteten, ward endlich abgeschlossen und vom Könige bestätigt. Er bestand aus acht und zwanzig Artikeln, deren wesentlicher Inhalt folgender war: Erhaltung des Katholischen Glaubens, Bestätigung des Genter Friedensvereins, Entfernung der fremden Kriegsvölker aus den Niederlanden, und an deren Stelle Errichtung einer Nationalmiliz, welche aus den Königlichen Einkünften, wozu die sich unterwerfenden Landschaften ihren Antheil beitragen, besoldet wird. Die Bestellung eines Generalgouverneurs ward dem Könige überlassen, bis zu dessen Entscheidung darüber der Herzog von Parma die Regierung führen sollte. Die Proclamation dieses Vergleichs geschah zu Mons (1579, September 13.) in Hennegau im Namen des Königs

durch ein öffentliches Manifest, welches zugleich allen Niederländern ohne Ausnahme freistellte, sich unter den Bedingungen des Vertrags mit dem Könige auszusöhnen, wozu ihnen bis drei Monat nach dem Abzuge der fremden Truppen Frist gegeben ward.

So hatte der Herzog von Parma seinem Monarchen einen beträchtlichen Theil der empörten Niederländischen Provinzen ohne Schwertstreich wieder erobert, und dadurch nicht nur die Kräfte der Genter Verbindung geschwächt, sondern auch der Königlichen Kriegsmacht, durch den Beitritt der streitbaren und fanatischen Wallonen, einen bedeutenden Zuwachs verschaft. Wäre dieser Schlag ganz unerwartet erfolgt, so würde er ein tödtliches Schrecken über die übrigen Provinzen verbreitet haben. Glücklicherweise aber waren sie schon darauf vorbereitet. Die Unterhandlungen von Mont St. Eloi waren kein Geheimniß geblieben, der Prinz von Oranien hatte den Erfolg derselben längst vorausgesehen, und deshalb den Abschluß des Utrechter Bundes beschleunigt, um wenigstens dem Norden der Niederlande die Freiheit zu erhalten, da der Süden, wegen des dort herrschenden Katholicismus und eines zahlreichern Adels, der den Glanz der Monarchie den einfacheren republikanischen Formen vorzog und auch größtentheils dem Nassauischen Hause abgeneigt war, für sie verloren zu seyn schien.

Zu spät machten die der Sache der Freiheit treu gebliebenen Provinzen den abgefallenen die bittersten Vorwürfe über ihre Treulosigkeit; der Schritt war

einmal gethan, und vergebens beklagte sich die Niederländische Gesandtschaft am Friedenskongreß zu Cölln über die Falschheit des Spanischen Hofes, der nur friedliche Gesinnungen heuchle, um den leichtgläubigen Theil der Niederländer zu verblenden und den Ueberrest der Nation desto gewisser in das Joch einer unerträglichen Sklaverei zurück zu zwingen. Trotz dieser gerechten Vorwürfe und der Unmenschlichkeit, mit der die siegenden Spanier das erstürmte Mastricht mit dem Blute seiner Bürger überschwemmten, fuhr man dennoch fort, zu Cölln über den Frieden zu unterhandeln; aber, wie leicht vorher zu sehen war, ohne daß man sich über irgend einen wesentlichen Punkt vereinigen konnte. Die teutschen Gesandten, müde der unnützen Zeitverschwendung, verließen endlich Cölln, (November 14.) bis auf den Grafen Schwarzenberg. Bald folgte ihrem Beispiel der Herzog von Terranova, und so löste sich diese dem ganzen Europa mit so großem Geräusch angekündigte Versammlung eben so fruchtlos auf, wie jene frühere zu Breda, ohne dem Blutvergießen und den Gräueln des Kriegs ein Ziel gesetzt zu haben. Der Genius des Friedens und der Ruhe schien auf immer aus den unglücklichen Niederlanden gewichen zu seyn.

Neben dem Kampfe wider den allgemeinen Feind, hatte sich im Schoße des Vaterlandes selbst ein blutiger Streit über religiöse und politische Meinungen entzündet, und in den meisten Provinzen loderte die Fackel bürgerlicher Zwietracht auf. Die protestanti-

schen Bürger Utrechts verjagten einen Theil der katholischen Einwohner, und erst nach manchen fruchtlosen Bemühungen gelang es dem Rathe, das Ungewitter, welches diese Gewaltthätigkeit herbeigeführt hatte, durch einen Vergleich zwischen beiden feindlichen Parteien, zu beschwören. Zu Antwerpen wurden bei einer feierlichen Prozession, welcher der Erzherzog in eigener Person beiwohnte, die katholischen Geistlichen, durch die protestantischen Einwohner vertrieben, und der Prinz von Oranien bot vergebens sein ganzes Ansehen auf, den erbitterten reformirten Pöbel zu besänftigen. Gent war der Schauplatz der Anarchie und Verwirrung. In dieser großen Stadt, wo eine Rotte frecher Terroristen und Feuerköpfe, an deren Spitze der berüchtigte Demagoge Imbize stand, den Meister spielte, wurden die größten Gewaltthätigkeiten an den katholischen Glaubensgenossen ausgeübt. Um den Ausschweifungen der dortigen Volkstyrannen ein Ende zu machen, begab sich Oranien selbst dahin, setzte Imbize von seinem Schöppenamte ab und veränderte den Rath. Aber diese Maßregel fruchtete wenig, und der Brand, welchen Parteihaß und Ehrgeitz angezündet hatten, wüthete fort. Auch in Brügges ergriffen Protestanten und Katholiken die Waffen wider einander, und ein großer Theil der letzteren mußte die Stadt verlassen. Gleiche Scenen der Zwietracht ereigneten sich zu Herzogenbusch, wo die Katholiken, als der zahlreichere Theil, die Oberhand behielten. Die Folge davon war, daß sich die

Stadt mit dem Könige aussöhnte und sich ihm unterwarf. Auch zu Zütphen, Hattem, Werden, Leiden und an andern Orten trieb der Geist der Intoleranz sein finsteres Wesen; und überall, wo die Protestanten die Stärkeren waren, setzten sie sich mit Gewalt in den Besitz der Kirchen und warfen die Bilder der Heiligen heraus. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Unduldsamkeit der kalvinistischen Zeloten, deren finstere Glaubenslehre alles Menschliche an dem Menschen wie Verbrechen verdammte, alle sichtbaren Formen, die nur allein zum Herzen sprechen, gleich abgöttischen Idolen verstieß, die das Heiligste in ein Gewebe mystischer und unverständlicher Dogmen hüllte, für den Unglücklichen keinen Trost, selbst nicht die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, sondern nur Strafgerichte hatte, und die ewige Liebe in eine Quelle unendlichen Hasses und unversöhnlicher Rache verwandelte, — daß die Intoleranz dieser menschenfeindlichen Schwärmer jene der Katholiken noch fast übertraf.

Politische Meinungen trennten die Nation gleich den religiösen. Die Stadt Amersfort im Stifte Utrecht weigerte sich, einen zwischen dem Prinzen von Oranien und dem Stifte geschlossenen Vergleich einzugehen, und verlangte für sich selbst zu unterhandeln, versagte auch ihren Beitritt zu der Utrechter Union, so daß der Graf von Nassau genöthigt war durch eine militärische Execution Gehorsam von ihr zu erzwingen. In Mecheln erhob sich ein heftiger

Zwist zwischen der Bürgerschaft und der Ständischen Besatzung, und als die letztere, auf Verlangen der Bürger entfernt ward, um die Ruhe wieder herzustellen, schloß die Stadt wider ihr Versprechen einen Aussöhnungsvertrag mit dem Herzog von Parma und nahm Königliche Völker an.

Selbst die Hauptstadt Brabants blieb nicht frei von unruhigen Auftritten. Graf Philipp von Egmont, ein Sohn des enthaupteten Lamoral, hatte insgeheim den unrühmlichen Entschluß gefaßt, sich mit einer Regierung auszusöhnen, die seinen unglücklichen Vater das Blutgerüste besteigen ließ, und er entwarf den Plan, die Stadt Brüssel in die Hände der Spanier zu liefern, um seinem neuen Herrn durch diesen wichtigen Dienst ein glänzendes Unterpfand seiner Treue mitzubringen. Aber der Anschlag ward noch vor der Ausführung verrathen, Bürger und Besatzung geriethen darüber in die größte Bewegung, und der Graf konnte sich glücklich preisen, daß man ihn mit seinem Anhange frei davon ziehen ließ.

So wandelte die Zwietracht, mit Brandfackeln und Mordstahl bewaffnet, überall in den Niederländischen Provinzen umher und empörte die Gemüther ihrer Bewohner wider einander zu einer Zeit, wo sie der Einigkeit mehr als jemals bedurften, um sich gegen die Gefahren zu beschützen, welche ihnen der thätige und unternehmende Geist des Herzogs von Parma bereitete. Die Hellersehenden und die ächten Patrioten, welche es redlich mit dem Vaterlande

meinten, ohne irgend einer Partei zu huldigen, ahneten mit Wehmuth das Schicksal, dem es schwerlich entgehen konnte, und viele gaben die Hoffnung auf, ihrem mächtigen Feinde länger mit Erfolg widerstehen zu können. Daher wollten sie sich ihm lieber freiwillig unterwerfen, als es späterhin gezwungen thun, und die Klugheit selbst schien diesen Schritt zu rechtfertigen. Unter denen, welche sich aus Furcht, Vorsicht oder Eigennutz, um ihre Güter und Personen in Sicherheit zu bringen, ehe der gefürchtete alles zermalmende Schlag auf das Vaterland herab fiele, zu der schimpflichen Verläugnung ihrer bisherigen Grundsätze erniedrigten, waren die ersten, der Herzog von Arschot, viele vornehme Geistliche und die übrigen Bevollmächtigten der Staaten am Friedenskongreß. Diese alle söhnten sich bald nach ihrer Rückkehr von Cölln mit dem Könige aus, und schworen ihm von neuem Gehorsam unter denselben Bedingungen, welche den Wallonischen Landschaften bewilliget worden waren. Bald folgten mehrere diesem verführerischen Vorbilde. Selbst der Graf von Renneberg, der erst einen so großen Eifer für den Dienst der Stände gezeigt und zur Belohnung die Statthalterschaft über Friesland, Gröningen, Oberissel, Drente und Lingen erhalten hatte, wandte sich plötzlich zur Königlichen Partei. Eigennutz und die Ueberredungen seiner Verwandten, vorzüglich seiner Schwester Cornelia von Lalaing, verleiteten ihn zu diesem Schritt, der sein Andenken auf immer befleckt hat.

Die Bestätigung in seiner Statthalterschaft und 10000 Stück Pistolen waren der Preis seiner Schande. Sobald sein Entschluß gefaßt war, bemächtigte er sich der Stadt Gröningen (1580. März 3.), durch Hülfe eines geheimen Verständnisses mit einigen katholischen und spanischgesinnten Bürgern, veränderte den Rath und ließ die Urkunde über den mit der Spanischen Regierung abgeschlossenen Unterwerfungsvertrag öffentlich ablesen und von der Bürgerschaft und den obrigkeitlichen Gewalten beschwören. Zu seinem Verdrusse war von allen Städten seiner Statthalterschaft Gröningen die einzige, welche er dem Könige überliefern konnte. Denn so bald seine Treulosigkeit bekannt ward, trafen die Einwohner der übrigen, welche keine Neigung hatten, unter das Joch ihrer ehemaligen Tyrannen zurück zu kehren, schnelle und wirksame Anstalten zur Vereitlung seiner Plane. Dennoch ward sein Abfall und die Ueberlieferung Gröningens an die Spanische Regierung eine Quelle nachtheiliger Ereignisse für die Republik, denn sie zogen den Krieg in jene Gegenden, der vierzehn Jahre hindurch, so lange Gröningen in der Gewalt der Spanier blieb, seine Verheerungen über sie ergoß.

In dieser gefahrvollen Lage, wo die Waffen und Intriguen eines tapferen und arglistigen Feindes, die Eifersucht und Untreue der Großen, die blutigen Streitigkeiten religiöser und politischer Sekten, und der Mangel an Geld und Gemeinsinn die höchste Verwirrung in der Republik erregten, schienen die Staa=

ten in den Zustand einer gänzlichen Apathie versunken zu seyn. Anstatt mit verdoppeltem Eifer alle Kräfte aufzubieten, um das sinkende Gebäude der Freiheit vom Umsturz zu retten, schlummerten sie ruhig dem Moment ihrer Auflösung entgegen, und selbst die Nachrichten von den außerordentlichen Rüstungen der Spanier zu dem bevorstehenden Feldzuge, schreckten sie nicht zur Thätigkeit auf. Endlich erklärte ihnen der Prinz von Oranien (1579. Novem. 26.), er werde alle seine Aemter niederlegen, wenn sie nicht schleunige Anstalten träfen, durch kräftige Maßregeln und Vermehrung der Kriegsmacht das Vaterland zu retten. Diese Drohung wirkte wie ein Zauberschlag, und gab den erschlafften Gemüthern neue Spannkraft. Die zu Antwerpen versammelten Staaten baten den Prinzen, seine lenkende Hand von der gemeinen Sache nicht abzuziehen, und Wilhelm, dem es bei seinem glühenden Hasse gegen Spanien mit jener Drohung schwerlich ein Ernst gewesen war, versprach ihren Wunsch zu erfüllen. Er übergab ihnen hierauf einen Plan, nach welchem der Kriegsstand der Republik auf 4000 Reiter, 8000 Feuerröhre, 4000 Lanzenträger und 1200 Schanzarbeiter nebst einem Artilleriepark von 10 bis 12 Feuerschlünden außer den Festungsbesatzungen gesetzt werden sollte. Diese Macht hielt er für hinreichend, das Feld wider den Feind zu behaupten, und einen Defensivkrieg zu führen. Die Staaten billigten seinen Vorschlag, aber es war nicht leicht, bei der damaligen Zerrüttung des Landes,

die erforderlichen Geldsummen zur Aufstellung einer solchen Kriegsmacht aufzutreiben.

Nie erschien vielleicht dem Herzog von Parma ein so günstiger Zeitpunkt, ganz Belgien durch List oder Waffengewalt unter den Gehorsam seines Herrn zurück zu bringen, als der gegenwärtige; und an seinem Willen wenigstens lag es nicht, wenn den erwünschten Verhältnissen, womit ihn das Glück so freigebig überraschte, nicht alle die Früchte abgewonnen wurden, welche sie darboten. Mangel an den nöthigen Geldsummen, die alten Truppen zu bezahlen, und sie durch neugeworbene zu verstärken, war die Klippe, an welcher seine schönsten Entwürfe scheiterten. Zum Glück für die Niederlande war König Philipp damals ganz allein mit der Eroberung Portugals, dessen Thron erledigt war, beschäftigt. Bei der Aussicht, auf den Besitz einer neuen Krone, betrachtete er in diesem Augenblick die Niederländischen Angelegenheiten nur als eine Nebensache. Fruchtlos blieben daher alle noch so dringenden Vorstellungen Parma's, ihn mit den nöthigen Summen, zur Bezahlung der rückständigen Soldforderungen des Kriegsvolks, zu versehen. Im Unwillen über diese Vernachlässigung bat er den König, seine Stelle niederlegen, und zugleich mit den Spanischen Truppen nach Italien gehen zu dürfen. Der König verweigerte sein Gesuch, aber auch Geld erfolgte nicht. Die unbezahlten Kriegsleute, welche selbst an den unentbehrlichsten Bedürf-

nissen Mangel litten, rächten sich durch Ausschweifungen, wodurch das Elend des Landes vermehrt ward. Sie erpreßten Geld von den Städten, wo sie in Besatzung lagen, und plünderten die Häuser ihrer Wirthe. Eine allgemeine Gährung herrschte im ganzen Heere, und die Obersten konnten kaum den Ausbruch einer furchtbaren Revolution zurückhalten. Die Bande der Kriegszucht und des Gehorsams waren aufgelöst. Die Soldaten weigerten sich gerade hin, den Befehlen ihrer Officiere Folge zu leisten; verließen, wenn sie die Wache bezogen hatten, ihre Posten, und die Teutschen vorzüglich erklärten laut, sie würden dem Feinde keinen Widerstand leisten, wenn man sie nicht bezahle. Der Herzog von Parma selbst erhielt einst, als er nach Namur ging, einen auffallenden Beweis von der aufrührerischen Stimmung des Kriegsvolks. Bei seinem Einzuge durch das Stadtthor begegnet ihm ein ausrückendes Reitergeschwader, und senkt als militärische Ehrenbezeugung die Lanzen vor ihm. Einer der Reiter hat an die Spitze der seinigen einen leeren Beutel gebunden. Der Herzog bemerkt es, ruft, über diese Frechheit entrüstet, den Reiter hervor, und haut ihm ins Gesicht mit den Worten: „Neige mit Ehrfurcht deine Lanze, und reize nicht durch einen unzeitigen Scherz deine besseren Kammeraden zum Aufruhr!“ Alles schweigt, niemand rührt sich, keiner wagt es zu murren; und als der Herzog befiehlt, den Strafbaren sogleich aufzuhängen, erflehen die übrigen mit den

demüthigsten Bitten die Begnadigung desselben von ihm.

Wenn es in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Zustands der Menschen der Vorzug großer Geister ist, die gemeinere Natur von sich abhängig zu machen, und über sie zu herrschen; so äußert er sich in keinem auf eine so auffallende und glänzende Weise, als in der Verbindung des Feldherrn mit seinen Kriegern. Die Geschichte der Feldzüge des Herzogs von Parma ist voll von überraschenden und außerordentlichen Beweisen für diese Erfahrung, und wir finden sie in allen Kriegen bestätigt, wo ein genialischer Mensch an der Spitze der Heere erscheint.

3.

Feldzug des Jahrs 1580.

Eine der Hauptbedingungen des zwischen der Spanischen Regierung und den Wallonischen Provinzen abgeschlossenen Aussöhnungs = und Unterwerfungsvergleichs war die Entfernung des fremden Kriegsvolks aus den Niederlanden. Wie viel Schwierigkeiten auch mit der Erfüllung dieses Punkts verbunden waren, und wie ungern sich der Hof dazu verstehen mochte; so drang doch der König selbst darauf, um den Niederländern zu beweisen, daß er fest entschlossen sey, sein ihnen gegebenes Wort zu halten. Die Spanischen, Italienischen und Teutschen Besatzungen mußten daher die festen Plätze räumen, welche mit Wallonen besetzt wurden, und sich in der Gegend von Mastricht und Limburg zusammenziehen, von wo aus die Regimenter vereint den Rückmarsch nach Italien und Teutschland antreten sollten. Vor ihrem Abzuge hielt der Herzog von Parma noch eine allgemeine Musterung über sie, und empfing bei dieser Gelegenheit

die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit und Achtung.

Jetzt, da sie im Begriff sind, sich von dem theuern Feldherrn zu trennen, lassen sich diese sonst so trotzigen und widerspenstigen Krieger nicht nur leicht von ihm bewegen, für ihre großen Soldforderungen eine Zahlung auf Abschlag anzunehmen, sondern sie knien auch beim Abschiede vor ihm nieder, küssen ihm Hände und Gewand, legen ihm ihre Fahnen zu Füßen, und äußern ihren Schmerz auf die auffallendste Art. Und nicht nur die ihm durch Sprache und Sitten verwandten Italiener und Spanier, auch die Teutschen bringen ihm dieselben freiwilligen Opfer eines vollen Herzens dar. Die meisten Officiere dieser Nation nahmen sein Brustbild mit in ihre Heimath, und stellten es neben den Bildnissen ihrer Schutzheiligen auf, oder trugen es als eine Schaumünze auf der Brust. Der gerührte Fürst war dankbar und gerecht. Er beschenkte viele mit goldenen Ketten und Ringen, mit Harnischen, Helmen, Schwertern und Dolchen, und wirkte manchem verdienten Gemeinen beim Könige ein Gnadengehalt aus. Soll der Geschichtschreiber diese schönen Züge der Menschlichkeit nicht auffassen und verewigen? Ach! er hat ja nur zu oft das traurige Geschäft, sein Geschlecht in der höchsten Entartung und Verwilderung darstellen zu müssen, was würde seinen Glauben an die bessere Natur desselben erhalten, thäten es nicht jene Ergüsse eines rein menschlichen Ge-

fühls, von welchen selbst der roheste Barbar in gewissen Momenten überrascht wird.

Es war im Jänner 1580 als der Abzug der fremden Truppen erfolgte, nur die obersten Befehlshaber und einige Geschwader Italienischer Reiter blieben zurück. Auf die Wallonen machte die Entfernung der Ausländer einen sehr günstigen Eindruck und erwarb dem Herzog von Parma ihr Zutrauen. Bei dem allen war sie nichts mehr als ein Theaterstreich, das leichtgläubige Volk zu täuschen und die Besorgnisse des Adels zu zerstreuen. Wie schmerzlich würde einem so ruhmdürstigen Feldherrn, wie Alexander Farnese, die Trennung von solchen Truppen gewesen seyn, deren Tapferkeit, Treue und Kriegszucht der beste Wille der Wallonen nicht aufwog, und die allein sein Ansehn gründen und seinen Ruhm verherrlichen konnten, hätte ihn nicht die feste Ueberzeugung einer baldigen Rückkehr über ihre Entfernung getröstet.

Die angestrengtesten Rüstungen und die Anwendung aller möglichen Hülfsmittel, hatte ihm ein Heer verschaft, welches nach dem Abzuge der Ausländer noch aus 30000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern bestand, welche von dem Marquis von Roubair, einem Niederländer, und von Georg Basta, der sich während des Niederländischen Kriegs vom gemeinen Reiter bis zum Befehlshaber und Generalcommissär der Reiterei emporgeschwungen hatte, angeführt wurden. Ohnerachtet dieser bedeutenden Truppenzahl zeichnet sich doch der dießjährige Feldzug durch keine

wichtige und folgenreiche Unternehmung von Seiten des Königlichen Heeres aus. Leider waren es größtentheils Niederländer, welche in demselben wider einander auftraten und sich bekämpften, denn dahin hatte es jetzt die arglistige Politik der Spanier gebracht, daß die Nation ihre Kräfte im Kampfe wider sich selbst zerrieb und in thörichter Verblendung ihr eigenes Blut vergoß, um ihrem Tyrannen den Sieg über sich zu erleichtern.

Die ersten kriegerischen Scenen des Feldzuges fielen im Süden der Niederlande vor, wo der Baron Montigni an der Spitze seiner Wallonen sich der Städte Montagne und St. Amand bemächtigte, die Ständischen Besatzungen darin gefangen nahm, und das platte Land umher verwüstete. Eine andere Abtheilung Wallonen unter dem Obersten Alleines machte sich durch eine glückliche Kriegslist Meister von Kortrik. Pobelsberg, der Befehlshaber dieser Stadt, wollte die Besatzung derselben heimlich wider den Willen der Bürgerschaft verstärken. Er fordert in dieser Absicht einen in der Nähe stehenden Ständischen Befehlshaber durch ein Schreiben auf, sich in die Stadt zu werfen, wobei er ihm Zeit, Ort und den Weg, welchen er nehmen soll, genau bezeichnet. Unglücklicherweise fällt der Bote mit dem Briefe in die Hände der Wallonen, und Alleines säumt nicht den günstigen Zufall zu benutzen. Er führt sein kleines Corps nach dem von Pobelsberg bestimmten Sammelplatz (1580. Februar 27.), und jener bemerkt den ihm gespielten Be=

trug nicht eher, als bis aller Widerstand vergebens ist. Die Wallonen dringen in die Stadt und bemächtigen sich derselben nach Ueberwältigung der Schottischen Besatzung.

Diese Fortschritte der Königlichen Truppen setzten auch die Ständischen in Bewegung, welche die Städte Nivelle, Avesnes und Ninove überfielen und eroberten. Ninove ward erst nach großem Blutvergießen (März 28.) überwältigt; und die Sieger fanden darin die Grafen Karl und Philipp von Egmont. Jener ward auf des Prinzen von Oranien Vorbitte in Freiheit gesetzt; aber Philipp, der schon bei mehreren Gelegenheiten und noch erst vor kurzem in Brüssel seine feindseligen Gesinnungen gegen die Staaten bewiesen hatte, ward nach Rammekeens gebracht und mußte fünf Jahre Gefangener bleiben.

Die Stadt Mecheln hatte sich durch ihren treulosen Abfall den Unwillen der ganzen republikanischen Partei zugezogen. Die Staaten beschlossen, sie dafür züchtigen zu lassen, und der Oberst Tempel erhielt Befehl das Strafgericht zu vollziehen. Mit einem kleinen aus Engländern und Niederländern zusammengesetzten Corps bricht er in aller Stille gegen die Stadt auf, und steht vor ihren Mauern, ehe sie noch irgend eine Gefahr ahnet. Der Angriff wird sogleich unternommen (April 9.), die Mauern erstiegen, das Brüsseler Thor gesprengt, und der Reiterei der Eingang eröffnet. Indeß hatten auch die Einwohner zu den Waffen gegriffen, und auf dem Markte ent-

brannte ein heftiges Gefecht. Mitten unter den Kämpfenden sah man den Pater Wolf, Provinzial der Karmeliter, einen fanatischen Mönch, dessen Ränke vorzüglich den Abfall der Stadt veranlaßt hatten, und der seitdem die Rolle eines Demagogen darin spielte. Mit einer Hellebarde bewaffnet focht er gleich einem Rasenden, bis er endlich nebst mehrern andern Mönchen erschlagen ward. Bald darauf erklärte sich der Sieg für die Ständischen, und sie schändeten ihn durch eine allgemeine Plünderung der eroberten Stadt, wobei sich keiner thätiger bewies, als die Engländer, welche sogar die Uhren aus den Thürmen und die Grabsteine von den Kirchhöfen raubten und nach England sandten.

Die Freude der republikanischen Partei über die Wiedereroberung Mechelns, ward bald durch einen Unfall getrübt, welcher den Ständischen Feldherrn Lanoue bei dem Schlosse Ingolmünster traf. Er hatte sich vor dieser kleinen Feste gelagert, und war im Begriff sie anzugreifen, als ihm plötzlich der Gedanke einfiel, die Stadt Rissel zu überfallen. Die damalige Lage der Dinge schien dieses Unternehmen ganz vorzüglich zu begünstigen, und alle Umstände versprachen einen glücklichen Erfolg. Dennoch vereitelte es ein unvorhergesehenes Ereigniß, und stürzte zugleich den Urheber desselben ins Verderben. Schon war Lanoue an der Spitze einer auserlesenen Mannschaft in vollem Marsch nach Rissel begriffen, als ihm der Marquis von Risburg mit 18 Fahnen Wallonen entgegen kam.

Dem Ständischen Feldherrn, bei der Uebermacht des Feindes, blieb nichts übrig, als sich in das schwachbesetzte Lager vor Ingolmünster zurück zu ziehen. Risburg eilte ihm auf einem nähern Wege über Kortrik nach, überwältigte die schlechtbesetzte Brücke über die Mander ohnweit Ingolmünster und schlug und zerstreute die Ständischen Truppen (Mai 10.). Lanoue selbst ward nebst mehreren Officieren gefangen und alles Geschütz erobert. Der erstere mußte fünf Jahre Gefangener bleiben, denn da er für einen vorzüglichen Feldherrn galt, verweigerten die Königlichen seine Auswechselung.

Bald nach der Niederlage bei Ingolmünster eroberten die Ständischen Truppen die Städte Sichem, Arschot und Diest (Junius), wo sich eine Fahne des Teutschen Regiments Lodron so tapfer vertheidigte, daß sie bis auf den letzten Mann niedergehauen ward. Die Königlichen dagegen machten sich Meister von Quesnoi und Bouchain (September). Aber ein Versuch des Prinzen von Oranien, Mastricht durch Bestechung der Besatzung wieder zu gewinnen, gelang eben so wenig, als die Bemühungen des Herzogs von Parma (Oktober), die Hauptstadt Brabants durch große Versprechungen zum Abfall zu verleiten.

Dieß waren die merkwürdigsten Vorfälle des dießjährigen Feldzuges im Süden und Westen der Niederlande; größere Thätigkeit herrschte in den östlichen und nördlichen Provinzen. Des Grafen von Renneberg Uebertritt zur Königlichen Partei hatte Zwietracht

und Verwirrung über die Provinz Gröningen gebracht, doch blieb der größte Theil des Volks den Staaten treu. Besonders zeichneten sich die Bewohner desjenigen Distrikts, welchen man die Ommelande nennt, durch ihren Eifer für die Sache der Freiheit aus. Sie wiesen nicht nur alle Aufforderungen des Grafen, sich dem Könige zu unterwerfen, zurück, sondern boten auch alle ihre Kräfte auf, die Stadt Gröningen der Spanischen Herrschaft wieder zu entreißen. Noch am Abend desselben Tages, (1580. März 3.) da Renneberg die Stadt für den König im Besitz genommen hatte, ward sie durch Johann Kornput, einen tapfern Kriegsmann und eifrigen Anhänger der Staaten, mit einer kleinen Anzahl Niederländischer Truppen berennt. Am folgenden Tage vereinigte sich der Ständische Oberst Entes, der 13 Fahnen Friesen und 2 Kornetten Reiter befehligte, mit Kornput, und beide Anführer trafen Anstalten zur Belagerung der Stadt.

Gröningen, ein ansehnlicher volkreicher Ort, liegt in einer fruchtbaren, an Getreideland und Weide reichen Gegend. Die Einwohner sind wohlhabend, und treiben einen bedeutenden Handel. Die Festungswerke des Orts bestanden damals aus einer mit Thürmen und Rondelen versehenen Mauer und aus einem tiefen Graben. Vor dem Bottringer Thore erhob sich ein großes Bollwerk. — Sechzehn Fahnen Niederländer, unter Philipp Hohenlohe und Wilhelm Ludwig Nassau, des Grafen Johann von Nassau Sohn,

verstärkten das Belagerungscorps, und die Stände der Ommelande versahen es mit Geld und Geschütz, wozu die Kirchengelder und die Glocken aus den Dorfkirchen genommen wurden. Jetzt ward die Belagerung förmlich eröffnet, die Laufgräben gezogen und Batterien erbaut; aber ein Angriff, welchen der Oberst Entes, wider den Rath der übrigen Befehlshaber, auf die verschanzte Vorstadt Schuitending unternahm, (Mai 27.) ward mit Verlust abgeschlagen. Entes selbst ward bei diesem Vorfall durch einen Musketenschuß getödtet, und so beschloß dieser berüchtigte, schon aus den frühesten Zeiten der Niederländischen Revolution bekannte Abenteurer sein unruhiges Leben auf demselben Fleck Erde, der ihn erzeugt hatte. Die Niederländischen Geschichtschreiber zeichnen sein Bild mit sehr gehässigen Zügen, und lassen ihm keine Tugend, als einen unerschütterlichen Muth. Seine erste Bestimmung waren die Wissenschaften, und man sandte ihn nach Gröningen, um sich mit den Anfangsgründen der menschlichen Erkenntnisse bekannt zu machen. Aber sein unruhiger Geist paßte nicht in diese eingeschränkte Sphäre, er trieb ihn von der Beschäftigung mit todten Formen hinaus in die lebendige Welt, und nachdem er sein väterliches Erbe durch Ausschweifungen vergeudet hatte, trat er in die Verbrüderung der Meergeusen (1571). Das Glück begünstigte ihn, und in kurzer Zeit erwarb er sich beträchtliche Reichthümer durch Seeräuberei. Er trieb dieses Gewerbe mit der höchsten Grausamkeit, und

mancher ausgeplünderte Kaufmann ward auf seinen Befehl ins Meer geworfen. Nach der Eroberung Briels, an welcher er Theil nahm, spielte er eine nicht unbedeutende Rolle in Holland, als Verweser des Grafen von der Mark, damaligen Befehlshabers der Provinz unter dem Prinzen von Oranien. Aber nie verläugnete sich sein wilder und grausamer Charakter, und die Klagen der von ihm gemißhandelten Holländer bewogen den Prinzen, ihn seiner Dienste zu entlassen. Nach einiger Zeit erschien er jedoch wieder auf dem Schauplatz des Kriegs, und fand endlich vor den Mauern Gröningens den Tod.

Der Oberst Escheda übernahm nach seinem Abgange den Oberbefehl über das Belagerungscorps, und die Angriffe wurden fortgesetzt, aber mit geringem Erfolg, denn die Belagerten leisteten tapfern Widerstand, und schon näherte sich ein Corps von 3000 Mann zu Fuß und 600 Reitern, welches ihnen der Herzog von Parma zur Hülfe sandte. Der Anführer dieses Entsatzes, Martin Schenk von Nideghem, ein kühner und unternehmender Partisan, welcher anfangs den Staaten gedient und in der Folge ihren Dienst mit dem Spanischen vertauscht hatte, in der Hoffnung, ein schnelleres Glück zu machen, setzte mit seiner, größtentheils aus teutschen und andern Abenteurern bestehenden Mannschaft über den Rhein, und eilte in Gewaltzügen nach Gröningen. Aber in Oberissel, zwischen Zwol und Coevorden (Jun. 17.) traf er auf den Grafen Hohenlohe, der ihm auf Befehl der

Generalstaaten mit 3000 Mann entgegengerückt war. Der Ständische Feldherr, ohne seinen durch einen äußerst beschwerlichen Marsch entkräfteten Truppen einige Erholung zu verstatten, beschloß sogleich den feindlichen anzugreifen.

Es war hoch Mittag, als beide Theile zum Kampfe geordnet standen. Die glühende Sonne eines heißen Sommertags brannte den Ständischen ins Angesicht, aber sie waren voll Muth und Schlachtbegier. Das Gebet wird gesprochen, nach der Sitte des Zeitalters, die Hüte werden aufgeschwenkt, die Kanonen abgeprotzt, und das Zeichen zum Angriff ertönt. Nach einem hartnäckigen Kampfe scheint sich der Sieg für die Niederländer zu erklären, aber indem sich die Friesischen Fahnen zu einem neuen Angriff schwenken, werden sie selbst von einigen Geschwadern Königlicher Speerreiter und Schützen zu Pferde angegriffen, und weil sie der feindlichen Reiterei keine Pikenire entgegenstellen können, durchbrochen und geworfen. Das ganze Ständische Fußvolk gerieth plötzlich in Verwirrung, und nach einigen fruchtlosen Versuchen sich wieder zu setzen, stob es auseinander in unaufhaltbarer Flucht. Die Reiterei folgte dem Beispiel des Fußvolks, und das Geschütz ward den Feinden zur Beute. Im ersten Schrecken verließen die Ständischen auch Coevorden, und in der Nacht nach dem 18ten des Brachmonats ward die Belagerung Gröningens aufgehoben, wo Schenk feierlich als Sieger einzog. Die Anhänger der Stände in den Ommelanden entflohen, und ihre Be-

sitzungen wurden von den Königlichen Truppen ausgeplündert und verheert.

Schenk und Renneberg eroberten darauf die Stadt Delftzyl und die Schanzen von Aduwerderzyl und Obslag, wogegen Hohenlohe Coevorden wieder einnahm. Aber der letztere verlor ein Treffen auf der Bourtangerheide, die Ständischen Truppen flohen überall, (September) und die Königlichen spielten in ganz Oberissel den Meister. Die Generalstaaten, beunruhigt durch die Fortschritte der Feinde in diesen Gegenden, sandten große Geldsummen an ihre dortigen Befehlshaber, um die zerstreuten Regimenter wieder zu sammeln und zu ergänzen. Aber während dieß geschah, wandte sich der siegreiche Renneberg gegen Steenwik und rüstete sich zum Angriff dieses Orts.

Die Belagerung, welche jetzt erfolgte, gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen des gegenwärtigen Feldzugs, nicht wegen ihres besondern Einflusses auf den Gang des Kriegs, sondern weil sie reich ist an einzelnen karakteristischen Zügen und dabei einen Beweis abgiebt, wie viel oft die Standhaftigkeit eines einzigen besonnenen und entschlossenen Mannes zu bewirken vermag.

Steenwik ist eine uralte Stadt von geringem Umfange, in der Provinz Oberissel, an der Friesischen Grenze gelegen. Sie bildet einen Halbzirkel an dem Gewässer Aa. Ihre Umgebungen sind auf der Ost- und Westseite ein hohes Land nach der Landschaft Drente sich herabziehend; im Süden ein niedriges Moorbruch

und feuchte Wiesen, welche von einem Steindamm, der nach Steenwikerwolde und Tuif führt, durchschnitten und bei starken Regengüssen einer gänzlichen Ueberschwemmung ausgesetzt sind: und im Norden und Nordosten eine weite Aue, der Isvener Damm und eine Brücke über die Aa. Die Befestigung des Städtchens war damals nur unbedeutend. Ein Erdwall mit einer vier bis fünf Fuß dicken Brustwehr und ein Wassergraben von funfzig Fuß Breite bildeten die ganze Fortification. Ueber den Graben führten von den Thoren aus gemauerte Dämme ohne Zugbrücken und Barrieren, so daß ein Ueberfall leicht ausführbar war.

Als der Vortrab des Rennebergschen Corps schon im Anzuge war (1580. October 18.), bestand die ganze Besatzung der Stadt nur aus einer Fahne Ständischer Truppen, und die größtentheils Spanischgesinnte Bürgerschaft weigerte sich hartnäckig, eine Verstärkung an Kriegsvolk einzunehmen. Erst den Tag vor der Ankunft der Feinde gelang es dem Hauptmann, Johann Kornput, dessen unbekannter Name seit der ruhmwürdigen Vertheidigung Steenwiks in den Annalen seines Vaterlandes ehrenvoll ausgezeichnet ist, sich mit seiner Fahne wider den Willen der Bürger in die Stadt zu werfen. Der tapfere Mann ließ seine Krieger einen feierlichen Eid schwören, nie von Uebergabe zu sprechen, und jeden ihrer Kameraden, der etwas davon erwähnen werde, auf der Stelle nieder zu stechen. Die ganze Besatzung betrug jetzt 600 Mann, und von 500 bewaffneten Bürgern waren kaum 50, die es red=

lich meinten, und denen man trauen konnte. Die Vorräthe an Pulver und Proviant waren nur gering. Da kein Befehlshaber in der Stadt war, so übernahmen die Bürgermeister und Hauptleute gemeinschaftlich das Kommando.

Renneberg rückte mit 6000 Mann vor die Stadt, und besetzte sogleich alle Zugänge, worauf die mißvergnügte Bürgerschaft ein Schreiben an die Staaten sandte (Oktob. 23.), und um schleunige Hülfe bat, weil sich die Stadt sonst nicht halten könne; Kornput aber erklärte den Inhalt dieses Schreibens für lügenhaft und strafbar.

Die Feinde vertrieben ein kleines Detaschement Niederländer aus dem Dorfe Kuinder und erbeuteten eine Fahne, welche sie, an den Schweif eines Pferdes gebunden, unter Musik und Jubelgeschrei um die Stadt schleiften. Die Belagerer rächten diesen Schimpf durch einen Ausfall, welchen die Belagerer dadurch vergalten, daß sie unter einem heftigen Musketenfeuer eine mit Pech, Schwefel und andern Brennstoffen angefüllte Tonne gegen die Barriere vor dem Geestthore wälzten, um diese in Brand zu stecken. Ein tapferer Soldat von Kornputs Fahne erbot sich, das Feuer, welches bereits die Barriere ergriffen hatte, zu löschen. Er wird vom Wall herabgelassen, und schwimmt, einen ledernen Eimer im Munde, über den Graben, rollt die Tonne zurück und gießt das Feuer aus. Mit ächt Niederländischem Phlegma verrichtet er sein Geschäft, ohne auf die feindlichen Kugeln zu achten, die um ihn

her sausen. Ich bin Aart von Gröningen, eines Barbirers Sohn! ruft er den Feinden zu, schwimmt ruhig über den Graben zurück, und empfängt von Kornput den Lohn für seine kühne That. Am Abend desselben Tages ward ein feindlicher Soldat, der vor dem Wallthore heftige Schmähungen wider die Staaten und den Grafen von Hohenlohe ausstieß, vom Wall herab durch einen Schützen, der sein Feuerrohr nur nach dem Schall der Stimme richtete, gerade in den sich öffnenden Mund geschossen und dadurch für seinen Muthwillen gestraft.

Renneberg hatte Befehl vom Herzog von Parma, sich der Stadt zu bemächtigen, es möge kosten was es wolle. Er versuchte zuerst durch gütliche Mittel seinen Zweck zu erreichen, und erließ eine Aufforderung zur Uebergabe an sie, wobei den Belagerten Sicherheit des Lebens und Eigenthums und freier Abzug versprochen ward. Aber ihre Antwort lautete: wir werden Steenwik dem Könige erhalten, aber unter des Prinzen von Oranien Aufsicht und Schutz. Jetzt wurden drei Stück Geschütz gegen die Stadt aufgeführt, und die Belagerten arbeiteten an Verstärkung der Wälle und Brustwehren. Die letzteren baten noch einmal die Staaten dringend um Entsatz, aber Kornput schrieb ihnen, die Stadt bedürfe noch keines Entsatzes, sie möchten sich daher nicht übereilen, um desto kräftigere Maßregeln treffen zu können; zugleich that er den Staaten Vorschläge zu einer Chiffersprache und zu Signalen durch

Laternen und Feuerpfannen während der Nacht, und am Tage durch ausgespannte Tücher.

Renneberg schlug eine kleine Schaar Ständischer Truppen bei dem Dorfe Villenhofen (Nov. 17.) und bemächtigte sich eines Vorraths von Schießpulver, den sie mit sich führte, wovon er sogleich einen verderblichen Gebrauch gegen die Stadt machte. Die zerstörende Kunst, durch glühende Stückkugeln Gebäude anzuzünden, war damals längst erfunden, aber nur selten machte man Gebrauch davon, vielleicht wegen der Schwierigkeiten beim Glühen der Kugeln, oder wegen der für die Konstabler damit verbundenen Gefahr, wenn die Pulverladung Feuer fing. Renneberg ließ Steenwik ihre verheerenden Wirkungen empfinden, und nachdem das Geschütz die Spitzen der Wälle und die hohen Brustwehren herabgestürzt hatte, um eine freie Aussicht über die Stadt zu öffnen, eine Anzahl glühender Kugeln auf die Häuser herabschleudern. Bald schlugen die Flammen an mehreren Stellen auf und verbreiteten sich mit so reißender Schnelligkeit, daß mehr als siebenzig Häuser und mehrere Magazine in Asche sanken.

Nach diesem Brandspiel forderte der feindliche Feldherr die Stadt abermals zur Uebergabe auf, und die mit einigen Hauptleuten der Besatzung einverstandene Bürgerschaft drang darauf, wenigstens die Bedingungen des Feindes anzuhören. Aber Kornput wollte davon nichts wissen, und erwiederte den Bürgern: eine Jungfrau, die sich zu einer Unterredung mit ihrem Buhlen versteht, ist schon halb schwanger! Den folgen-

den Tag (Novemb. 20.) rotten sich Bürger und Soldaten auf dem Markte zusammen, und fordern mit Ungestüm die Uebergabe der Stadt. Aber plötzlich tritt Kornput von einigen Hauptleuten und treuen Kriegern begleitet mitten unter sie, und scheucht die lärmenden Gruppen auseinander. Nur ein vorlauter Schlächter blieb stehen und fragte trotzig: Was soll aus uns werden, wenn wir nichts mehr zu essen haben? Dann wollen wir dich und andere Schurken deines Gleichen zuerst auffressen, aber noch ist es nicht so weit! versetzte Kornput in seiner derben Niederländischen Sprache, und trieb ihn fort.

So hinderte dieser entschlossene Mann durch seine Standhaftigkeit die Uebergabe der Stadt, und brachte es auch durch seine Vorstellungen dahin, daß zweckmäßige Anstalten zur Abwendung ähnlicher Feuersbrünste als die vorhin erwähnte getroffen worden. In allen Straßen, ja vor jedem Hause, mußten die Bürger Wache halten. Selbst Weiber und Knaben verrichteten diesen Dienst. So bald die Wächter bemerkten, daß ein Haus von einer glühenden Kugel getroffen war, welches der aufsteigende Dampf leicht verrieth, ward sie mit eisernen Haken oder mit den Händen, die mit dicken angefeuchteten ledernen Handschuhen bedeckt waren, aufgehoben und auf die Straße geworfen. Dadurch wurden alle weiteren Versuche der Belagerten, die Stadt aufs neue anzuzünden, vereitelt.

Mit dem Anfange des Christmonats trat Regenwetter ein, und jetzt öffneten die Belagerten ihre ver-

schütteten Thore wieder und thaten Ausfälle, während unter ihren Feinden Mißmuth und Empörung herrschten. Das Ungemach der Jahreszeit und der Mangel an Geld und an allen nöthigen Bedürfnissen, womit die Belagerer zu kämpfen hatten, erschöpften ihre Geduld, sie empörten sich, und ihr Befehlshaber mußte sich mehrere Tage verbergen, um den Ausbrüchen ihrer Wuth zu entgehen. Durch ausgetheilte Geldsummen und glänzende Versprechungen gelang es ihm endlich, die aufgebrachten Gemüther wieder zu besänftigen.

Indeß hatten die Generalstaaten, nach langen Berathschlagungen mit dem Prinzen von Oranien, den Entsatz von Steenwik beschlossen, welches seiner geographischen Lage wegen für einen Schlüssel zu Drente und Friesland galt. Da es aber an Geld und Mannschaft fehlte, so konnte nur wenig gethan werden, und alles was zur Rettung des bedrängten Platzes geschah, war, daß einige schwache Truppenhaufen dahin gesandt wurden. Der erste unter dem Obersten Norris war so glücklich, sich eine Gemeinschaft mit der belagerten Stadt zu öffnen, und eine kleine Verstärkung hinein zu werfen, welche etwas Geld und Schießpulver mitbrachte, worauf die Belagerten einen neuen Ausfall thaten, und dem Feinde einige Geschütze (December 31.) mit großen Schmiedehämmern zerschlugen. Die Erscheinung des Obersten Sonoi, welcher mit Mannschaft und Lebensmitteln aus Nordholland über den Südersee gesegelt und bei Blokzyl, eine Meile

von Steenwik, ans Land gestiegen war, belebte den Muth der Belagerten aufs neue. Auch Norris rückte jetzt näher an die Stadt, und schon sahen die Bewohner derselben in freudiger Erwartung der nahen Befreiung entgegen, als ihnen die Nähe ihrer Freunde durch einen traurigen Irrthum fast zum Verderben geworden wäre. Renneberg hatte auf die Hoffnungen der Belagerten den Plan zu einer Kriegslist gegründet. Er läßt einen Theil seiner Mannschaft gegen die Stadt ausrücken, und trifft dabei solche Maßregeln, daß die Belagerten glaubend gemacht werden, es sey der sehnlich erwartete Entsatz. Ein starker Nebel und der Holländische und Englische Trommelschlag, welchen die Feinde nachahmen, vollenden die Täuschung. Die Belagerten machen einen Ausfall, um denen, welche sie für ihre Befreier halten, die Hand zu bieten, und würden sammt der Stadt ein Opfer ihrer Unvorsichtigkeit geworden seyn, hätte sich nicht glücklicherweise der Nebel plötzlich verzogen, und sie noch zur rechten Zeit ihren Irrthum erkennen lassen, worauf sie sich ohne Verlust in die Stadt zurückzogen, und eine abermalige Aufforderung des Feindes zur Uebergabe gleich den früheren abwiesen (1581. Jänner 9.).

Wenige Tage nach diesem Vorfall sah man vor den Mauern der belagerten Stadt eine Scene, welche an die Zeiten der Homerischen Helden oder der späteren Ritterwelt erinnert haben würde, hätte nicht ihr burlesker Ausgang die poetische Idee einer romantischen Vorzeit schnell verwischt und die gemeine Niederländi-

sche Natur in einem treffenden Zuge dargestellt. Ein feindlicher Hauptmann forderte den Obersten Norris zum Zweikampf heraus, und ein Lieutenant des letztern nahm die Ausforderung an dessen Stelle an. Ort und Zeit des Kampfs werden bestimmt, Geisseln gegeben und Bedingungen festgesetzt. Die Kämpfer erscheinen, beide Heere stehen unter den Waffen. Das Gefecht hebt an. Mehrere Gänge werden gemacht, und keiner der Fechtenden ist verletzt. Endlich legen sie die Waffen nieder, ergreifen ein Paar volle Krüge, trinken einander zu und das Schauspiel ist zu Ende.

Nach einem für die Belagerten nicht glücklichen Ausfall, zog sich Norris zu Sonoi nach Blokzyl zurück, nachdem er aus Unkunde des Terrains einen ganzen Tag in der größten Gefahr geschwebt hatte, mit seinem ganzen Corps aufgehoben zu werden. Nach einer aus Friesland erhaltenen Verstärkung rückte er wieder näher gegen Steenwik vor (Jänner 31.).

Die Belagerten erbauten, auf Kornputs Rath, ein neues Thor gegen Norden, um das Einbringen des Proviants, womit Norris die Stadt versehen wollte, zu erleichtern. Aber die erwartete Verproviantirung verzögerte sich so lange, daß von neuem der Muth der Belagerten sank. Ein unbedeutender Zufall erhob ihn wieder. Drei Wachteln, welche eines Tages über den Markt hinflogen, wagten sich zu tief herab und wurden mit der Hand gegriffen. „Gott ist dreieinig — rief Kornput aus, als man ihm den Vorfall erzählte — er sandte einst den muthlosen Israeliten in der Wüste diese

Speise! auch unsere Stadt wird er speisen, doch erst in drei Wochen, weil der Wachteln drei sind, und zwar zur Prüfung wegen des durch euern Mangel an Zutrauen auf seine Hülfe bewiesenen Kleinmuths." So benutzte der erfahrne Menschenkenner den Wunderglauben und die Vorurtheile seines Zeitalters, und es gelang ihm, durch dieses immer wirksame Mittel die Hoffnung der Belagerten noch einmal zu beleben, daß sie getrost der Zukunft und der versprochenen Hülfe entgegen sahen.

Norris lagerte sich auf einer befestigten Höhe im Angesichte der Stadt, (Februar 4.) wo ihn Renneberg vergebens angriff. Beide Theile mußten mit Hunger, Frost und allen nur erdenklichen Mühseligkeiten kämpfen. In der Stadt konnte man das Lager unter Norris sehr deutlich sehen, und die Blicke der Belagerten hingen mit Sehnsucht auf diesem Pharus ihrer Hoffnungen. Um den Einwohnern und der Besatzung von Zeit zu Zeit Nachricht von sich zu geben, erfand Norris folgendes Mittel: Er ließ zweipfündige mit doppelten Oeffnungen versehene bleierne Kugeln gießen. In die eine Oeffnung ward ein Brief gesteckt, und die Oeffnung dann mit einem bleiernen Pfropf verschlossen; in die andere that man Brennstoffe und eine Zündschnur, um die Stelle zu bezeichnen, wo die abgeschossene Kugel niederfiel.

Der 22. Februar war der entscheidende Tag, wo es dem Obersten Norris gelang, nach langen und blutigen Gefechten mit dem Belagerungscorps, die Stadt

mit] allen nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Die Folge davon war, daß Renneberg die Belagerung aufhob, so schmerzlich es ihm auch war, dem Herzog von Parma das gegebene Versprechen nicht erfüllen zu können. Er zog sich in größter Ordnung von der Stadt zurück, (Februar 23.) und die Belagerten wagten nicht ihn zu verfolgen, weil das trübe neblichte Wetter alle Aussicht entzog. Norris hielt seinen Einzug in die gerettete Stadt, und der Schade, welchen die Bürger während der Belagerung erlitten hatten, ward ihnen durch Erlassung der Steuern und andere Vergünstigungen ersetzt. Aber ihre Freude über den glücklichen Ausgang der Belagerung verwandelte sich bald in Trauer, denn eine pestartige Seuche, welche sich über die Stadt verbreitete, stürzte in kurzer Zeit den größten Theil ihrer Bewohner ins Grab.

Nach dem gelungenen Entsatz Steenwiks verfolgten die Ständischen Befehlshaber ihr Waffenglück. Norris eroberte Kuinder, Lemmer und Sloten, und Sonoi Staveren. Rennebergs Truppen, welche sich in Besitz der sämmtlichen Ommelande gesetzt hatten, wurden nach und nach aus ihren Eroberungen vertrieben (1581. Jul. 19) und bis unter die Mauern von Gröningen gedrängt.

In dieser letzteren Stadt beschloß der Graf von Renneberg seine Laufbahn (Jul. 23.). Unmuth und Krankheit hatten seit der mißlungenen Belagerung Steenwiks an seinem Leben genagt. Auch soll er in den letzten Tagen, nach der Versicherung der Nieder=

ländischen Geschichtschreiber, seinen Abfall von der republikanischen Partei bitter bereuet, seine Schwester Cornelia Lalaing, welche ihn dazu überredet, von seinem Sterbelager zurückgewiesen, und noch kurz vor seinem Ende im Gefühl des Schmerzes ausgerufen haben: o Gröningen!, Gröningen, wozu hast du mich verleitet!

Franz Verdugo, ein Spanier von geringer Geburt, der sich durch Muth und Talente vom gemeinen Kriegsmann zum Befehlshaber emporgeschwungen hatte, erhielt von dem Herzog von Parma Rennebergs erledigte Statthalterschaft, zur großen Kränkung des tapferen Schenk, welcher des Grafen Nachfolger zu werden gehofft hatte. Verdugo erschien an der Spitze von zehn Fahnen in Friesland, eroberte die Ommelande wieder, schlug den Obersten Norris aufs Haupt, und erwarb den Königlichen Waffen (1581. Septemb.) das Uebergewicht auf dem nördlichen Schauplatz des Kriegs.]

4.

Achtserklärung des Königs von Spanien wider den Prinzen von Oranien.

1580.

Der Utrechter Bund, wodurch sich ein Theil der Niederländischen Provinzen feierlich von der Spanischen Herrschaft lossagte, und den ersten entscheidenden Schritt zu der künftigen Unabhängigkeit that, war gleich allen übrigen Unternehmungen der Nation wider ihre ehemaligen Beherrscher das Werk Wilhelms von Oranien. Er allein erhielt die Partei der Königsfeinde und der Freiheit, und ohne den alles belebenden Einfluß dieses außerordentlichen Geistes, wäre die Niederländische Revolution ohne dauernde Folgen geblieben, und nichts mehr als der ohnmächtige Versuch eines gemißhandelten Volks zur Wiedererlangung seiner natürlichen Rechte gewesen. Nie hatte Philipp der 2te einen so gefährlichen Feind gehabt als diesen, und nur zu gut kannte er die Wichtigkeit und den Werth eines Mannes, der nun schon

zwölf Jahre mit geringen Hülfsmitteln den ungleichen Kampf wider ihn, den mächtigsten Monarchen Europas, unterhielt.

Nur wenn er ihnen diese Stütze entriß, durfte er hoffen, seine abgefallenen Niederländischen Unterthanen wieder zum Gehorsam zurück zu bringen. Aber alle Versuche dieses zu bewirken, waren bis jetzt fruchtlos geblieben. Der List war Oranien ausgewichen, weil er den Grundsatz hatte, Spanien nicht zu trauen; der Gewalt hatte er mit unerschütterlicher Standhaftigkeit getrotzt, und eben so wenig machten gütliche Vorschläge Eindruck auf ihn, wenn sich in ihnen die Absicht aussprach, ihn abzulenken von seinem großen Vorhaben, den Götzen der Spanischen Tyrannei in den Niederlanden zu zertrümmern. Während des Cöllner Friedenskongresses, wo der Spanische Gesandte, nach seiner Instruktion, bestimmt und unwiderruflich darauf drang, daß der Prinz seiner Würden in den Niederlanden entsetzt und gezwungen werden sollte, dieses Land auf immer zu räumen, ward ihm von Seiten des Spanischen Hofes insgeheim die Hand zu einem Vergleiche geboten. Man machte ihm den Antrag, daß, wenn er sein Wort gäbe, die Niederlande freiwillig zu verlassen, und nach Teutschland zurück zu gehen, ihm eine Entschädigung von 100000 Gulden bewilliget, und sein Sohn, der Graf von Büren, der erlittenen langen Haft entledigt und in alle väterlichen Rechte und Besitzungen in den Niederlanden eingesetzt werden solle. Aber Wilhelm wies diesen ent-

ehrenden Vorschlag, der die Verwünschungen der Niederländer, den Spott der Zeitgenossen und die Verachtung der Nachwelt über ihn gebracht haben würde, mit Unwillen zurück.

Diese Weigerung und die eingelaufenen Berichte von geheimen Berathschlagungen in den abgefallenen Provinzen, dem Herzog von Anjou die Souveränität über die Niederlande anzubieten, reitzten den kalten Philipp zum heftigsten Zorn, und der stolze Beherrscher zweier Welttheile, welcher sonst aus dem mystischen Gewölk seines düsteren Zeremoniels wie ein Wesen höherer Art auf seine Unterthanen herabsah, erschien ihnen jetzt, von einer niedrigen Leidenschaft überrascht, wie ein gemeiner Mensch. Auf immer zerrissen war jetzt der Faden gütlicher Unterhandlung zwischen ihm und Oranien, und auch die letzte Aussicht auf eine noch mögliche Aussöhnung verschwunden. Von jetzt an behandelten sich beide Prinzen ohne alle Schonung, und selbst ohne die ihrem Range schuldige Achtung, und mißhandelten sich in öffentlichen Schriften, welche mit den niedrigsten Schmähungen angefüllt waren, und worin die Leidenschaft Wahres und Falsches durcheinander mischte.

Den ersten Schritt zu dieser unrühmlichen Fehde that der erbitterte Philipp. Auf seinen Befehl erließ der Herzog von Parma, von Mastricht aus, wo er sich den größten Theil dieses Jahres aufhielt, ein öffentliches Manifest wider den Prinzen von Oranien (1580. März 15.), dessen Inhalt folgender war: Kö-

nig Philipp von Spanien, Herzog von Brabant und Burgund, thun darin zu wissen, wie nicht nur sein Vater Kaiser Karl der 5te, sondern auch er selbst den Prinzen von Oranien mit Wohlthaten überhäuft hätten. Der Kaiser habe ihm zum Besitz des Fürstenthums Orange, des Erbtheils seines Vetters Renatus von Chalons, verholfen, und von ihm sey er zum Ritter des goldenen Vließes und zum Statthalter über Holland, Seeland, Utrecht und Burgund ernannt worden. Diese Wohlthaten habe er mit dem schwärzesten Undank vergolten, die aufrührerische Verbindung des Adels in den Niederlanden, die Bilderstürmerei und die Unterdrückung des katholischen Glaubens veranlaßt und befördert, und endlich wider seinen rechtmäßigen Herrn die Waffen ergriffen. Unmittelbar an diese Beschuldigungen schloß sich eine Reihe der gröbsten und niedrigsten Schmähungen. Der Prinz ward ein Ehebrecher genannt, weil er bei Lebzeiten seiner von ihm geschiedenen Gattin Anna von Sachsen sich mit einer geweiheten Aebtissin, der Tochter des Herzogs von Montpensier, vermählt habe; ein Ketzer und Abtrünniger, ein Kain und Judas, ein Heuchler, eine Pest der Christenheit und ein Feind des Menschengeschlechts. Zum Schluß erklärte ihn der König als den Stifter der Niederländischen Unruhen und ehrlosen meineidigen Schelm, sammt allen seinen noch nicht eingezogenen Gütern in die Acht, und gab Vermögen und Person des Geächteten einem jeden Preis. Wer ihn todt oder lebendig liefern wer-

de, dem wurden 25000 Goldkronen, Loszählung von allen Verbrechen und der Adel, wenn er noch kein Edelmann sey, zur Belohnung versprochen. Alle seine Anhänger, die sich nicht binnen einem Monat von ihm trennten, sollten Adel, Ehre, Leben und Vermögen verwirkt haben.

Oranien war von dem Inhalt dieser Achtserklärung, schon vor ihrer öffentlichen Erscheinung, durch seine Kundschafter am Spanischen Hofe, die alle Schritte desselben bewachten, unterrichtet, und hatte eine vorläufige Anzeige davon an die Staaten von Holland und Seeland gemacht. Als hierauf das schändliche Produkt der Rache und des Hasses wirklich aus dem Spanischen Kabinet hervorging und in seiner ganzen Abscheulichkeit vor den Augen der Welt zur Schau aufgestellt ward, beschloß der mißhandelte und tiefgekränkte Prinz, seinen Gegner mit gleicher Münze zu bezahlen, ferner keine Schonung und Diskretion gegen den König zu beobachten, und denselben Ton gegen ihn anzustimmen, den sich jener zuerst gegen ihn erlaubt habe. Er beantwortete das Manifest in einer Rechtfertigungsschrift, worin er das Bild des verhaßten Despoten, der selbst den Geistern gern seine Fesseln angelegt hätte, im grellsten Lichte aufstellte.

Zuerst entwickelt er in dieser Schrift, welche an die Generalstaaten gerichtet war, die großen Verdienste seiner Vorfahren um das Haus Oesterreich, und zeigt nach einigen Lobsprüchen auf Kaiser Karl den 5ten,

wie wenig er dem Könige zu verdanken und wie viel er durch ihn verloren habe. Dann fährt er fort: nicht er habe den Aufstand in den Niederlanden verwirkt, sondern der Spanische Hof durch seine ungerechten Eingriffe in die heiligsten Rechte der Nation, und die blutige Tyrannei des Herzogs von Alba, seine Schafotte und unersättliche Habsucht hätten das friedfertigste Volk von der Welt zur Verzweiflung gebracht. Wer sey derjenige, der seine rechtmäßige Vermählung lästere? Philipp, der mit seiner Schwestertochter eine blutschänderische Ehe geführt, der seine Gemahlin Isabelle und seinen Sohn D. Karlos, weil er Mitleid mit den unglücklichen Niederländern geäußert, ermordet, mit D. Euphrosia im Ehebruch gelebt und sie schwanger dem Prinzen von Ascoli zur Gattin aufgedrungen habe, um seinem Bastard dessen Güter zu verschaffen, worauf den letzteren der Gram, oder vielleicht ein vergifteter Bissen getödtet habe. Kain und Judas hätten Gott nicht vertrauet, er vertraue ihm, aber nicht Menschen, die vor den Mauern von Granada und an den Grafen von Egmont und Hoorne sich öffentlich als Verräther und Wortbrüchige bewiesen hätten. Die Niederträchtigkeit einen Preis auf seinen Kopf zu setzen und daß man in Spanien Meuchelmördern den Adel ertheile, nehme ihn eben nicht Wunder, da der größte Theil des Spanischen Adels, wie die ganze Welt sage, von den Maranen oder Juden herstamme, welche das Leben Christi dem Judas mit baarem Gelde abgekauft hätten. Käme es übri-

gens bei diesen verderblichen Unruhen nur auf seinen Kopf an, und könnten sie durch dessen Verlust gestillt werden, so wolle er ihn gern zum Opfer darbringen. Sie, die Generalstaaten möchten daher frei über sein Leben gebieten, denn nur sie allein und kein Potentat der Erde, hätten Macht über seinen Kopf. Glaubten sie aber von seinen gesammelten Erfahrungen noch längeren Gebrauch machen zu können, so sey er bereit Leben und Vermögen in ihrem Dienste aufzuopfern.

Peter de Villier, ehemals Advokat und nachher Hofprediger des Prinzen, ein treuer Diener seines Hauses und mit seinen Staatsgeheimnissen und politischen Verhältnissen vertraut, ward für den Verfasser dieses Aufsatzes gehalten. Am 13ten des Christmonats (1580.) begab sich der Prinz, von seinem Neffen dem Grafen Hohenlohe und einigen andern Verwandten begleitet, in die Versammlung der Generalstaaten, welche damals zu Delft gehalten wurden, und überreichte ihr die Schrift. Der Pensionär las sie der Versammlung vor, welche den Inhalt etwas zu heftig fand und die Berathschlagungen darüber einige Tage verschob. Endlich ertheilte sie ihre Antwort darauf (Decemb. 17.), erklärte die dem Prinzen in der Achtserklärung wegen der Niederländischen Unruhen gemachten Beschuldigungen für falsch und ungegründet, pries seine dem Vaterlande geleisteten großen Dienste, ersuchte ihn um seinen ferneren Beistand, wobei sie ihm alle mögliche Unterstützung leisten wolle, und erbot sich, ihm zu seiner persönlichen Sicherheit ein

Geschwader Leibwache auf gemeine Kosten zu halten; und bemerkte endlich zum Schluß, daß, da auch sie in der Achtserklärung angegriffen worden sey, sie ebenfalls eine Rechtfertigung ihres Verfahrens bekannt machen werde.

Hierauf wurden die Achtserklärung, des Prinzen Vertheidigungsschrift und die Antwort der Generalstaaten mit Genehmigung der letztern in Niederländischer und Französischer Sprache gedruckt, um ihnen eine desto größere Publicität zu geben, und von dem Prinzen an mehrere Europäische Höfe gesandt.

Diese Schriften erhitzten die erbitterten Gemüther aufs neue. Sie waren ein neuer Feuerbrand, der unter die empörte Menge geworfen ward, ein neuer Aufruf zu einem ewigen unheilbaren Zwiste, zu einem Kampfe auf Leben und Tod: denn furchtbarer als je erwachte jetzt die alte Wuth. Eine Widerlegung der Vertheidigungsschrift des Prinzen von Spanischer Seite ist nie erfolgt. Vielleicht sah Philipp bei kälterer Ueberlegung das Entehrende eines übereilten Schrittes ein, wozu ihn eine heftige Aufwallung hingerissen hatte. Welche Erniedrigung für den stolzesten und mächtigsten Monarchen seiner Zeit, mit einem seiner Unterthanen, und mochte er auch ein Prinz seyn, eine solche Sprache zu führen! Und wie verdunkelte er seinen Ruf dadurch, daß er seinen Gegner reitzte, Dinge aus der Nacht des Geheimnisses an das Licht des Tages hervor zu ziehen und öffentlich vor den Augen der Zeitgenossen und der

Nachwelt aufzustellen, denen er zu seiner Ehre eine ewige Verborgenheit, worin sie ohne diesen Vorfall auch vielleicht geschlummert hätten, wünschen mußte. Doch wie erniedrigend auch die Folgen dieses Streits für den König waren, verderblicher wurden sie dem Prinzen von Oranien. Von jetzt an schwebte der Engel des Todes drohender über seinem Haupte, überall schlichen Meuchelmord und Verrätherei in hundert verschiedenen Gestalten ihm nach, und sein Leben ward endlich das Rachopfer für Philipps beleidigte Ehre.

Wenige Monate nach Erscheinung der Achtserklärung wider den Prinzen von Oranien, widerfuhr auch dem Herzog vom Parma eine Kränkung, welche leicht einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Angelegenheiten Spaniens in den Niederlanden hätte haben können. Die Herzogin Margarethe von Parma, Alexanders Mutter und ehemals, bei den ersten Ausbrüchen der Revolution, Statthalterin der Niederlande, langte auf Befehl des Königs aus Italien (1580. August) zu Namur an. Philipp hatte den Wallonischen Provinzen versprochen, ihnen einen General-Gouverneur aus seinem Hause zu geben. Seine Wahl, entweder aus dem ihm eigenen Mißtrauen gegen jeden ausgezeichneten Mann oder von dem Kardinal Granvella geleitet, fiel auf seine Schwester Margarethe, deren Leutseligkeit, wie er hoffte, ihm die Herzen der Niederländer wieder gewinnen werde, ohne ihm bei ihren mittelmäßigen Talenten Veran-

lassung zum Argwohn zu geben. Sie sollte daher, nach seinem Befehl, die Regierungsgeschäfte verwalten, und der Herzog, ihr Sohn, die Kriegsangelegenheiten leiten. Aber der letztere, im Bewußtseyn seiner dem Könige geleisteten Dienste, fühlte den heftigsten Unwillen gegen diese unverdiente Zurücksetzung, und war keinesweges geneigt, von der ersten Stelle in einem Lande, wo er bisher die höchste Gewalt ausgeübt hatte, herab zu steigen, um eine subalterne Rolle zu übernehmen. Er empfing seine Mutter, die er schon in seiner Jugend wenig geschätzt hatte, mit Kaltsinn, und sie selbst, da sie seinen Unwillen über ihre Gegenwart bemerkte, schrieb bald nach ihrer Ankunft an den König und bat ihn, sie der ihr verliehenen Würde wieder zu entledigen, da bei dem gegenwärtigen schrecklichen Zustande der Niederlande nur von den Waffen, welche ihr Sohn besser zu führen verstehe als sie, ein kräftiger und wirksamer Erfolg zu hoffen sey. Als der König aber dennoch auf seinem Willen bestand, wollte der Herzog lieber seine Entlassung nehmen, als mit seiner Mutter die höchste Gewalt und die Führung der Geschäfte theilen.

Das Gerücht von diesem Vorhaben des Herzogs verbreitete sich bald, und versetzte die ganze Königliche Partei in den Niederlanden in Unruhe und Bestürzung, ja die Truppen erklärten, daß sie nicht mehr dienen würden, wenn man ihnen ihren geliebten Feldherrn raubte. Der König, welcher den Herzog nicht

entbehren konnte, sah sich endlich gezwungen, dem Drange der Nothwendigkeit nachzugeben, und ihn aufs neue in der Statthalterschaft zu bestätigen, welche seine Mutter abtrat.

Margarethe blieb nach dieser Katastrophe in den Niederlanden, ohne jedoch an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Sie hatte ihren Aufenthalt zu Namur, ihr Sohn bekümmerte sich wenig um sie, und es kam so weit, daß sie den drückendsten Mangel leiden mußte, ob ihr gleich bei ihrer ersten Entlassung von der Statthalterwürde vom Spanischen Hofe ein Jahrgehalt von 20000 Thalern angewiesen worden war. Im Herbstmonat 1583 kehrte sie nach Italien zurück.

5.

Entsetzung Philipps des 2ten von der Oberherrschaft über die Niederlande, und Wahl des Herzogs von Anjou zum Souverain derselben.

1580 bis 1582.

Schon seit mehreren Jahren hatte unter den eifrigen Republikanern in den abgefallenen Niederländischen Provinzen, besonders in Holland und Seeland, der Antrag bestanden, dem Könige von Spanien den Gehorsam aufzukündigen. Hätte die Königin Elisabeth die ihr im Jahre 1575 angebotene Souveränität angenommen, so würden jene beiden Provinzen schon damals diesen entscheidenden Schritt gethan haben. Ihre Weigerung und der langsame und bedächtige Charakter der Nation, der selbst in dem exaltirten Zustande der Revolution nicht unterging, verzögerte ihn, und auch Oranien erklärte sich dagegen, weil er das Band zwischen den abgefallenen Provinzen noch nicht

haltbar genug fand, um ihn mit Sicherheit und Erfolg thun zu können. Man ließ daher die äußeren Formen der Regierung vor der Hand noch in ihrem damaligen Zustande, und alle Verordnungen und Befehle wurden fortdauernd im Namen und unter dem Siegel desselben Fürsten ausgefertigt und erlassen, wider den man die Waffen mit der höchsten Erbitterung führte. Nach dem Abschluß der Utrechter Union ward in der Versammlung der Staaten von Holland (1580. März) aufs neue der Vorschlag gethan, die Königliche Gewalt mit allen ihren äußeren Zeichen abzuschaffen, und die Regierung der Republik fest und entscheidend zu bestimmen. Er ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, aber die Versammlung fand für gut, ihn zur Zeit noch nicht zu realisiren, weil sie die Hoffnung hegte, daß bald alle vereinigten Landschaften denselben Entschluß fassen würden.

Dieser Zeitpunkt trat ein, als mit dem fruchtlosen Ausgange des Cöllner Kongresses jede Friedensaussicht verschwunden war, als die Achtserklärung des Spanischen Hofes wider den Prinzen von Oranien und des letzteren mit den heftigsten Invektiven gegen den König angefüllte Vertheidigungsschrift den gegenseitigen Haß noch glühender und unversöhnlicher machten; und als auf der einen Seite die gänzliche Vereinigung Amsterdams und Harlems mit der republikanischen Partei der Provinz Holland, dem Bunde mehr Stärke verliehen hatte, und auf der andern das Waffenglück des Herzogs von Parma und die Rückkehr ganzer Provinzen

und so vieler Städte und einzelner bedeutender Männer unter den Gehorsam des Königs die Patrioten mit den gerechtesten Aussichten eines unglücklichen Ausgangs erfüllten. Jetzt, um nicht alles in einem Kampfe zu verlieren, der mit so ungleichen Kräften geführt ward, mußte alles gewagt und endlich ein souveräner Schritt gethan werden. Nur wenn man jede Gemeinschaft mit Spanien aufhob, das letzte mit der Monarchie noch bestehende Band zerriß, und einen fremden selbstgewählten Fürsten zum Chef und Beschützer der Republik proklamirte, ließ sich noch Rettung von dem gewissen Untergange hoffen. Oranien selbst, welcher die große Kunst verstand, stets die günstigsten Momente zur Erreichung seiner Absichten zu treffen, zeigte jetzt die Nothwendigkeit, dieses entscheidende Hülfsmittel zu ergreifen, und rieth, von jeher der Verbindung mit Frankreich geneigt, dem Herzog von Anjou an Philipps Stelle die Oberherrschaft zu übertragen, weil dieser Fürst, dessen Wahl ihnen den Beistand Frankreichs und vielleicht auch Englands verspräche, dem Interesse des Landes angemessener sei, als irgend ein anderer.

Lange gab dieser wichtige Gegenstand das Hauptthema zu den Berathschlagungen der Generalstaaten ab. Endlich, nach vielen und heftigen Debatten, ward beschlossen, dem Rathe des Prinzen zu folgen, und eine Deputation an den Herzog von Anjou zu senden, um mit ihm über die Annahme der Oberherrschaft über

die Niederlande in Unterhandlung zu treten. Aus den früheren Epoken dieser Geschichte ist bekannt, daß die Staaten den Herzog schon im Jahre 1578 zum Oberstatthalter und Schutzherrn der Niederlande erklärt hatten. Sie waren damals außer Stande, ihm die Bedingungen halten zu können, wozu sie sich verpflichtet hatten, und er war mißvergnügt nach Frankreich zurückgekehrt, ohne doch darum seinen Lieblingsplan, sich noch einst zum Herrn jenes schönen nachbarlichen Landes zu machen, aufgegeben zu haben. Sehr angenehm überraschte ihn daher die Nachricht, welche ihm seine Niederländischen Korrespondenten von dem Beschlusse der Generalstaaten ertheilten, welcher ihn dem Ziele seiner Hoffnungen und Wünsche auf einmal so nahe rückte. Im August (1580.) langte die Niederländische Gesandtschaft in Frankreich an, um die Unterhandlung mit dem Herzog zu eröffnen, welcher seinerseits einige Kommissarien zu diesem Geschäft ernannte. Das Schloß Plessis les Tours ward zum Schauplatz der Konferenzen zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten gewählt. Aber eine Menge Schwierigkeiten verzögerten den Gang der Unterhandlungen, denn die auf die Freiheiten ihres Vaterlandes eifersüchtigen Niederländischen Deputirten, an deren Spitze St. Aldegonde stand, discutirten sogar über einzelne Phrasen und wogen jeden Ausdruck mit ängstlicher Genauigkeit ab. Alle Hindernisse wurden endlich gehoben, alle Differenzen ausgeglichen, der Vertrag kam zu Stande und die darüber ausgefertigte Urkunde ward am Mi-

chaelistage (1580.) von den Bevollmächtigten beider Theile unterschrieben.

Der Vertrag bestand aus sieben und zwanzig Artikeln. Dem Herzog von Anjou ward dadurch für sich und seine männliche Deszendenz die Oberherrschaft über die Niederlande mit eben den Titeln, welche die vorigen Fürsten geführt hatten, übertragen, aber die Gewalt des neuen Souveräns war durch vielfache Einschränkungen in Rücksicht der Erbfolge, der Regentschaft bei einer Minderjährigkeit, des Genter Friedensvereins und der Utrechter Union in so enge Grenzen gesteckt, daß ihm kaum noch ein Schatten von Macht übrig blieb. Er mußte versprechen, alle Freiheiten und Vorrechte der Landschaften zu bestätigen; wenigstens einmal jährlich die allgemeinen Staaten zusammen zu berufen, zu seinen Staatsräthen nur Eingeborne und aufs Höchste zwei Franzosen zu wählen, und die Statthalter der Provinzen aus den ihm von den Staaten vorgeschlagenen Personen zu ernennen, die Provinzen Holland und Seeland in Ansehung des Gottesdienstes und auch außerdem bei ihrer gegenwärtigen Verfassung zu lassen, den Beistand seines Bruders des Königs wider Spanien zu bewirken, und mit dessen und seinem eigenen Gelde den Krieg zu führen, wozu die Staaten jährlich 240000 Gulden beitragen würden. Den Staaten sollte ferner das Recht zustehen, denjenigen von seinen Deszendenten, welchen sie für den würdigsten hielten, zu seinem Nachfolger zu wählen. Jede Verletzung dieses Vertrags von Seiten

des Herzogs sollte die Staaten von ihrem Eide und Gehorsam und allen Verpflichtungen gegen ihn entbinden. Endlich rückten die Niederländischen Bevollmächtigten zum Schluß noch mit der Erklärung hervor: nur unter der Bedingung, daß der Herzog von seinem Bruder ein schriftliches, unter dem Königlichen Namen und Siegel ausgefertigtes Versprechen seines Beistandes bewirke, sey der gegenwärtige Traktat von ihnen abgeschlossen worden, und für gültig zu halten.

Der Herzog nahm alle Punkte des Vertrages an, und ging auch die letzte Verpflichtung ein, aber seine Bemühungen sie zu erfüllen waren vergebens. Frankreich war damals ein Raub der Anarchie und des Bürgerkriegs, und alles, wozu sich der schwache, seinem Bruder abgeneigte König bewegen ließ, war ein Schreiben (1580. Nov. 26.), worin er dem Herzog und den Niederländern Hülfe zu leisten verhieß, wenn die Ruhe in Frankreich wieder hergestellt seyn würde. Wie wenig auch eine so unbestimmte Erklärung den Staaten Genüge leistete, mußten sie sich doch dabei beruhigen, weil vor der Hand nichts mehr zu erlangen war. Sie bestätigten auf der Versammlung (1580. Decemb. 30.) zu Delft den Traktat von Plessis, und beschworen ihn, (1581. Jänner 23.), nachdem sie wenige Tage zuvor, auf den Rath des Prinzen von Oranien, einen Land- oder Staatsrath, der aus ein und dreißig Mitgliedern bestand, errichtet hatten.

Auf die Wahl des Herzogs von Anjou zum Souverän der Niederlande folgte unmittelbar die schon

früher beschlossene Entsetzung des Königs von Spanien. Der Beschluß, welcher Philipp den 2ten seiner Rechte auf die Niederlande verlustig und ihn für einen Feind der Republik erklärte, ward von den Staaten von Brabant, Flandern, Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland und Mecheln auf der Versammlung zu Amsterdam, am 26. Mai gefaßt, und zwei Monat später (1581. Juli 27.) im Haag feierlich proklamirt. Die darüber abgefaßte Akte hob mit der merkwürdigen Erklärung an: Die Völker sind nicht der Fürsten wegen, sondern die Fürsten der Völker wegen da, und den Unterthanen gebührt das Recht, den Regenten seiner Würde zu entsetzen, wenn er sie als Sklaven behandelt, und wenn es für sie kein anderes Mittel gibt, wieder zu ihrer Freiheit zu gelangen. Wird eine solche Entsetzung durch die Stände des Landes beschlossen, so ist sie vollkommen rechtmäßig, und mehr als irgend ein anderes Volk sind die Niederländer im Besitze dieses Rechts, deren Souverän verpflichtet ist, nach heiligbeschwornen Bedingungen zu regieren. Diesem Eingange folgte eine weitläuftige Darstellung aller Ungerechtigkeiten und Eingriffe in die Vorrechte der Nation, deren sich der König schuldig gemacht habe; und endlich ward er aller Rechte und Ansprüche auf die Regierung der Niederländischen Republik auf immer für verlustig erklärt. Die Lehnleute, Staatsdiener und sämmtliche Einwohner wurden von dem ihm geleisteten Eide entbunden, und es ward befohlen, nicht mehr des Königs Namen und Siegel,

sondern bei allgemeinen Angelegenheiten das Siegel der Generalstaaten, und bei besondern die der einzelnen Provinzen, in Holland und Seeland aber den Namen des Prinzen von Oranien und der Staaten gemeinschaftlich zu gebrauchen.

Kaum ist dieser Beschluß bekannt gemacht, so eilt man auch schon zur Vollziehung desselben. Ueberall werden die Wappen und Bildnisse des Königs hinweggeschaft, die Siegel zerbrochen, die von ihm ertheilten Bestallungen zerrissen, und sein Brustbild und Name von den Münzen verbannt. Doch nicht an allen Orten ward das Haager Manifest mit gleichem Beifall aufgenommen, und viele Beamten, welche kein Bedenken getragen hatten, an der Rebellion gegen ihren alten Fürsten Theil zu nehmen, weigerten sich jetzt, den neuen Eid abzuleisten; so wahr ists, daß der größte Theil der Menschen nur an den äußeren Formen hängt, und weit schwerer diesen als dem Wesen der Dinge entsagt. Auch der Aberglaube erklärte sich wider die Neuerung. Focko Nalda, Rath des Hofes von Friesland, ward in dem Augenblick, da man ihm den neuen Eid zur Ableistung vorlegte, vom Schlage getroffen und blieb auf der Stelle todt. Dieser Zufall machte einen großen Eindruck auf den gemeinen Haufen, der darin den Wink einer höheren Macht, der alten Ordnung treu zu bleiben, zu erkennen glaubte. Michael Rudze, ein lutherischer Prediger zu Woerden, erhob sich mit solcher Wuth wider die Absetzung des Königs, daß man ihn aus der Stadt verweisen mußte. Meh-

rere Vasallen und Beamten, welche ebenfalls den neuen Eid verweigerten, traten zur Royalistischen Partei über, und suchten im Lager des Herzogs von Parma ein Asil gegen die Rache ihrer republikanischen Mitbürger.

Aber wie laut auch Vorurtheil, Aberglaube und Pfaffengeist sich wider die Abschaffung der alten Regierung mit ihren bisherigen Formen erheben mochten, nie erscheint dem philosophischen Beobachter die Versammlung der Niederländischen Volksrepräsentanten ehrwürdiger und achtungswerther, als in dem Augenblick, da sie die Entsetzung Philipps decretirt und ihm den Gehorsam aufsagt. Denn was adelt den Menschen mehr, als wenn er mit männlicher Kraft die Ketten zerreißt, welche ein übermüthiger Despot für ihn geschmiedet hat, und lieber die offne Brust allen Ungewittern des Lebens darbeut, als sein Haupt unter den ungerechten Scepter des Tyrannen schmiegt. Die Europäischen Fürsten freilich, wie sich leicht vorhersehen ließ, schenkten diesem Triumph der beleidigten Menschheit ihren Beifall nicht. Am wenigsten behagte ihnen der in dem Haager Manifeste aufgestellte Grundsatz von der Souveränität der Völker und dem Rechte, unter gewissen Umständen ihre Regenten abzusetzen, Ideen, welche beweisen, wie richtig man schon damals die natürlichen Rechte der Menschen zu erklären verstand.

Um die übeln Eindrücke zu schwächen, welche ihr Verfahren wider den König auf die auswärtigen Mächte

gemacht haben mußte, sandten die Staaten eine Gesandtschaft an den Reichstag zu Augsburg, und ließen den gethanen Schritt durch die traurige Nothwendigkeit entschuldigen, welche sie dazu gedrungen habe, da der König allen ihren Bitten, um Abstellung ihrer gerechten Beschwerden, sein Ohr verschlossen habe. Und hatten nicht die Spanier selbst, sagt Grotius, den Niederländern ein Vorbild gegeben, da sie einen ihrer Könige seiner Grausamkeit wegen des Throns für verlustig erklärten, und die Krone einem Bastard aufsetzten? und wie viel Beispiele von Königen, welche durch ihre Unterthanen abgesetzt wurden, lieferte ihnen die ältere und neuere Geschichte anderer Völker, der Franken und Engländer, der Dänen und Schweden!

Die Entsetzung des Königs und die Uebertragung der höchsten Gewalt an den Herzog von Anjou, hatten einen wesentlichen Einfluß auf die bisherigen Verhältnisse des Erzherzogs Matthias, denn er verlor dadurch den geringen Antheil an der Regierung, den er bisher noch gehabt hatte. Da ihm diese natürliche Folge der Dinge selbst einleuchtete, so gab er wenige Tage vor der Publikation des Haager Manifests seine seit vier Jahren, wenigstens dem Namen nach, geführte Statthalterschaft zu Antwerpen (1581. Jul. 21.) in die Hände der Generalstaaten zurück. Es wurden ihm sehr ansehnliche Jahrgelder ausgesetzt, welche jedoch in der Folge beträchtlich vermindert wurden; und der Wunsch des Prinzen von Oranien, ihm zur Entschädigung das Bisthum Lüttich zu verschaffen, ging nicht

in Erfüllung, weil das Domkapitel, auf die Empfehlung des Herzogs von Parma, den Prinzen Ernst von Baiern wählte. Drei Monat nach seiner Abdankung (Weinmonat) verließ der Oestreichische Prinz die Niederlande und ging nach Wien zurück. Man hegte in der letzten Zeit den Verdacht gegen ihn, daß er in geheimen Verbindungen mit dem König von Spanien stehe, und über einem gefährlichen Anschlage wider den Prinzen von Oranien brüte. Sein Leibbäcker und noch eine andere vertraute Person, welche man einzog und abhörte, bestätigten durch ihre Aussage den gefaßten Verdacht, man hatte jedoch Gründe, die Sache nicht näher aufzuklären und zu rügen. So endete Matthias die unbedeutende Rolle, in welcher er vier Jahre in den Niederlanden figurirt hatte. Der Herzog von Arschot und dessen Anhang riefen ihn dahin, um ihn dem Prinzen von Oranien entgegen zu stellen, und sie waren auch die ersten, von denen er wieder verlassen ward, als Oraniens Staatsklugheit ihre ehrgeitzigen Plane durchschaute und vereitelte.

Die eben erzählten Veränderungen in der politischen Verfassung der Niederlande hatten auch neue Stürme in der religiösen zur Folge. Die kalvinistischen Zeloten ergriffen diesen Zeitpunkt, ihrer Sekte mehr Ausdehnung und Einfluß auf Kosten des Katholicismus zu verschaffen, und es gelang ihnen, denn die Umstände begünstigten ihren Eifer. Sie brachten es dahin, daß zu Antwerpen, Brüssel und an mehreren andern Orten der katholische Gottesdienst aufhören

mußte, die Weihung der Hostien untersagt ward, die Priester verjagt wurden, und die Bilder, welche jene früheren Stürme überlebt hatten, aus den Kirchen genommen wurden. Viele der schönsten Gemählde, besonders einige treffliche Altarstücke, wurden in Privathäuser gerettet und darin aufbewahrt, um sich nicht noch einmal der vandalischen Wuth einer fanatischen Sekte, welche die Werke der Kunst gleich Idolen des Aberglaubens haßte und verfolgte, preis zu geben.

Indeß hatte der neue Regent der Niederlande schon angefangen, einen Theil der übernommenen Verpflichtungen gegen seine künftigen Unterthanen zu erfüllen; denn so bald der Vertrag von Plessis abgeschlossen und bestätigt war, ließ er es sein erstes Geschäft seyn, ein Heer zur Vertheidigung der Niederlande zusammen zu ziehen, während er eine gedruckte Denkschrift an alle Reichsfürsten versandte, worin er seine Gründe zur Annahme der Souveränität über die Republik entwickelte. Im August (1581.) betrat er an der Spitze von 14000 Mann die Niederländische Erde, und die Erscheinung einer so ansehnlichen Hülfsmacht flößte den vereinigten Provinzen die größten Erwartungen ein. Aber bald zerrannen wie Luftgestalten die schönen Bilder ihrer Hoffnung, als das französische Heer nach einigen kriegerischen Unternehmungen, deren wichtigste der gelungene Entsatz von Cambrai war, schon wieder über die Grenze nach Frankreich zurückkehrte.

Der Herzog, immer mit neuen Projekten beschäftiget, opferte auch jetzt die Wahrscheinlichkeit eines

glücklichen Erfolgs in den Niederlanden der Verfolgung einer glänzenden Chimäre in England auf. Keine Vorstellungen konnten ihn bewegen, sein Waffenglück zu verfolgen, er entließ sein Heer und schiffte in Begleitung einiger vornehmen Niederländer nach England über, um die schon früher eingeleitete Vermählung mit der Königin Elisabeth zu Stande zu bringen. Eine Verbindung Englands und Frankreichs gegen Spanien sollte gleichsam die Mitgift bei dieser Vermählung seyn, und alles schien die Wünsche des Herzogs zu begünstigen. Die Königin behandelte ihn mit der größten Auszeichnung und Vertraulichkeit, gab ihm in ihren Briefen die zärtlichsten Namen, ja sie zog einst bei einem glänzenden Ball einen kostbaren Ring von ihrem Finger und steckte ihn öffentlich dem Herzog an. Bei dem allen waren diese Aeußerungen des Wohlwollens und der Zuneigung nichts als ein leeres Gaukelspiel. Die arglistige Fürstin machte es dem Herzog nicht besser, als allen andern, die um ihre Hand geworben hatten; sie hielt ihn mit Hoffnungen hin, ohne vielleicht je im Ernst an eine Vermählung mit ihm gedacht zu haben, obgleich der Heirathsvertrag bereits entworfen war. Vielleicht schreckten sie auch der leichtsinnige Charakter des Herzogs, die Gewißheit zugleich mit seiner Hand einen Krieg mit Spanien zu erhalten, und der zerrüttete Zustand Frankreichs, von dieser Verbindung zurück. Drei Monate verlor der Herzog, ohne seinem Ziele näher gerückt zu seyn, da erschien eine Deputation der Generalstaaten,

welche ihn um Beschleunigung seiner Rückkehr bat, weil der Prinz von Oranien darauf drang, einige bedeutende Mängel in der Staatsverfassung abzustellen und kräftige Maßregeln zur Fortsetzung des Kriegs zu treffen. Der Herzog mußte sich zur Abreise entschließen, und die Königin selbst, welche ihm ansehnliche Summen vorgeschossen hatte, begleitete ihn bis Canterbury. Graf Leicester, ihr Liebling, und andere Englische Großen folgten ihm nach Vliessingen, wo er von dem Prinzen von Oranien (1582. Febr. 10.) und Espinoi bewillkommt ward. Sieben Tage nach seiner Ankunft schiffte er mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge nach Antwerpen, und ward hier mit großen Feierlichkeiten zum Herzog von Brabant und Markgrafen des Römischen Reichs geweihet.

Unter dem Schalle einer rauschenden Musik von der benachbarten Schelde her (Febr. 19.), bestieg er eine kostbar dekorirte, dem Rathhause gegen über errichtete Schaubühne. Eine Welt von Zuschauern war zusammengeströmt, den neuen Regenten zu sehen. Der Prinz von Oranien selbst bedeckte ihn mit dem Herzogshut und hing ihm den Fürstenmantel um. Als er sich dabei vergebens bemühete, eine Schnalle zu befestigen, welche den Mantel zu halten bestimmt war, sagte der Herzog mit bedeutendem Lächeln zu ihm: Laßt mich nur selbst machen, ich werde sie schon selbst so gut befestigen, daß sie nicht wieder aufgehen soll. Dem Prinzen entging der geheime Sinn dieser Worte

nicht, aber er blieb ruhig, denn er kannte den Herzog und fürchtete ihn nicht.

Der neue Souverän legte den Eid ab, und die Bevollmächtigten Brabants schworen ihm Treue. Auch die Gelderer erklärten ihn für ihren Herzog, und Flandern nebst den Gröningenschen Ommelanden folgten dem Beispiele Brabants; aber Holland, Seeland und Utrecht verweigerten die Huldigung, obgleich die Deputirten dieser Provinzen gleich den übrigen dem Vertrage von Plessis beigestimmt hatten.

Der Grund dieser Weigerung betraf den Prinzen von Oranien, und seine Verhältnisse zu jenen drei Provinzen. Zwar war er es selbst, der zu den Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou rieth und sie auf das eifrigste betrieben hatte, weil den erschöpften und durch Parteien zerrissenen Niederlanden eine auswärtige Hülfe zu ihrer Erhaltung unentbehrlich schien, besonders da zu fürchten war, daß Philipp nach vollendeter Eroberung Portugals seine ganze Macht gegen sie wenden werde. Aber dabei war es keinesweges seine Absicht, sich die Herrschaft über die drei erwähnten Provinzen entziehen zu lassen. Daher die Weigerung derselben, dem Herzog von Anjou die Huldigung zu leisten, wovon der Grund damals ein Geheimniß war, zu dem nur wenige treue Anhänger des Prinzen in Holland den Schlüssel hatten.

Jedem aufmerksamen Beobachter der Niederländischen Revolution drängt sich hier die interessante Frage auf: woher kam es, daß der Prinz von Oranien,

der doch der belebende Geist der Rebellion und der antispanischen Partei war, weder zum Generalgouverneur noch zum Souverän der Niederlande gewählt ward? Wie kam es, daß er weder selbst nach diesen Würden strebte, wozu ihm seine Verdienste ein so gültiges Recht gaben, noch daß jemals von einem seiner Anhänger zu deren Erlangung für ihn ein Antrag geschah? und was bewog endlich diesen außerordentlichen Mann, sich so viel Mühseligkeiten und Gefahren für eine ihm fremde Sache zu unterziehen, um andern den Genuß der Früchte seiner Anstrengungen und Aufopferungen zu überlassen? Begeisterte ihn allein der edle Ehrgeitz, der Retter eines unglücklichen mißhandelten Volks zu werden, indem er zugleich seinen glühenden Haß gegen die Unterdrücker desselben befriedigte? oder strebte er wirklich insgeheim nach der Herrschaft über dieses Volk, und behauptete nur darum den Schein einer erzwungenen Mäßigung, weil seine scharfsichtige Politik ihm sagte, der günstige Zeitpunkt, seine Wünsche laut werden zu lassen, sey noch nicht gekommen, und er habe dabei den Widerspruch einer zahlreichen Gegenpartei zu fürchten? Die Geschichte gibt uns keine Aufschlüsse zu einer befriedigenden Beantwortung dieser Fragen, und Oraniens tiefverschlossene Seele verstattet nicht einen forschenden Blick in das Heiligthum ihrer Geheimnisse zu thun. Indeß welche Hoffnungen, welche Absichten auch Oranien hegen mochte, er konnte ruhig jede fremde Person in den Vereinigten Niederlanden neben sich auftreten und mit

den höchsten Würden bekleiden sehen. Immer blieb er der Held des großen Drama's und jene waren nur Figuranten, die auf einen Wink von ihm eben so schnell wieder von der Bühne verschwanden, als sie auf derselben erschienen waren, wie die Geschichte der Mathias und Anjou zur Genüge beweist. Daß übrigens der große Mann sein eigenes Interesse nicht ganz aus den Augen verlor, zeigen seine Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou über die Provinzen Holland, Seeland und Utrecht, wovon die dem Herzoge verweigerte Huldigung dieser Provinzen eine Folge war. Der Zusammenhang ist folgender.

Schon in den früheſten Zeiten der Revolution hatte der Prinz in Holland und Seeland, worüber er vor dem Ausbruch derselben Königlicher Statthalter war, das Ansehn eines Souveräns ausgeübt, ohne jedoch, weil der König seiner Herrscherwürde damals noch nicht entsetzt war, den Namen davon zu führen. Um jenes Verhältniß auch unter dem neugewählten Regenten zu erhalten, ward auf sein Verlangen in dem Vertrage von Plessis ausdrücklich festgesetzt, daß Holland und Seeland sowohl in Absicht der Religion als auch außerdem bei ihrer gegenwärtigen Verfassung bleiben sollten. Der geheime Sinn des Worts außerdem ging auf die dem Prinzen schon vormals übertragene höchste Gewalt in jenen Provinzen, welche er nicht verlieren wollte, und der Herzog übergab St. Aldegonde, auf dessen Verlangen, noch besonders eine schriftliche Versicherung, daß er den angeführten Worten keinen andern

Sinn geben wolle. Dieser geheime Artikel ward sorgfältig verschwiegen, weil er leicht, wenn man ihn bekannt werden ließ, bei den übrigen Provinzen den Argwohn erregen konnte, daß Holland und Seeland sich von dem Bunde trennen wollten. Nach dem Abschluß des Vertrags von Plessis betrieben der Prinz und seine Anhänger die förmliche Uebertragung der Regierung an ihn in Holland, Seeland und Utrecht mit großer Thätigkeit. In Holland gelang die Sache in so weit, daß die Staaten der Provinz auf der Versammlung zu Amsterdam den Prinzen ersuchten: die ihm im Jahr 1576. übertragene Gewalt, welche nicht nur auf die Dauer des Kriegs eingeschränkt, sondern permanent seyn solle, auszuüben und ausschließend die reformirte Religion zu beschützen. Auch leisteten ihm die meisten Städte den Huldigungseid als Repräsentanten der Grafschaften Holland, Seeland und Friesland; welchen Titel er auch von dieser Zeit an gewöhnlich führte. In Seeland und Utrecht erfolgte jedoch für jetzt die verlangte Eidesleistung noch nicht. Dem Prinzen genügte indeß die von dem Herzog von Anjou wegen Holland und Seeland erhaltene Versicherung nicht, und er wußte es dahin zu bringen, daß die Deputirten dieser Landschaften zu Antwerpen keinen Befehl erhielten, dem Herzog zu huldigen. Erst nachdem der letztere (1582. Febr. 22.) eine neue Urkunde ausgestellt hatte, worin er sich verpflichtete, den drei Provinzen durchaus keine andere Verbindlichkeit aufzulegen, als die gemeinschaftliche Führung

des Kriegs zur Vertheidigung der Freiheiten der Republik: leisteten ihm Holland und Seeland, auf die Vorstellung des Prinzen, die Huldigung. Nur Utrecht allein fuhr fort sie zu verweigern, und zeigte sich eben so wenig geneigt, dem Prinzen die Herrschaft zu übertragen.

Anjou nahm jetzt den Titel eines Herzogs von Brabant, Limburg und Geldern, Grafen von Holland, Seeland und Flandern, Markgrafen des Römischen Reichs und Beschützers der Belgischen Freiheit an. Er stellte darauf in Antwerpen die Uebung der katholischen Religion wieder her, und empfing auch die Deputirten des reformirten Clerus, die ihn in ihrer Anrede einen David und Salomo nannten, mit großer Leutseligkeit und mit der Versicherung seines Schutzes.

Vier Wochen dauerten die Lustbarkeiten, welche die Huldigung veranlaßte, bis sie endlich am Geburtstage des Herzogs durch einen tragischen Vorfall plötzlich unterbrochen wurden. Doch ehe wir desselben erwähnen, ist es nöthig, eine kurze Darstellung der Kriegsscenen zu geben, welche sich während des Zeitraums ereigneten, worin die eben erzählten Begebenheiten vorfielen.

6.

Ansicht der Kriegsvorfälle des Jahrs 1581.

Die Kriegsgeschichte dieses Jahrs stellt nur wenige bemerkungswerthe Begebenheiten und nicht Eine Unternehmung auf, welche auf den Gang der Revolution einen entscheidenden Einfluß gehabt hätte. Ein Paar gewonnene und verlorne Städte, einige fehlgeschlagene Versuche auf andere, und verschiedene größtentheils unbedeutende Gefechte im offenen Felde, das waren die Resultate des Feldzugs. Die Kriegsmacht beider Theile befand sich in schlechter Verfassung, wovon der Grund auf beiden Seiten derselbe, nemlich der Geldmangel war, welcher den Herzog von Parma und die Staaten in gleichem Maße drückte. Dazu kam noch, daß die Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou die Aufmerksamkeit der letzteren so ausschließend beschäftigten, daß sie darüber das Militär fast ganz aus den Augen verloren. Man ließ die Truppen Mangel leiden, welcher einen Geist des

Mißvergnügens und Aufruhrs erzeugte, der sich besonders unter den Besatzungen mehrerer Plätze so drohend äußerte, daß man gezwungen war gewaltsame Maßregeln dagegen zu ergreifen. Auch die Königlichen Truppen hatten starke Soldrückstände zu fordern, und man konnte ihrem Mangel nur abhelfen durch erzwungene Anleihen von den eroberten Städten, wodurch diese zu Grunde gerichtet wurden. Wie sehr unter diesen Umständen der moralische Zustand und die Kriegszucht der beiderseitigen Heere leiden mußten, ergiebt sich von selbst; daß aber die Königlichen Truppen dennoch mehr leisteten als die Ständischen, war das Werk des großen Feldherrn, der an ihrer Spitze stand, und mit dem keiner der republikanischen Befehlshaber verglichen werden konnte.

Der Herzog von Parma hatte beim Anfange des Feldzuges sein Hauptquartier zu Hauterive und blokirte Cambrai. Diese Stadt war wegen der Verbindung, in welcher sie mit dem Teutschen Reiche stand, während des ganzen Kriegs von beiden Theilen als ein neutraler Ort behandelt worden. Aber nachdem durch die Unterwerfung der Wallonischen Provinzen die Royalistische Partei in jener Gegend ein so großes Uebergewicht erlangt hatte, hielt der Befehlshaber Ainse die Stadt unter dem Schutze einer ungewissen Neutralität nicht mehr für gesichert, und nahm deshalb einige Fahnen Franzosen als Besatzung darin auf. Der Herzog von Parma, dem Ainse als ein eifriger Anhänger des Herzogs von Anjou bekannt

war, fürchtete, die Franzosen möchten sich in dieser wichtigen Grenzstadt unter dem Vorwande, ihre Neutralität zu schützen, auf immer festsetzen. Um dieses zu verhindern und den Platz in seine Gewalt zu bekommen, wandte er Geld, List und Ueberredung an, und als alle diese Mittel fruchtlos waren, so beschloß er ihn durch Hunger zu unterwerfen. Zu dem Ende ließ er die Stadt durch den Marquis von Roubaix auf das engste einschließen, und ihr alle Zufuhr und alle Gemeinschaft mit der umliegenden Gegend abschneiden. Vergebens versuchte ein Corps Ständischer Truppen, welches sich unter Villers zwischen Ypern und Dermuiden in Flandern aufstellte, seine Aufmerksamkeit von Cambrai abzuziehen; er bot diesem die Spitze, und setzte zugleich die Blokade Cambrai's ununterbrochen fort.

Während das Schicksal dieser Stadt die Aufmerksamkeit beider Theile beschäftigte, erhielt der Prinz von Oranien Nachricht von einer der Stadt Vliessingen in Seeland drohenden Gefahr. Der Herzog von Parma und D. Bernhardin de Mendoza, Spanischer Gesandter in London, hatten einen gemeinschaftlichen Plan entworfen, diesen wichtigen Hafenplatz den Vereinigten Niederländern durch Verrätherei zu entreißen. Die Hauptrolle dabei hatte der Gesandte übernommen, und er bemühete sich, irgend einen Niederländischen Schiffsbefehlshaber in sein Interesse zu ziehen, um durch dessen Mitwirkung die Verrätherei zur Ausführung zu bringen. Er fand endlich zwei, Wil-

helm von Horn und Cornelius Steinhuden, welche seinen Anträgen und Versprechungen Gehör zu geben schienen. Sie versicherten dem Gesandten, es werde ihnen nicht schwer werden, Vliessingen in Spanische Hände zu überliefern, wenn ihnen dazu ein Paar Königliche, mit Kriegsleuten besetzte Schiffe überlassen würden. Der Gesandte beschenkte sie reichlich, aber die beiden wackeren Seeleute waren keinesweges gesonnen Verräther an ihrem Vaterlande zu werden. Sie entdeckten dem Prinzen von Oranien die ihnen gemachten Anträge, und erhielten den Auftrag, die Unterhandlungen zum Schein fortzusetzen, weil der Prinz wünschte, die Spanier in ihren eigenen Schlingen zu fangen. Wilhelm von Horn forderte hierauf einige tausend Kronen von dem Gesandten, unter dem Vorwande, sich mit diesem Gelde eine Partei in Vliessingen zu machen. Mendoza versprach die geforderte Summe, jedoch unter der Bedingung, daß ihm Horn seinen zehnjährigen Sohn als Geißel überlassen solle, wozu sich Wilhelm von Horn verstand, gegen ein schriftliches Versprechen des Gesandten, daß man den Knaben nicht außerhalb England bringen wolle. Jetzt ward das Geld gezahlt, und der Knabe ausgeliefert. Horn begab sich nach Vliessingen, um seinem Vorgeben nach die letzte Hand ans Werk zu legen. Indeß ertheilte der Prinz dem Admiral Treslong Befehl, einige bewaffnete Schiffe nach Walcheren zu senden, um die Königlichen Fahrzeuge, wenn sie sich Vliessingen nähern würden, zu empfangen, und

sandte zugleich seinen Geheimschreiber Huigens nach London, den kleinen Sohn Wilhelms von Horn zu entführen. Huigens entledigte sich seines Auftrags, er entriß den Knaben seinen Wächtern durch List und Gewalt und kam glücklich mit ihm nach Holland zurück (1581. Mai). Vliessingen entging der Gefahr; aber auch die Spanier zogen sich ohne Verlust aus dem Handel, da sie durch die plötzliche Verhaftung einer gewissen Frau von Anlsi, welche mit darin verwickelt war, einen warnenden Wink von der Entdeckung desselben erhielten.

Oranien genoß die Freude über die Rettung Vliessingens nicht lange, denn bald darauf erhielt er die Nachricht von dem Verlust eines andern Orts, der ihn noch näher anging. Die Stadt Breda in Brabant an dem kleinen Flusse Merk, der Hauptort in der Herrschaft gleiches Namens, welche dem Hause Nassau gehörte, galt damals für einen der festesten Plätze in den Niederlanden. Sie war mit starken Mauern, Bastionen, tiefen Graben, Ravelins und halben Monden umgeben, und ward noch außerdem durch ein Schloß geschützt, welches Graf Heinrich von Nassau, etwa dreißig Jahr vor dem Ausbruch der Revolution, anlegen ließ. Die Stärke des Orts schien ihn vor jeder Gefahr eines Angriffs zu sichern, und die Ständischen Befehlshaber waren darüber so unbesorgt, daß der Oberst Lagardie den größten Theil der Besatzung herausgezogen hatte, um sich ihrer zur Eroberung einiger von den Königlichen besetzten festen

Schlösser zu bedienen. Nicht mehr als 35 Mann waren zur Bewachung des Bredaer Schlosses zurückgeblieben.

In diesem Schlosse saß damals als Gefangener Karl von Gavere Herr von Fresin, welcher zwei Jahre zuvor, wegen eines geheimen Verständnisses mit einigen Spanischgesinnten von Adel, auf Befehl der Staaten verhaftet worden war. Rachebrütend und nach Freiheit sich sehnend, faßte der Gefangene den Entschluß, Breda den Königlichen zu überliefern, den er auf die Schwäche der Besatzung gründete. Er fand Gelegenheit seine Idee dem Herzog von Parma mitzutheilen, welcher dem Obersten Hautepenne den Auftrag gab, die Sache zu versuchen, wenn er sie ausführbar fände. Hautepenne, der damals bei Hilverbek ohnweit Herzogenbusch postirt war, beschloß das Wagestück zu unternehmen, und in der Nacht vom 27sten des Brachmonats (1581.) setzte er sich mit den dazu bestimmten Truppen in Marsch. Der Florentiner Pompeo Bardo machte mit seinem Reitergeschwader den Vortrab, und erschien vor Anbruch des Tages im Angesichte des Schlosses von Breda.

Karl von Gavere, von allem unterrichtet, hatte die nöthigen Vorkehrungen zum Empfange seiner Befreier getroffen; der größte Theil der geringen Besatzung war durch Geschenke und Versprechungen gewonnen, und der Ueberrest lag, durch den unmäßigen Genuß starker Getränke berauscht, in einen tiefen Schlummer begraben. Leicht erstieg daher Bardo mit seinen abgesessenen Reitern das Schloß, während Hau-

tepenne in der Nähe zu seiner Unterstützung bereit stand. Ein Holländischer Schiffer, welcher sich eben der Stadt nähert, bemerkt jedoch was vorgeht, und thut zwei Lärmschüsse, wodurch die schon vorher gewarnten Bürger in die Waffen gebracht werden. Sie eilen nach dem Schlosse, aber in dem Augenblick, da ihnen der Befehlshaber desselben die Thore öffnen will, wird er erstochen, und das Schloß ergiebt sich den Königlichen, welche von hier aus sogleich in die Stadt herabdringen. Aber hier finden sie einen heftigen Widerstand. Die Einwohner, ohne Unterschied des Standes und der Religion, selbst Priester und Weiber, fechten unter der Anführung ihres heldenmüthigen Bürgermeisters Godewart Montens wie ächte Republikaner, für die Freiheit und den väterlichen Herd. Weder das Schwert des Feindes noch seine eingeworfenen Flammen konnten sie schrecken, und erst nach einem mehrstündigen zweifelhaften Kampfe entschied die Uebermacht für die Königlichen. Um zehn Uhr Morgens waren die letzteren im Besitz der Stadt, (Juni 28.) nachdem über hundert Einwohner in der Vertheidigung derselben gefallen waren; der Verlust der Sieger war viermal so stark. Hautepenne ward zum Befehlshaber des Königs über die Stadt ernannt, welche eine schwere Kontribution erlegen mußte. Der Bischof von Roermonde stellte den aufgehobenen katholischen Gottesdienst wieder her. So verlor der Prinz von Oranien seine Stadt und Herrschaft Breda zu eben der Zeit, da er die Städte und

Herrlichkeiten Veere und Vliessingen, welche wegen der darauf haftenden Schulden veräußert wurden, von den Staaten von Holland und Seeland erkauft hatte.

Die Ständischen Truppen bemächtigten sich (August) bald nach dem Verlust Breda's der Stadt Eindhofen in Brabant, verloren sie jedoch nach einigen Monaten wieder. Aber die allgemeine Aufmerksamkeit ist jetzt nach der Französischen Grenze gerichtet, wo der neue Regent der Niederlande, von dem sie das Ende ihrer langen Leiden erwarten, an der Spitze eines Heers erschien, um sich seinen bedrängten Unterthanen gleich anfangs in der schönen Gestalt eines rettenden Schutzgeists zu zeigen. Die Folge dieser Geschichte wird die Frage beantworten, ob er die großen Hoffnungen erfüllte, mit welchen seine Erscheinung und seine ersten Schritte den Niederländern schmeichelten.

Der Zustand der Stadt Cambrai hatte seine Ankunft beschleunigt. Durch die lange und strenge Blokade war die Noth in dieser Stadt aufs höchste gestiegen, und die Einwohner sahen sich genöthigt, ihren Hunger mit Hunde=, Pferde= und Katzenfleisch zu stillen. Lautes Murren, eine allgemeine Unzufriedenheit und Faktionen waren wie gewöhnlich die Folgen dieser Noth. Der Befehlshaber Ainse, nicht zweifelhaft über das harte Schicksal, welches seiner wartete, wenn er den Spaniern in die Hände fiel, sandte einen Eilboten nach dem andern an den Herzog von Anjou mit dringenden Aufforderungen um Beistand und schleunige Hülfe, aber die Wachsamkeit des Marquis von

Roubaix vereitelte alle Versuche, der Stadt die nöthigen Vorräthe zuzuführen. Endlich da der Französische Prinz durch den Traktat von Plessis die Souveränität über die Niederlande erlangt hatte, ließ er es sein erstes Geschäft seyn, einem Orte, der durch seine Lage an den Grenzen Frankreichs so wichtig war, in eigener Person Hülfe und Rettung bringen; mit 16000 Mann rückte er in Belgien ein, und nahm seinen Marsch gerade gegen Cambrai. Schon war er bis zur Abtei von Vercelles, drei Stunden von dieser Stadt vorgerückt, und schon rüstete sich der Herzog von Parma, ihm von Valenciennes aus entgegen zu gehen, als unerwartet Pomponius von Bellievre, als Gesandter des Französischen Hofes im Hauptquartier des Spanischen Feldherrn erschien.

Er erklärte dem letztern im Namen seines Monarchen: der Herzog von Anjou habe seine Kriegsvölker ganz wider den Willen des Königs auf den Niederländischen Boden geführt, und damit dieser Einfall keine Veranlassung zu einem Bruch zwischen beiden Kronen gäbe, sei er abgeschickt, einen Waffenstillstand in Vorschlag zu bringen, um während desselben das Mißverständniß auf eine friedliche Weise auszugleichen.

Der Herzog von Parma nahm hierauf das Wort und ergoß sich in bittere Klagen wider den König von Frankreich, der trotz der freundschaftlichen Verhältnisse mit seinem Herrn, einem ganzen Französischen Heere den Niederländischen Rebellen zu Hülfe zu ziehen verstatte. Er sei überzeugt, setzte er hinzu, bald

genug werde der Herzog von Anjou seine Verbindung mit Oranien schmerzlich bereuen, denn dieser, der seinem rechtmäßigen Fürsten die Treue gebrochen habe, werde sie noch weniger einem fremden Prinzen halten, wovon der Erzherzog Matthias eine bittere Erfahrung gemacht habe. Uebrigens sei es ihm nicht erlaubt, ohne höhere Befehle mit den Feinden seines Herrn einen Waffenstillstand einzugehen.

Bellievre suchte den Herzog zu beruhigen und wandte allen seinen Scharfsinn an, ihm zu beweisen, daß der König von Frankreich keinen Antheil an der Unternehmung seines Bruders habe. Aber jener unterbrach plötzlich die Unterredung durch die Aeußerung, daß es Zeit zum Aufbruch sey. Er ertheilte darauf die Befehle zum Abmarsch des Heers, setzte sich an die Spitze desselben, und rückte dem Französischen eine Meile weit entgegen. Beide Theile standen einander jetzt so nahe, daß nur die Schelde zwischen ihnen floß, und mit jedem Augenblick sah man einer Schlacht entgegen. Aber diese zu liefern war Parma's Absicht nicht, denn sein Heer hatte bei weitem die Stärke des Französischen nicht; der Zweck seines Vorrückens war kein anderer, als den Rückzug des Marquis von Roubaix von Cambrai zu decken, und als er diesen erreicht hatte, führte er seine Truppen nach Valenciennes zurück. Der Herzog von Anjou aber hielt einen feierlichen Einzug in das entsetzte Cambrai. Die Stadt leistete ihm die Huldigung, und empfing Französische Besatzung.

Nach wenigen Tagen zwang er Chateau=Cambresis zur Uebergabe, aber mit dieser Eroberung war er auch schon am Ziele seiner Thaten. Vergebens beschworen ihn Oranien und die Generalstaaten, sein Waffenglück zu verfolgen und sich durch Artois nach Flandern zu drängen, wo ein Corps Ständischer Truppen bereit stand, sich mit ihm zu vereinigen. Aber den Herzog trieb sein unstäter Geist nach England. Auch sah er sich außer Stande, die Vereinigung in Flandern zu bewirken. Mehrere seiner Befehlshaber weigerten sich, tiefer in das Land einzudringen, andere, die ihm abgeneigt waren, kehrten nach Frankreich zurück, der größte Theil des Heers ging auseinander, und nur ein kleiner Ueberrest desselben zog über Calais am Seegestade hin nach Flandern. Er selbst, der Herzog, unternahm die schon oben erzählte fruchtlose Reise nach England, und überließ dem Spanischen Feldherrn wieder freien Spielraum auf der Bühne, wo er wie ein Meteor erschienen und verschwunden war.

Dem Herzog von Parma war der Abzug der Franzosen sehr willkommen, denn er wünschte den Feldzug durch irgend eine glänzende Unternehmung zu beschließen. Seine Wahl fiel auf Dornik, und er trug dem versammelten Kriegsrath seine Absicht vor, diesen Platz zu belagern, dessen Befehlshaber, der Prinz von Espinoi, sich eben mit einem Theil der Besatzung entfernt hatte, um sich des Städtchens St. Guilain zu bemächtigen. Die meisten Mitglieder des Kriegsraths billigten das Vorhaben nicht, theils wegen der

schon zu weit vorgerückten Jahreszeit, theils wegen der geringen Anzahl der Truppen im Verhältniß der Größe der zu belagernden Stadt, und endlich wegen der Nähe des Französischen Gebiets, woher den Belagerten leicht Hülfe und Entsatz zugeführt werden könne. Doch alle diese Schwierigkeiten, so gegründet sie auch waren, konnten den Entschluß des Herzogs nicht erschüttern, er hoffte in seinem fruchtbaren Genie die Hülfsmittel dagegen zu finden, und am 1sten des Weinmonats (1581.) ward die Stadt berennt und zugleich dem Prinzen von Espinoi die Rückkehr in dieselbe verschlossen.

Dornik oder Tournai, in Flandern an der Grenze von Hennegau gelegen und die Hauptstadt der Landschaft Tournesis, ist ein großer, wohlhabender und gutgebauter Ort, der von der durchfließenden Schelde in zwei Theile geschieden wird. Eine starke Mauer mit acht und sechszig Thürmen und ein breiter, von der Schelde bewässerter Graben umgeben die Stadt. Ueberdem wird sie durch einige vorliegende Werke und ein von König Heinrich dem 8ten von England erbautes Schloß geschützt. Die Einwohner galten schon von den ältesten Zeiten her für ein streitbares und trotziges Geschlecht. Sie waren überdem eifrige Bekenner der kalvinistischen Lehre, und viele protestantische Familien aus den benachbarten Wallonischen Landschaften hatten sich unter ihnen niedergelassen. Die Besatzung war nur schwach, aber eine tapfere Bürgermilitz ersetzte ihren Mangel. Estrelles, des abwesenden Prinzen von

Espinoi Lieutenant, war Befehlshaber an seiner Stelle.

Der Feind umschloß die Stadt, die Laufgraben wurden eröffnet, Batterien errichtet, und bald schleuderten zwei und dreißig Feuerschlünde ihre Blitze gegen die Mauern. Alexander selbst leitete die Arbeiten und Angriffe, und mehr als einmal schwebte sein Leben in der größten Gefahr. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war in einem verfallenen, von der Hauptbatterie nicht über zwanzig Schritte entlegenen Hause. Hier beobachtete er alles was vorfiel, und empfing die Berichte seiner Offiziere. Die Belagerten waren von diesem Aufenthalte des Feldherrn entweder durch ihre Kundschafter unterrichtet, oder sie schlossen ihn aus der Menge derer, welche dahin gingen, um Rapporte abzustatten oder Befehle zu empfangen. Kaum hatten sie diese Entdeckung gemacht, so richteten sie eine Kanone gegen das Haus und um die Vesperzeit, als sich eben der Herzog mit seinem ganzen Gefolge darin befand, ward es dergestalt von einer Kugel getroffen, daß die ganze Versammlung in einem Augenblick unter den Trümmern des einstürzenden Gebäudes begraben lag. Man eilte zur Hülfe und zog die Verschütteten wieder hervor; aber einige waren todt und andere schwer verwundet. Der Herzog hatte an Kopf und Schultern Verletzungen, aber er unterdrückte den Schmerz, und zeigte sich nach einigen Tagen den besorgten Soldaten wieder.

Kaum der eben erzählten Gefahr entronnen, riß ihn sein Muth schon wieder einer neuen entgegen. Die

Belagerten thaten einen Ausfall mit so wirksamen Erfolge, daß die Wallonen von ihrem Posten vertrieben, die Schanzgräber in die Flucht gejagt wurden, und selbst das Lager der Teutschen in Schrecken gesetzt ward. Der Herzog eilte sogleich mit dem Grafen von Boucquoi herbei, brachte durch seine Ermahnungen die furchtsamen Flüchtlinge wieder zum Stehen, und führte sie auf ihre verlassenen Posten zurück. Aber mitten unter dieser Beschäftigung ward er durch einen Steinwurf am Arme und sein Begleiter am Kopfe verwundet. Boucquoi mußte sinnlos hinweggetragen werden, und starb nach einiger Zeit an der erhaltenen Wunde, von dem Herzog, der ihn vorzüglich geschätzt hatte, sehr bedauert. Er selbst, der Feldherr, litt die heftigsten Schmerzen an dem beschädigten Arme, welcher lange unbrauchbar blieb; aber er achtete sie nicht, und die Anstalten zur Bekämpfung der Stadt wurden mit vermehrtem Eifer betrieben. Eine neue Batterie, mit achtzehn Feuerschlünden besetzt, stieg zweihundert Schritte von der Stadt empor, und zerschmetterte in kurzer Zeit einige Thürme und ein Stück von der Mauer, aber der Sturm, den die Spanier hierauf unternahmen, ward zurückgeschlagen, denn die Belagerten vertheidigten sich mit der größten Tapferkeit.

Eine heldenmüthige Frau, die sich in ihrer Mitte befand, unterstützte sie dabei durch Rath und begeisterndes Beispiel. Dieß war die liebenswürdige Prinzessin von Espinoi, Marie von Lalaing, die Gattin des abwesenden Befehlshabers der Stadt, eine Schwe-

ster des Barons von Montigni und nahe Verwandtin des Marquis von Roubaix, welche beide unter den Belagerern dienten. Mit den Grazien ihres Geschlechts verband sie einen hellen Kopf und den Muth eines Helden. Nicht genug, daß sie den Belagerten durch zweckmäßige Vorschläge nützlich ward, theilte sie auch die Gefahr mit ihnen, und schonte dabei so wenig ihre Person, daß sie sogar im Laufe der Belagerung eine Wunde in den Arm empfing.

Auch ihr Gatte machte von Zeit zu Zeit Versuche, der belagerten Stadt Hülfe zuzusenden. Drei Kornetten Reiter, welche er von Oudenarde abgehen ließ, um sich in Dornik zu werfen, wurden von einer überlegenen Anzahl Königlicher Speerreiter und Schützen zu Pferde, die eine Recognoscirung unternahmen, auf ihrem Marsch entdeckt, angegriffen, und in die Flucht geschlagen. Eine eroberte Standarte ließ der Herzog von Parma im Angesichte der Belagerten aufhängen, um durch den Anblick dieses Siegeszeichens ihre Hoffnung auf den Beistand ihrer Bundesgenossen zu zerstören. Dennoch gelang es dem Ständischen Obersten Preson, (1581. Novemb. 16.) sich mit 40 Mann in die Stadt zu schleichen. Es glückte ihm, eine Schildwache vor dem Königlichen Lager aufzuheben, von welcher er das Losungswort erfuhr, welches für diese Nacht Santa Barbara war. Mit Hülfe desselben kam er unangefochten durch die Vorposten, denn sie hielten seinen Trupp für die Ablösung der Feldwachen, weil die Wallonische Reiterei vom Oktober an jede Nacht ein-

mal ablöste. Nach diesem Vorfall hob der Herzog den damaligen Gebrauch, allen Außenposten das Losungswort zu geben, auf, und es durfte keiner in die Vorpostenkette gelassen werden, der nicht vorher von dem Offizier der nächsten Feldwacht auf das genaueste befragt worden war.

Die Ankunft Presons und seiner Leute gereichte der belagerten Stadt mehr zum Nachtheil als zum Nutzen, denn sie schwächten den Muth der Bürger durch Erzählungen von unglücklichen, größtentheils erdichteten Vorfällen, die sich in Flandern ereignet haben sollten, und wodurch ihre Hoffnung, durch den Herzog von Anjou entsetzt zu werden, die bisher ihre Standhaftigkeit gestärkt hatte, vereitelt ward.

Die Belagerung hatte jetzt schon zwei Monat gedauert, und beide Theile fingen an sich gleich stark nach dem Ende derselben zu sehnen. Den Belagerten war nach und nach jede Aussicht auf Rettung verschwunden, und der Spanische Feldherr hatte mit Geldmangel und mit Mißmuth seiner Soldaten zu kämpfen, welche unter den Beschwerden der ungünstigen Jahreszeit erlagen. Unter diesen Umständen willigte die Stadt in die ihr vom Herzog wiederholt vorgeschlagene Kapitulation, und ergab sich dem Sieger. Die Bedingungen waren, Erlegung einer Kontribution von 200000 Gulden und freier und ehrenvoller Abzug der Besatzung. Den Reformirten ward die Freiheit zugestanden, sich ungehindert einen andern Wohnort zu suchen.

Am 29. November, dem St. Andreastage, zog der Herzog von Parma triumphirend in Dornik ein. Strada macht dabei die Bemerkung, daß der Andreastag ein verhängnißvoller Tag für diese Stadt gewesen sey, denn sie sey an demselben nicht nur jetzt von dem Spanischen Feldherrn in Besitz genommen, sondern auch früher von Maximilian dem 1sten, Karl dem 5ten und König Heinrich dem 8ten von England erobert worden.

So fiel einer der wichtigsten Plätze des südlichen Belgiens in die Gewalt der Feinde, während der Herzog von Anjou in England einem eitlen Fantom nachjagte. Der Herzog von Parma setzte sich dadurch an der obern Schelde fest, von welchem Punkte aus er wenige Jahre später seine siegreichen Waffen über Brabant und Flandern ausbreitete und sie bis an die Mündung jenes Stromes trug. Anstatt einen kräftigen Versuch zur Rettung Dorniks zu machen, beschäftigten sich die Ständischen Truppen während der Belagerung dieses Orts mit mancherlei Anschlägen, sich durch List oder Verrätherei der Städte Bourbourg, Grävelingen und Oudenarde zu bemächtigen, aber sie scheiterten eben so wohl, als ein Ueberfall, den die Königlichen Kriegsvölker auf die Feste Bergen op Zoom versuchten. Den letztgenannten Ort rettete die Tapferkeit seiner Bürger, welche 300 Wallonen, die sich nach der Anweisung einiger verrätherischen Einwohner, durch die Schleuse in die Stadt geschlichen hatten, wieder heraus schlugen. Die Verräther wurden gehenkt und ihre Leichname geviertheilt.

Im Norden der Niederlande hatte sich das Waffenglück ebenfalls für die Königlichen erklärt. Schon im August erfocht Martin Schenk einen Vortheil über den Ständischen Obersten Yssélstein, bei dem Städtchen Goor in der Landschaft Oberissel; und Verdugo vertrieb den Niederländischen Befehlshaber (August 18.) aus der festen Stellung bei Reiden in Gröningen und eroberte die Ommelande wieder. Er zog sich hierauf mit seinem von der Pest angesteckten Corps in das feste Lager bei Nordhorn, wo ihn auf ausdrücklichen Befehl des neuerrichteten Landraths, welcher seinen Sitz zu Leuwarden und die Regierung über das Land auf der Ostseite der Maas hatte, der Ritter Norris angriff. Der Ausgang des Gefechts (1581. Sept. 1.) war eine Zeitlang zweifelhaft, und der Sieg schien sich eben für die Ständischen zu erklären, als unglücklicherweise ihr Fußvolk beim Ueberspringen eines Grabens in Verwirrung gerieth. Der kriegserfahrne Verdugo benutzte diesen günstigen Augenblick, und ein kräftiger Angriff an der Spitze seiner Speerreiter entschied das Treffen zu seinem Vortheil. Norris, der selbst verwundet war, ward in die Flucht geschlagen, und verlor die Hälfte seines Corps und sein ganzes Geschütz. Verdugo spielte jetzt überall den Meister in jenen Gegenden, und man konnte nur durch Oeffnung der Schleusen und Durchstechung der Dämme seinen Fortschritten ein Ziel setzen.

Der Feldzug dieses Jahrs hatte nichts entschieden; doch war überall der Gewinn auf Seiten der König=

lichen. Freilich konnte selbst ein vollendeter Feldherr, wie Farnese, nur langsame Fortschritte in einem Lande machen, welches dem Offensivkriege unendliche Hindernisse entgegenbot, weil fast jede der zahlreichen Städte eine Festung war, weil unzählige Flüsse, Kanäle, Dämme und tausend andere Chikanen des Bodens die Bewegungen der Truppen hinderten, und weil jeder angegriffene Platz, wenn nicht Verrätherei ihr böses Spiel dabei trieb, mit der größten Standhaftigkeit und oft mit überspannter Tapferkeit vertheidigt ward.

In diesem Jahre ward Juan de Kastilia erster Schreiber Don Gabriels de Cayas, Sekretärs der Niederländischen Angelegenheiten im Spanischen Staatsrath (1581. November.), zu Madrid mit vier Pferden zerrissen. Er hatte für ein Jahrgeld von 300 Kronen dem Prinzen von Oranien als Kundschafter gedient, und ihm von Zeit zu Zeit geheime Nachrichten aus dem Kabinet und die Alphabete der Schifferschrift, welche alle drei Monat geändert wurden, mitgetheilt. Zehn Jahre hatte er schon dieß ehrlose Handwerk getrieben, als es entdeckt und bestraft ward.

7.

Meuchelmörderischer Angriff auf den Prinzen von Oranien.

1582.

Es ist eine traurige und demüthigende Erfahrung, daß Größe und Verworfenheit, das Edelste und Schlechteste oft in den genauesten Berührungen stehen, und nicht selten aus einer und der nemlichen Quelle fließen. Dasselbe Zeitalter, welches so viel Großes und Glänzendes hervorbrachte, daß es dadurch zum merkwürdigsten in der Weltgeschichte geworden ist, war zugleich fruchtbarer an Verbrechen und Schandthaten als irgend ein anderes; und wenn uns der Heldenmuth, das Genie und die großen Charakterformen der Menschen, die damals handelten, zur Bewunderung fortreißen, so schaudern wir eben so sehr vor dem hohen Grade von Verderbtheit zurück, der sie sich hingegeben hatten. Kein Jahrhundert als das sechszehnte hat eine Bartholomäusnacht hervorgebracht, in keinem

sank die Menschheit so sehr zur Bestialität herab und nie waren Verrath und Meuchelmord so gewöhnliche Erscheinungen. Die verruchte Politik eines Philipp des 2ten, einer Katharine von Medicis, eines Cäsar Borgia nahm das schändlichste aller Verbrechen in Schutz, und es war nicht einmal mehr eine Schande, den Gegner, welchem man auf offenem Kampfplatz nichts anhaben konnte, den heimlichen Dolchen der Schwärmerei oder feiler Banditen zu überliefern.

Auch über dem Haupte Wilhelms von Oranien schwebte, seit der Achtserklärung des Königs von Spanien, der aufgehobene Arm gedungener oder fanatischer Meuchelmörder. Wie viel ihrer auch ergriffen und hingerichtet wurden, immer fanden sich neue Schwärmer oder Bösewichte, welche gereitzt durch irdische Schätze oder die Freuden des Himmels, deren Genuß man ihnen verhieß, das Bubenstück an dem Feinde ihres Gottes und ihres Königs übernahmen. Er konnte ihren Händen nicht entrinnen, und der Tod, dessen warnendes Schreckbild ihm zu Antwerpen erschien, ereilte ihn zwei Jahre später zu Delft, und riß ihn in der vollen Kraft seines Lebens und mitten in der Glorie eines wohlverdienten Ruhms unerbittlich hinweg. Seine Freunde warnten ihn oft, sich vor den Nachstellungen des rachsüchtigen Spaniers zu hüten. Aber die Gefahr war unvermeidlich, und er beschloß, ihr als ein Mann standhaft und unerschrocken entgegen zu gehen, denn er wußte wohl, daß dem Menschen zwar verstattet ist, größer zu seyn als sein

Schicksal, aber nicht dem zu entgehen, was es über ihn beschlossen hat. Nur zu bald erhielt er einen Beweis, wie gegründet die Besorgnisse seiner Freunde gewesen waren.

Es war an einem Sonntage am 18. des Lenzmonats (1582.), als der Prinz im Schlosse zu Antwerpen, wo er während der Anwesenheit des Herzogs von Anjou wohnte, mit den Grafen Hohenlohe und Laval, seinen Kindern und Neffen, den Herren von Bonnivet und Prûneaux und mehreren andern vornehmen Franzosen zu Mittage gespeist hatte. Nach aufgehobener Tafel begab er sich mit seiner Gesellschaft in das Vorzimmer, um ihr eine Tapete zu zeigen, auf welcher eine Szene Spanischer Grausamkeit abgebildet war. Da nähert sich ihm ein junger Mensch von kurzer gedrungener Gestalt und finsterem Blicke, der sich unbemerkt unter die Dienerschaft gemischt hatte, macht eine Bewegung, als wolle er eine Bittschrift überreichen, und schießt in dem Augenblick ein Pistol auf ihn ab. Der verwundete Prinz wankt und wird von den Umstehenden aufgefangen. Es war ihm in der ersten Betäubung, als ob ein Theil des Gebäudes über ihm zusammengestürzt sey. Doch erhielt er bald sein Bewußtseyn wieder, und da er aus dem Brande in seinem Haar und aus dem Getümmel um sich her das Vorgefallene errieth, rief er, den Mörder meinend: „Tödtet ihn nicht, ich vergebe ihm meinen Tod!" Aber es war zu spät, denn

jener wälzte sich schon sterbend auf dem Boden. Die Rache hatte ihn auf frischer That ereilt.

In dem Augenblick da der Schuß geschehen war, warf er die Pistole von sich und zog den Degen, welchen er jedoch, da ihm die Pistole den Daum zerschmettert hatte, nicht gebrauchen konnte. Auch ließ man ihm keine Zeit zur Vertheidigung oder Flucht, denn die Begleiter des Prinzen warfen sich über ihn her und durchbohrten ihn. Viele behaupten, der sechszehnjährige Moritz, Oraniens zweiter Sohn, habe ihm den ersten Stich gegeben.

Der verwundete Prinz ward indeß in eine benachbarte Kammer geführt. Im Abgehen sagte er zu einem der gegenwärtigen Französischen Herren: „Seine Hoheit verliert einen treuen Diener!“ Seine Wunde ward untersucht. Die Kugel war in den Kopf hinter dem rechten Ohre herein und durch den Gaumen unter dem linken Kinnbacken wieder heraus gegangen. Der Pulverbrand hatte die starke Blutung verhindert, und die Aerzte gaben nicht alle Hoffnung zur Wiederherstellung auf, weil er Gesicht, Verstand und Sprache behielt.

Im ganzen Schlosse herrschte die größte Verwirrung. Niemand kennt den Mörder. Man wirft bald auf diesen, bald auf jenen Verdacht, welcher endlich auf dem Herzog von Anjou haftet, von dem man argwohnt, er habe den Meuchelmord angestiftet, um sich des Prinzen zu entledigen und dann desto uneingeschränkter in den Niederlanden herrschen zu können.

Man mißtrauet den im Schlosse befindlichen Franzosen und glaubt, sie hätten nur darum den Mörder so schnell getödtet, damit er den Urheber der That nicht verrathen könne. Ja man besorgt sogar, sie möchten das Verbrechen, welches dem Einzelnen nicht gelungen sey, jetzt mit vereinten Kräften auszuführen versuchen. Graf Hohenlohe entfernt deshalb alle, denen man nicht trauet, läßt die Thore des Schlosses schließen und alle Eingänge desselben durch treue Leute besetzen.

Doch mitten unter diesen Anstalten erhielt der auf die Franzosen geworfene Verdacht eine andere Richtung. Während sich die übrigen in ungewissen Muthmaßungen verloren, hatte der jugendliche Moritz, welcher sich bei diesem Vorfall weit über sein Alter gesetzt und besonnen zeigte, den Leichnam des Mörders in genauen Augenschein genommen und seine Taschen durchsucht. Er fand darin einige Schriften in Spanischer Sprache, und diese Entdeckung führte auf die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß er ein Spanier seyn müsse.

Indeß hat sich durch die ganze Stadt die Nachricht verbreitet, der Prinz sey ermordet. Zahlreiche Volkshaufen strömen vor dem Schlosse zusammen. Die Bürger greifen zu den Waffen, die Straßen werden mit Ketten gesperrt, die Stadtthore verschlossen. Der Verdacht des Mordes fällt allgemein auf die, dem größten Theile der Niederländer verhaßten Franzosen. „Das giebt eine Bartholomäusnacht!“ murmeln einige Stimmen. „Dort machten sie mit Coligni den Anfang, hier mit Oranien!“ setzen andere hinzu.

„Auf, laßt uns die Schlächter erwürgen!" ruft endlich alles wie aus einem Munde, und mit wildem Ungestüm wälzt sich die empörte Menge nach der Abtei St. Michael, wo der Herzog von Anjou seine Wohnung hatte. Alle Franzosen, welche den aufgebrachten Rotten in die Hände fallen, werden angehalten, aber troz der Erbitterung gegen sie, begnügt man sich sie zu verhaften und einzusperren, ohne sich an ihrem Leben zu vergreifen, ein Beweis von der kalten Bedachtsamkeit dieses gutmüthigen Volks.

Ruhig saß der Herzog von Anjou unter seinen Hofleuten und arbeitete gemeinschaftlich mit ihnen an einem Feuerwerke, welches nebst einer Maskerade die Feierlichkeiten dieses Tages, welcher sein Geburtstag war, beschließen sollte. Noch wußten sie nichts von dem, was vorging, und keiner ahnet ein Unglück, da die Gefahr schon nahe über ihren Häuptern schwebt. Auf einmal werden sie durch das Getümmel und die Verwünschungen des heranströmenden Volks in Schrekken gesetzt. Die Vergnügungen hören auf, die Spiele werden ausgesetzt, und die muntere Laune der Gesellschaft verwandelt sich in Verzweiflung und Todesangst. Jedermann bereitet sich zu seinem Ende. Der Herzog, wie er in der Folge selbst gestand, war nie in seinem Leben so andächtig gewesen, als in diesen Augenblicken einer schauderhaften Erwartung. Schon ist das ergrimmte Volk im Begriff die Abtei anzuzünden und die Bewohner derselben seiner Rache aufzuopfern, als

noch eben zur rechten Zeit der Prinz von Oranien des Herzogs und seiner Freunde Retter wird.

Der verwundete Prinz hatte nicht so bald erfahren, in welcher Gefahr der Herzog schwebte, als er eine kurze Schrift aufsetzen ließ, worin er erklärte: daß weder der Herzog noch die Franzosen überhaupt irgend einen Antheil an seiner Verwundung hätten, und daß die bei dem Mörder gefundenen Papiere bald zur Entdeckung des Urhebers der Frevelthat führen würden. Mit diesem Aufsatz eilte St. Aldegonde nach der Abtei unter das versammelte Volk, und las ihn öffentlich ab. Die aufgebrachten Gemüther wurden dadurch beruhigt, und sogleich hörte die Verfolgung der Franzosen auf.

Der Leichnam des Mörders war nach dem Markte gebracht und auf einem Gerüste öffentlich zur Schau ausgestellt worden, daß Jedermann ihn sehen konnte; und bald erkannten ihn mehrere für einen Handlungsdiener des Spanischen Kaufmanns Gaspar d' Anastro zu Antwerpen, Namens Johann Jauregui. Anastro war abwesend, und es konnten daher nur dessen Buchhalter Venero und ein Dominikanermönch Namens Pater Peter Timmermann, welche ebenfalls durch die gefundenen Papiere kompromittirt waren, verhaftet werden. Den folgenden Tag wurden Briefe von Anastro an Venero aufgefangen, welche viel Licht über das Komplot verbreiteten. Venero läugnete anfangs, gestand aber zuletzt alles ein, was er wußte, und auch der Mönch bekannte seine Mitwissenschaft nach erlittener Folter. Der letztere erklärte dabei, nach De

Thou's und anderer Geschichtschreiber Erzählung: er habe anfangs die Ermordung des geächteten Prinzen für kein Verbrechen gehalten, aber jetzt nach reiflicherem Nachdenken über die Sache, sey er von seinem Irrthum überzeugt, und er ersuche das Gericht, diese seine Erklärung seinem Bekenntnisse beizufügen und sie zugleich mit diesem der Welt bekannt zu machen.

Aus den verschiedenen Verhören und gefundenen Papieren ergab sich folgender Zusammenhang der Sache. Der Kaufmann Anastro, im Begriff Bankerot zu machen, erhielt von Juan d'Isumba, einem Biscajer und ehemaligen Proviantmeister beim Spanischen Heere in den Niederlanden, ein Schreiben, worin ihm eine Komthurei von St. Jago und eine Summe von 8000 Dukaten angeboten wurde, wenn er den Tod des Prinzen von Oranien veranstalten wolle. Der Brief war von Lissabon abgesandt, und Anastro, nachdem er den Antrag lange überlegt hatte, ließ sich durch den Reiz der versprochenen Belohnung blenden, welcher in seiner bedrängten Lage doppelt verführerisch für ihn war. Er versprach das Bubenstück zu übernehmen, aber zu furchtsam den Mord selbst auszuführen, suchte er anfangs seinen Buchhalter Venero dazu zu bewegen, und da auch dieser Bedenken trug Hand anzulegen, beschloß er, sich an seinen Handlungsdiener Jauregui, einen eitlen, schwermüthigen und fanatischen Jüngling von drei und zwanzig Jahren zu wenden. Die Bedenklichkeit, welche sich ihm dabei aufdrang, ob es auch recht gethan sei, einen jungen unbesonnenen Menschen

in eine Sache zu verwickeln, deren Folgen für ihn höchst traurig seyn mußten, suchte er durch eine Sophisterei zu heben, indem er sich überredete, die Königliche Achtserklärung habe Jedermann die Befugniß gegeben den Prinzen zu tödten, dessen Ermordung folglich keine strafbare Handlung seyn könne. In einem vertraulichen Gespräche mit Jauregui leitet er die Unterhaltung auf die Niederländischen Unruhen, welche nicht nur das Glück des ganzen Landes zerstört, sondern auch insbesondere seine häuslichen Umstände zerrüttet hätten. Der Urheber alles dieses Unglücks, setzt er mit Thränen hinzu, sei Oranien, der Gott und seinem rechtmäßigen Fürsten die angelobte Treue gebrochen habe, und deshalb mit Recht durch Bann und Acht gebranntmarkt worden sei. Endlich, da er den Eindruck seiner Worte auf das Gemüth des schwärmerischen Jünglings bemerkt, thut er ihm plötzlich den Vorschlag, den Geächteten zu ermorden, um durch diese verdienstliche That nicht nur zu den Freuden einer bessern Welt zu gelangen, sondern sich auch hienieden den Weg zu großem Ruhm und Reichthum zu bahnen, denn sey der Prinz todt und der Stadt Antwerpen würde ein ewiger Friede zugestanden, so würde nicht Strafe, sondern Genuß hoher Ehre sein Lohn seyn. Der begeisterte Jüngling erwiderte: er selbst habe schon öfter den Gedanken gefaßt den Prinzen hinzurichten, und jetzt sei er fest entschlossen ihn auszuführen. „Ich fordere keinen Lohn dafür, setzte er hinzu, denn ich sehe meinen Tod vorher. Aber ich bitte Euch, empfehlt mich Gott in Eurem Ge-

bete, und bittet den König, sich meines alten Vaters anzunehmen, damit er seine Tage nicht in Mangel ende!“

Anastro läßt den Eifer des Phantasten nicht erkalten, und die Anstalten zur Ausführung der verruchten That werden sogleich getroffen. Jauregui, der Niederländischen Sprache vollkommen mächtig, begab sich in das Schloß, um sich mit dem Lokal der Wohnung des Prinzen bekannt zu machen. Er war zweifelhaft, ob er Feuergewehr oder Schwert anwenden solle, denn er war im Gebrauche des ersteren nicht geübt, endlich entschloß er sich doch den Prinzen zu erschießen, und der nächste Sonntag, welcher wegen der Geburtstagsfeier des Herzogs von Anjou der schicklichste Zeitpunkt schien, ward zur Ausführung bestimmt.

Den Freitag zuvor beichtet Jauregui bei dem Pater Timmermann, einem Hausfreunde Anastro's, dem er heimlich in seiner Wohnung die Messe las, weil die öffentliche Uebung des katholischen Religionskultus in Antwerpen verboten war. Er entdeckt sein Vorhaben und der Mönch überhäuft ihn mit Lobsprüchen, in der Voraussetzung, daß nicht Eigennutz, sondern Eifer für die Ehre Gottes und der Vortheil des Königs ihn dazu bestimme. Darauf empfängt er die Absolution und das Sakrament. Anastro übergibt ihm als Amulet in der Gefahr eine Schreibtafel, worin Gebete und Gelübde befindlich waren, und ein Aufsatz an den Rath von Antwerpen, der die Bitte enthielt, Jauregui mit Schonung zu behandeln, wenn ihn das Unglück träfe

ergriffen zu werden. So ausgerüstet und seine Lebensgeister durch einen guten Trunk Malvasier gestärkt, begab er sich Sonntags in die Wohnung des Prinzen und vollführte die That, die ihm das Leben kostete.

Der Leichnam des Mörders ward geviertheilt. Dieselbe Strafe sollten auch der Mönch und Venero leiden, aber auf des Prinzen Vorbitte, sie den schmerzlosesten Tod sterben zu lassen, wurden sie erdrosselt und dann erst geviertheilt. Die vier Theile des Mörders und seiner Mitschuldigen wurden auf den Bollwerken des Schlosses aufgesteckt und blieben dort, bis sie drei Jahre nach dieser Begebenheit, nach der Eroberung Antwerpens durch die Spanier, von den Jesuiten mit großen Feierlichkeiten abgenommen und wie Reliquien behandelt wurden. Anastro hatte sich noch vor Ausführung der That aus Antwerpen entfernt, und war nach Dünkirchen oder Calais gegangen. Von dort floh er nach Dornik zum Herzog von Parma, und entzog sich dadurch der Strafe.

Die Nachricht von dem Tode des Prinzen hatte sich durch alle Provinzen verbreitet, und allgemeinen Glauben gefunden. Der Herzog von Parma selbst zweifelte nicht an der Wahrheit des Gerüchts, und ermahnte in besonderen Sendschreiben die vornehmsten Städte Brabants und Flanderns, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und Ypern: den Zeitpunkt, da Gott selbst über ihren Verführer gerichtet habe, zu benutzen, und sich ihrem rechtmäßigen Gebieter, dem König von Spanien in die Arme zu werfen, wobei er

selbst ihr Vorsprecher seyn und ihnen dieselben Bedingungen auswirken wolle, welche ihren früher zurückgekehrten Brüdern zu Theil geworden wären. Auch Anastro schrieb von Dornik aus an seine Freunde zu Gent, nannte sich stolz den Urheber des Mordes, und rieth ihnen zur Wiederaussöhnung mit dem Könige. Aber alle diese Aufforderungen machten keinen Eindruck, die Städte und Landschaften blieben dem Bunde treu, und äußerten den höchsten Abscheu gegen die verächtliche That und ihre Urheber.

Indeß war die Wiederherstellung des Prinzen anfangs sehr zweifelhaft. Die große Halsader war zerrissen, und nur der heftige Brand des Pulvers, bei der Nähe, aus welcher der Schuß gethan ward, hatte wahrscheinlich eine augenblickliche Verblutung gehindert. Am 31sten März schwebte sein Leben aufs neue in der größten Gefahr, als durch Ablösung des Schorfs die schon geschlossene Ader plötzlich wieder aufsprang. Der Kranke verlor über zwölf Pfund Blut, und die Wundärzte, deren Kunst damals kaum angefangen hatte sich aus der Kindheit zu erheben, wandten vergebens alle ihnen bekannte Mittel an, die Blutung zu hemmen; man öffnete sogar, um den Zug des Bluts von der Wunde abzuleiten, an einer andern Stelle des Körpers eine Ader. Endlich fiel glücklicherweise der Leibarzt des Herzogs von Anjou, Leonhard Botelli, auf ein einfaches und wirksames Mittel. Mehrere Personen mußten abwechselnd die Daumen auf die Wunde halten und einige Tage damit fortfahren, bis das Blut

durch eine in den Satz von gereinigtem Vitriol getränkte Weiche gestillt worden war. Die Geschicklichkeit Botelli's, die kräftige Natur des Kranken und die sorgsame Pflege seiner Gattin und Schwester, der Gräfin von Schwarzburg, bewirkten endlich seine Wiederherstellung, und er genas über alle Erwartung schnell.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß, wie Grotius bemerkt, der größere Theil des Niederländischen Adels, welcher noch die Partei der Staaten hielt, unzufrieden über den Prinzen war, daß er den Herzog von Anjou und mit ihm die verhaßten Franzosen in das Land gerufen und ihnen statt des verstoßenen einen neuen Herrn gegeben hatte. Auf manches schwache Gemüth machten seine Aechtung und der ihnen zugemuthete Bruch des ihrem alten Fürsten geleisteten Eides, einen nachtheiligen Eindruck. Anderen ließen die Versuche des Prinzen, sich die Souveränität über Holland und Seeland zu verschaffen, eine Trennung der Provinzen besorgen, und die eifrigen Protestanten fürchteten eine Unterdrückung ihrer Sekte durch die Unduldsamkeit der katholischen Franzosen. Aber mochten auch einzelne Stände und Faktionen mit Unwillen gegen ihn erfüllt seyn, die große Masse des Volks hing ihm mit der innigsten Liebe und Ergebenheit an. Nie äußerten sich diese Gesinnungen so allgemein und auf eine rührendere Art als zu Antwerpen nach seiner Verwundung. Rath und Bürgerschaft bezeigten ihm ihre Theilnahme auf die lebhafteste Weise. Vier Tage nach dem unglücklichen Vorfall hielten die Niederländischen

und Französischen Gemeinden einen Fast= und Bettag. Das Volk strömte in die Kirchen und viele brachten unter Thränen, Gebet und Gesang den ganzen Tag darin zu. So lange die Gefahr dauerte, herrschten allgemeine Trauer und Niedergeschlagenheit in der Stadt, alles klagte, als sey man im Begriff den Vater des Vaterlandes zu verlieren. Auch die Stände von Holland ordneten einen feierlichen Bettag an, und trafen zugleich zweckmäßige Vorkehrungen zur Abwendung aller unangenehmen Folgen, welche der Vorfall herbeiführen konnte.

Die Wiederherstellung des Prinzen erzeugte eben so viel Freude, als seine Verwundung Kummer und Besorgniß; und am 2ten Mai ward sie durch ein öffentliches Dankfest gefeiert. Aber ein häuslicher Unfall versetzte ihn aufs neue in Trauer. Er verlor seine edle und liebenswürdige Gattin Charlotte von Bourbon am 3ten Mai. Schrecken über die Gefahr, worin das Leben ihres geliebten Gemahls geschwebt hatte, und die Anstrengung bei seiner Pflege, waren die Veranlassungen ihres Todes. Sie ward mit großen Feierlichkeiten vor dem Hochaltar in der Kathedralkirche zu Antwerpen beerdigt.

Als die Wiedergenesung des Prinzen bekannt ward, verließ Anastro Dornik, und begab sich, verfolgt von allgemeiner Verachtung, nach Spanien, ohne dort das glänzende Glück zu finden, welches er durch ein schändliches Verbrechen zu erkaufen wähnte.

Der Geschichtschreiber Strada versichert: Oranien,

der jeden Umstand sehr gut zu seinem Vortheil zu benutzen wußte, habe an dem Tage seiner Verwundung, wo er dem Herzog von Anjou einen sehr wichtigen Dienst leistete, den letzteren schriftlich ersucht, ihm, oder im Fall er sterben sollte, seinen Erben, die Grafschaften Holland und Seeland als ein Erblehn zu überlassen; und der durch den Volksaufstand in Furcht gesetzte Französische Prinz habe ihm wider seinen Willen eine Versicherung darüber ausgestellt. So viel ist gewiß, daß nach Oraniens Verwundung und so lange seine Wiedergenesung noch ungewiß war, sehr in die Bevollmächtigten der drei Landschaften Holland, Seeland und Utrecht gedrungen ward, dem Herzog von Anjou die damals noch nicht erfolgte Huldigung zu leisten, welches sie jedoch unter mancherlei Einwendungen von sich abzulehnen suchten. Endlich schrieb der Prinz (Mai 6.), wenige Tage nach seiner Herstellung an die Staaten von Holland: der Herzog habe keinesweges die Absicht sich die Regierung über die von ihm dem Prinzen bisher regierten Provinzen anzumaßen, sondern wolle sie ihm überlassen. Wahrscheinlich hatte der Herzog die unterm 22sten Februar ausgestellte Urkunde während der letzten Vorfälle zu Antwerpen aufs neue bestätigt. Wenigstens suchte jetzt der Prinz selbst die drei Provinzen zur Ableistung der Huldigung zu bewegen, welche auch von Seiten Hollands und Seelands erfolgte, aber von Utrecht standhaft versagt ward.

Wie wenig Eindruck übrigens das tragische Schicksal Jauregui's und seiner Mitschuldigen auf andere

gleichgesinnte Bösewichte machte, bewies ein abermaliger Mordanschlag auf das Leben des Prinzen, welcher wenige Monate nach dem Vorfall zu Antwerpen entdeckt ward. Die Theilnehmer desselben waren Nicolaus Salseda, ein Spanier, dessen Vater Pedro Salseda, obgleich ein guter Katholik, in der Pariser Bartholomäusnacht ermordet ward, weil er einmal die Waffen wider den Herzog von Guise geführt hatte; Nicolaus Hüot, ein Wallone, und Francesco Basa, ein Italiener aus der Landschaft Bresse und Soldat unter Ferdinand Gonzaga's Regimente. Salseda war zu Rouen, wegen Falschmünzerei, zum Galgen verurtheilt, aber auf des Herzogs von Guise Vorbitte, dessen Partei er nach seines Vaters Tode hielt, begnadiget worden. Er hatte sich hierauf eine Zeitlang in Spanien und dann beim Herzog von Parma aufgehalten, und war endlich in die Dienste des Herzogs von Anjou getreten, den er nach Antwerpen begleitete, um eine Anstellung beim Kriegsvolk zu suchen. Als sich der Herzog von Antwerpen nach Brügge begab, folgte er ihm auch dahin, und knüpfte dort einen freundschaftlichen Umgang mit dem Grafen Lamoral von Egmont, einem jüngeren Sohne des enthaupteten, an. Der Prinz von Oranien, der einen Verdacht auf diesen Menschen warf, weil er erfuhr, daß er in geheimen Verbindungen mit dem Herzog von Parma stehe, der ihm zwei Kameraden gleichen Schlages, Hüot und Basa, beigesellt habe, befragte den Grafen über seine Verhältnisse mit Salseda. Der

Graf erwiederte: er schätze ihn wegen seiner Kenntnisse in der Alchimie. Der Prinz warnte darauf den Grafen vor diesem Abentheurer, und theilte seinen Verdacht gegen ihn dem Herzog von Anjou mit, und da dieser überdem erfuhr, daß er mit dem verhaßten Guiseschen Hause ausgesöhnt sey, ließ er ihn, auf Oraniens Rath, in aller Stille in Verhaft nehmen. Seine beiden Gefährten ergriffen die Flucht, aber Basa ward eingeholt (1582. Jul. 29.) und bekannte nach erlittener Folter: Er und seine Freunde beiden hätten auf Verlangen des Herzogs von Parma das Geschäft übernommen, Anjou und Oranien durch Gift oder auf irgend eine andere Weise hinzurichten. Den folgenden Tag erstach sich Basa im Gefängniß, und sein Leichnam ward an den Galgen gehenkt mit folgender Inschrift in Niederländischer und Französischer Sprache: Francesco Basa, wegen beschlossenen und von dem Herzog von Parma befohlnen Meuchelmordes an dem Herzog von Anjou und Prinzen von Oranien! — Ungern erblickt der Bewunderer großer Talente und Eigenschaften den Namen des Herzogs von Parma neben dem eines Nichtswürdigen, indeß würde man es gewagt haben ihn hier so öffentlich zu nennen, hätte man nicht Beweise für seine Mitwirkung bei dem beabsichtigten Verbrechen Salseda's gehabt? Basa's durch die Folter erpreßte Aussage war freilich kein hinreichendes Argument dafür, auch läugnete Salseda dem Leben des Herzogs nachgestellt zu haben, und gestand nur, daß seine Absicht gewesen sey, Cam=

brai den Spaniern zu verrathen, und dem Herzog von Guise von allen Ereignissen am Hoflager des Herzogs von Anjou Nachricht zu geben. Ueberdem machte er eine weitläuftige Erzählung von einer ausgebreiteten Verschwörung des Hauses Guise, die Krone Frankreich an das Spanische Haus zu bringen. Er ward auf Verlangen des Königs von Frankreich nach Paris gebracht, wo er zwar jene Aussage widerrief, aber dennoch zum Tode verurtheilt und in Gegenwart des Königs, der Königin Mutter und des ganzen Hofes (Oktob. 25.) mit vier Pferden zerrissen ward.

Graf Lamoral von Egmont, auf welchen sein genauer Umgang mit Salseda einen starken Verdacht gebracht hatte, ward ebenfalls verhaftet und mußte eine Zeitlang zu Sluis Gefangener seyn; bis er endlich aus Mangel rechtlicher Beweise wieder freigelassen ward, und den Herzog von Anjou, bei seiner Entfernung aus den Niederlanden, nach Frankreich begleitete.

8.

Feldzug des Jahrs 1582.

Der Herzog von Anjou hatte endlich die Regierung über die Niederlande angetreten; die Lustbarkeiten zu Antwerpen waren beendigt und der neue Souverän schien seine Aufmerksamkeit auf ernstere Gegenstände richten zu wollen. Die Prinzen von Oranien und Espinoi und einige andere Mitglieder des Staatsraths überreichten ihm eine Darstellung des politischen und bürgerlichen Zustandes der Niederlande, worin die Mängel in der Regierungsverfassung, in der Justizpflege und im Militärwesen geschildert waren. Der Herzog legte diesen Bericht den Generalstaaten zur Beurtheilung vor, und empfahl ihnen die Abstellung der gerügten fehlerhaften Einrichtungen, worauf mancherlei Abänderungen und Neuerungen in der Finanzverwaltung und Gerichtsverfassung getroffen wurden. Die Staaten von Holland errichteten einen obersten Gerichtshof für ihre Provinz, unter dem Namen des hohen Raths, zu dessen ersten Präsidenten der Doktor Johann

von Treslong ernannt ward. Endlich faßten auch die Generalstaaten den Beschluß, die dem Herzog in dem Vertrage von Plessis zur Führung des Kriegs versprochenen 24 Tonnen Goldes auf 30 jährlich zu erhöhen.

Nachdem diese Geschäfte abgethan waren, verließ der Herzog Antwerpen, und begab sich in Begleitung des Prinzen von Oranien nach Flandern, und ward zu Brügge mit großer Pracht als Graf von Flandern empfangen (1582. Jun. 12.). Darauf hielt er seinen feierlichen Einzug in Gent, wo unter Gastgelagen, Erleuchtungen und andern Lustbarkeiten (August 23.), die Huldigung der Provinz mit dem größten Pomp erfolgte.

Während dieser Vorfälle hatten auch die Waffen nicht gerastet; aber der dießjährige Feldzug war eben so arm an entscheidenden Begebenheiten und großen Resultaten, als es der vorige gewesen war, und man sah die Szenen des vergangenen Jahres im Laufe des gegenwärtigen erneuert. Beide feindlichen Heere, das Königliche sowohl als das Niederländische, welche sich den Winter hindurch mit Verheerung des platten Landes beschäftiget hatten, waren bei Eröffnung des Feldzuges zu schwach um etwas Wichtiges unternehmen zu können; und wiewohl sie in der Folge ansehnliche Verstärkungen erhielten, konnte dennoch nur ein kleiner Theil der Truppen im freien Felde aufgestellt werden, weil der größere zur Bewachung der zahlreichen Festen verwandt werden mußte.

Die ersten kriegerischen Auftritte dieses Jahrs fielen

in Flandern vor, wo sich die vereinigten Niederländisch-Französischen Truppen der Stadt Lens bemächtigten, welche jedoch bald wieder verloren ging. Sie versuchten auch einen Ueberfall auf Namur, wo die Herzogin Margarethe von Parma damals noch ihren Aufenthalt hatte, aber er ward durch unerwartete Widerwärtigkeiten vereitelt. Bald darauf rückte der Herzog von Parma ins Feld, und alle seine Bewegungen schienen auf einen Angriff der Stadt Menin in Flandern zu deuten. Die Niederländischen Befehlshaber, durch diese Vermuthung getäuscht, verstärkten die Besatzung jener Stadt, und selbst aus Oudenarde brachen drei Fahnen Fußvolk dahin auf, welche aber das Unglück hatten auf den Marquis Roubaix zu stoßen und von ihm angegriffen und aufgerieben zu werden. Jetzt entwickelten sich die Plane des Spanischen Feldherrn, und während die ganze Aufmerksamkeit der irregeleiteten Niederländischen Befehlshaber auf Menin gerichtet ist, steht er plötzlich vor Oudenarde.

Diese alte, nahrhafte und bei einem nur geringen Umfange äußerst volkreiche Stadt, galt damals für einen der festesten Plätze in den Niederlanden. Sie liegt unterhalb Dornik auf dem Brabantischen Ufer der Schelde, in einer Niederung, auf deren südlicher Seite sich eine buschichte Anhöhe erhebt. Die Besatzung, deren Befehlshaber, van der Burgt, ein Niederländer war, bestand nur aus 400 Mann, und bei dem schlechten Einverständniß zwischen ihr und der Bürgerschaft, ließ sich wenig auf eine kräftige Mitwirkung der letzte-

ren im Fall einer Belagerung rechnen. Der Herzog von Parma war entschlossen diese zu unternehmen, und er führte sein Vorhaben aus ohne auf die Warnung des alten Feldmarschalls Lanoue zu achten, der damals als Kriegsgefangener auf der Citadelle zu Limburg saß, und dem Spanischen Feldherrn, als ihm dessen Vorhaben bekannt ward, schrieb: er rathe ihm, seinen Ruhm nicht vor einer Stadt, deren außerordentliche Festigkeit ihm genau bekannt sey, auf ein ungewisses Spiel zu wagen.

Als man in Oudenarde die Nachricht von dem Heranzuge des Feindes empfing, versuchte die Besatzung eine Ueberschwemmung zu bewirken, welche aber nicht den erwünschten Erfolg hatte, und die Einschließung der Stadt geschah mit solcher Schnelligkeit, daß einer Menge von Landleuten, welche der eben eingefallene Jahrmarkt darin versammelt hatte, der Ausgang versperrt und dadurch die Consumtion der Lebensmittel vermehrt ward. Des Herzogs erstes Geschäft war, seine Stellung gegen die wahrscheinlichen Angriffe des Französisch-Niederländischen Heers, sowohl von Gent aus, wo der Herzog von Anjou die Ankunft seiner in Frankreich zusammengezogenen Truppen erwartete, als von Alost her, dessen sich die Niederländer in diesen Tagen durch einen Ueberfall (April 23.) bemächtiget hatten, zu sichern. Er ließ das Schloß Gavere, zwischen Gent und Oudenarde, und die Burg Kastelet wegnehmen, aber ein Angriff seiner Truppen auf Diest ward mit großem Verlust

abgeschlagen. Gegen Alost zu wurden starke Beobachtungsposten vorgeschoben. Die nöthigen Bedürfnisse führte die Schelde von Dornik herbei.

Nach diesen Vorbereitungen ward auf der waldichten Anhöhe im Süden von Oudenarde eine Batterie etablirt, und vier und zwanzig Feuerschlünde zerschmetterten von dort herab die Gebäude der Stadt. Aber ein unübersteigliches Hinderniß, sich von dieser Seite der Mauer zu nähern, bot der tiefe und breite Graben dar, welcher sein Wasser aus der Schelde schöpfte, und durch heftige und anhaltende Regengüsse fast selbst zu einem Strome angewachsen war. Der Spanische Feldherr beschloß daher den Angriff gegen das Genter Thor, auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, zu führen. Um dahin zu gelangen, mußte man über die reißende, durch den Regen angeschwollene Schelde gehen. Die Brücke, welche über den Strom führte, befand sich in der Gewalt der Belagerten, und ward durch einen starken Posten gedeckt, welcher überwältigt werden mußte, wenn man sich ihrer zum Uebergange bedienen wollte. Der Herzog, um dieses zu bewirken, bediente sich einer List. Er ließ in der Nähe der Brücke am Ufer des Stroms einen Wall aufführen, und eine Menge Faschinen anfertigen, wodurch die Bedeckung der ersteren auf die Vermuthung gerieth, der Feind wolle mit den Faschinen das Bette des Stroms ausfüllen und sich auf diese Weise einen Weg zum Uebergang bahnen. Dieses Vorhaben schien den Belagerten so abentheuerlich, daß sie es nicht der

Mühe werth hielten, die Belagerer bei ihrer Arbeit zu stören. Aber dieser Irrthum kam ihnen theuer zu stehen, denn sobald die Feinde ihren Wall vollendet hatten, besetzten sie ihn mit einer Anzahl Feldgeschütze, und machten ein so heftiges Feuer auf den Posten an der Brücke, daß er gezwungen ward ihnen diese Brücke zu überlassen und sich auf das eiligste zurück zu ziehen. Jetzt gingen die Belagerer auf das linke Ufer des Stroms, und bemächtigten sich eines halbmondförmigen Außenwerks vor dem Genter Thore. Der Kampf um dieses Werk gab Veranlassung zu einer kühnen That, welche, wie alles was groß und rühmlich ist, der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.

Ein schmaler Steig führte durch die Gewässer der Ueberschwemmung gerade in die Flanke des halben Mondes. Man gelangte vermittelst desselben sehr schnell dahin, aber dem Verwegenen, welcher sich seiner zu bedienen wagte, drohete ein hundertfacher Tod, denn er gab sich der ganzen Wuth des Feuers von dem feindlichen Werke preis. Dennoch betraten vier tapfere Soldaten aus dem Königlichen Heere, begeistert von edlem Eifer die Eroberung des halben Mondes zu beschleunigen, diesen gefährlichen Pfad, mit Schild und Harnisch gegen die feindlichen Musketenkugeln ausgerüstet und in den Händen Schaufel und Hacke tragend. Der vorderste der vier Braven, Ottavio a Voghera, ward durch eine Kanonenkugel zerschmettert, die drei übrigen erreichten, trotz aller Ge-

fahren, ihr Ziel, und beschleunigten die Eroberung des feindlichen Werks, indem sie durch Untergrabung des Walles und Ausfüllung des Grabens den Schanzgräbern den Weg bahnten. Alexander ertheilte ihnen im Angesichte des ganzen Heers die schmeichelhaftesten Lobsprüche über ihren Muth, überreichte jedem ein Geschenk von hundert Goldstücken und beförderte sie in der Folge zu höheren militärischen Würden. Den Leichnam des gebliebenen Voghera ließ er mit großen Feierlichkeiten beerdigen, und es ward ihm ein Todtenamt gehalten, dem der Feldherr selbst mit den vornehmsten Befehlshabern beiwohnte.

So glänzend und freigebig belohnte der Herzog von Parma ausgezeichnete Thaten seiner Krieger; aber eben so streng war er auch in Bestrafung des Ungehorsams und der Widersetzlichkeit, und er verstand in gleichem Maße die Kunst, sie durch Ernst und Strenge an ihre Pflicht zu fesseln und durch Großmuth ihre Herzen zu gewinnen. Wenige Tage nach dem eben erzählten Vorfall, ereignete sich eine Szene, wo er sich als unerbittlicher Richter zeigte, und zugleich einen außerordentlichen Beweis von seiner Unerschrockenheit und Geistesgegenwart gab. Das lange Ausbleiben des Soldes veranlaßte eine gefährliche Empörung unter seinen Truppen. Ein Regiment sogenannter alter Teutschen, welches sich durchaus mit keiner abschläglichen Zahlung begnügen wollte, rückte in voller Schlachtordnung vor das Lager heraus, und forderte trotzig den ganzen rückständigen Sold. Man meldet es dem Herzog, und

sogleich reitet er in Begleitung des Marquis von Roubair zu dem empörten Regimente. Mit Murren und Drohungen wird er empfangen. Zwei Soldaten reißen einem Fähnrich die Fahne aus der Hand, und pflanzen sie umgekehrt in die Erde, und die ganze Mannschaft des ersten Gliedes fällt dem Feldherrn die Speere entgegen. Doch weit entfernt sich dadurch schrecken zu lassen, spornt er sein Roß gegen die Empörer, schlägt mit dem Degen ihre Speere zurück und dringt bis zur Fahne durch. Hier ergreift er einen der zunächst stehenden Kriegsleute beim Kragen, schleppt ihn vor die Front und befiehlt, ihn auf der Stelle zu hängen! Nur, da er seine Unschuld überzeugend beweist, wird er wieder freigegeben, aber der Oberst des Regiments erhält zugleich Befehl, zwei der Schuldigsten von jeder Fahne, zusammen zwanzig an der Zahl auszuliefern, welche im Angesichte ihrer Kameraden aufgeknüpft werden, ohne daß die übrigen etwas zu ihrer Rettung zu unternehmen wagen. Indeß war Roubair mit der Reiterei herbeigeilt und hatte die Aufrührer umringt. Auch Mansfeld und andere Befehlshaber erschienen, und sahen voll Erstaunen den großen Feldherrn ganz allein mitten unter den Lanzen eines empörten Regiments. Nach vollzogener Strafe an den Schuldigen, ward den übrigen der ihnen gleich anfangs angebotene halbe Sold ausgezahlt. Sie empfingen ihn zitternd und ohne zu murren, und von diesem Augenblick an äußerte sich keine Spur des Aufruhrs mehr.

Die Belagerer hatten eine Verstärkung von 1500

Teutschen Soldaten, und einer Anzahl Böhmischer Bergleute erhalten, und näherten sich, nach der Einnahme des halben Mondes, dem Hauptwall mit ihren Arbeiten. Schon waren sie damit bis an den Rand des Grabens vorgerückt, als die Belagerten plötzlich einen ungestümen Ausfall thaten. In einem Augenblick sind die Arbeiter getödtet oder zerstreut, und ihre Bedeckung weicht in Unordnung zurück. Glücklicherweise ist Farnese selbst zugegen. Er reißt einem flüchtigen Soldaten den Speer aus der Hand, stellt sich an den Rand des Grabens und vertheidigt den Eingang der Werke, bis Hülfe aus dem Lager herbeieilt und die Belagerten mit Verlust zurückgeschlagen sind.

Der Graben wird mit Rasen und Faschinen ausgefüllt, und nun rücken die Belagerer, durch Decken von Flechtwerk, wie durch ein Sturmdach geschützt, gegen die Mauer, um sie zu untergraben und herab zu stürzen. Aber eine Lava von brennendem Harz und Pech mit glühendem Sande vermischt, strömt von der Mauer auf ihre Häupter herab, die geflochtenen Decken gerathen in Brand und ein großer Theil der Mannschaft wird beschädigt. Um diese in der Folge gegen ähnliche Unfälle zu sichern, wurden die Decken mit Rasen und nassen Rinderhäuten belegt.

Es gelang endlich, die Mauer an mehreren Stellen zu untergraben, und jetzt wird eine Breschbatterie errichtet, um eine Oeffnung zum Sturm in die Mauer zu schmettern. Der Herzog selbst mit dem obersten Geschützmeister Lamotte ordnet das Nöthige bei der

Arbeit an, und um sich nicht davon zu entfernen bis alles vollendet ist, läßt er die Mittagstafel neben dem für die Batterie bestimmten Platz zurichten. Einige Trommeln müssen die Stellen des Tisches vertreten, die Speisen werden aufgetragen, und der Herzog, Roubair, Aremberg, Lamotte und einige andere nehmen Platz. Aber nach wenigen Augenblicken fährt eine große Kanonenkugel aus der Stadt mit furchtbarem Gesause über die Gesellschaft hin, zerschmettert einem jungen Wallonischen Hauptmann den Kopf und tödtet oder verwundet noch mehrere andere neben der Tafel stehende Officiere. Die ganze Gesellschaft, mit Blut und Gehirn bespritzt, springt erschrocken auf. Nur der Herzog bleibt mit unveränderter Miene sitzen, befiehlt die Todten und Verwundeten wegzuschaffen, und erwiedert lächelnd dem Grafen Mansfeld, der herbeigeeilt war und ihn beschwor, die gefährliche Stelle zu verlassen: „Ich werde nicht weichen, damit sich die Rebellen nicht rühmen können, mich irgendwo vertrieben zu haben!" Diese Verwegenheit, sich allen Gefahren auszusetzen, läßt sich vielleicht nicht ganz rechtfertigen; aber sie imponirte den Soldaten in einem Zeitalter, wo ihm persönlicher Muth an seinem Feldherrn mehr als jede andere Eigenschaft galt.

Die Ständischen Truppen hatten indeß mancherlei Bewegungen gemacht, welche auf eine Befreiung Oudenarde's abzweckten. Bald bedroheten sie Kortrik, Arschot und andere Plätze, um dem Herzog von Parma Jalousie zu geben und seine Aufmerksamkeit dahin zu

lenken, bald erschienen sie vor den Linien der Belagerer und trafen Vorkehrungen zu einem Angriff. Aber da alle ihre Bewegungen nur leere Demonstrationen blieben, so achtete der Herzog wenig darauf, und setzte die Belagerung eifrig fort, bis es ihm gelang eine bedeutende Bresche in die Mauer zu öffnen, und sich nach einem glücklichen Sturme darin festzusetzen. Jetzt drang die mißvergnügte Bürgerschaft auf die Uebergabe des Platzes, da keine Aussicht zur Rettung vorhanden war. Die Unterhandlung ward eingeleitet, die Kapitulation geschlossen und am 5. des Heumonats ergab sich die Stadt. Die Einwohner mußten eine Kontribution von 36000 Gulden erlegen, und die Besatzung erhielt freien Abzug mit Fahnen und Gewehr.

Die Eroberung Oudenarde's verschaffte dem Königlichen Feldherrn einen zweiten festen Punkt an dem Ufer der Schelde. Der mächtige Strom, welcher zwischen Brabant und Flandern hin seine Gewässer der Nordsee zuwälzt, war der Kompaß, welchen er für seine Eroberungen gewählt hatte; er suchte sich daher seiner immer mehr zu bemächtigen, und die Eroberungen, welche er jetzt in seinen oberen Gegenden machte, sollten ihm künftig die Herrschaft über ihn bis an seine Mündungen versichern.

Um den Faden der Erzählung der vor Oudenarde vorgefallenen Begebenheiten nicht zu zerreißen, ward oben der Eroberung des Städtchens Alost in Brabant, durch die Niederländischen Truppen, nur mit wenigen Worten gedacht. Sie geschah vermittelst eines Ueber-

falls am Morgen des 23. Aprils. Der Mangel der meisten befestigten Städte in den Niederlanden an Außenwerken und oft selbst an einem bedeckten Wege zur damaligen Zeit, begünstigte dergleichen Unternehmungen ganz außerordentlich, und sie gehören daher zu gewöhnlichen Erscheinungen des gegenwärtigen Kriegs. Die tapfere Mannschaft, welche Alost eroberte, erschien, von den Obersten Thyan und Lagarde geführet, um Mitternacht vor den Mauern der Stadt. Sie theilte sich in zwei Haufen. Der kleinere that mit großem Geräusch einen Scheinangriff auf die schwächste Seite des Platzes, um die Aufmerksamkeit der Besatzung und Einwohner auf diesen Punkt zu fesseln; während der zahlreichere zur Bestürmung der entgegen gesetzten stärkeren Seite, die man in der Stadt gegen jeden Angriff gesichert glaubte, sich rüstete.

Eine Anzahl verwogener Wagehälse, in der Rechten den Degen und in der Linken die Büchse über ihre Köpfe haltend, die brennende Lunte im Munde und die Pulverflasche auf den Hüthen oder Pickelhauben, watet durch den Graben, obgleich ihnen das Wasser bis an die Brust reicht. Ohnweit dem Brüsseler Thore werden die Leitern angeschlagen. Ein beherzter Teutscher Kriegsmann, Namens König, ist der erste auf der Mauer. Er wird erschossen, aber die nachfolgenden dringen vor, die Schildwachen werden erstochen, und unter dem Rauschen der Lärmtrommel brechen sie in die Stadt, deren sie sich nach einem schrecklichen Gemetzel bemächtigen. Unter den Erschlagenen fand man

sieben Priester, deren Leichname neben einander am Eingange der Hauptkirche lagen. Auch Thienen ward von den Ständischen Truppen überrumpelt, aber bald wieder verlassen.

Der Herzog von Parma konnte diese unbedeutende Verluste leicht verschmerzen. Er hatte sich nicht nur eines der festesten Plätze an der Schelde bemächtiget, sondern auch, während die Belagerung von Oudenarde noch fortdauerte und auf dem versammelten Reichstage zu Regensburg, welchem Kaiser Rudolf der 2te in eigener Person beiwohnte (Jun. 23.), die Frage aufgeworfen aber nicht entschieden ward: ob die Herrschaft eines fremden Fürsten über die Niederlande dem Römischen Reiche Nachtheil bringen könne? — eine Angelegenheit zu Stande gebracht, die ihm sehr am Herzen lag, und woran er schon längst gearbeitet hatte. Dies war die Zurückberufung der Spanischen und Italienischen Truppen, die vor drei Jahren, als eine Folge des zwischen der Spanischen Regierung und den Wallonischen Landschaften abgeschlossenen Aussöhnungsvergleichs, die Niederlande geräumt hatten. Ungern trennte sich Alexander damals von den alten Gefährten seines Ruhms, aber er mußte dem Einfluß höherer politischer Rücksichten nachgeben, doch war es sein fester Vorsatz, sie so bald es nur irgend ohne Verletzung des Königlichen Wortes geschehen könne, auf den Schauplatz ihrer bisherigen Thaten zurück zu führen. Der Zufall selbst bot ihm eine erwünschte Gelegenheit dazu dar, und dieselben Provinzen, welche auf ihre Entfernung ge-

drungen hatten, gaben die Veranlassung zu ihrer Rückkehr.

Die Theilnahme der Franzosen an dem Kriege setzte die Wallonischen Landschaften Artois und Hennegau den Gefahren desselben und den Angriffen des neuen Feindes am meisten aus. Sie geriethen darüber in nicht geringe Besorgnisse, welche nicht nur der Herzog von Parma auf das sorgfältigste unterhielt, sondern auch durch ausgesprengte Gerüchte von Unfällen, welche seine Truppen betroffen hätten, noch vermehrte. In dieser Verlegenheit mußten seine Anhänger den besorgten Provinzen den Vorschlag thun, den König um die Zurückberufung der Spanischen und Italienischen Kriegsvölker zu bitten, deren Gegenwart ihnen einen sichern Schutz gegen die Franzosen gewähren würde. Dieser Antrag wurde mit Beifall aufgenommen, nur bei einigen vom höheren Adel erhoben sich große Bedenklichkeiten gegen dessen Annahme. Die Zeiten, da der Herzog von Alba an der Spitze jener furchtbaren Banden in ihrem Vaterlande erschien, trat wie ein Schreckbild vor ihre Seele, und sie besorgten nicht nur die ihnen verliehenen Ehrenstellen zu verlieren, sondern fürchteten auch die Folgen der Rache des Königs, wegen früherer Vergehungen, wenn die Ankunft der fremden Truppen ihn ven der Nothwendigkeit, ihrer schonen zu müssen, entbände. Zu diesen gehörten vorzüglich der Marquis von Roubaix und der Graf von Lalaing, Statthalter von Hennegau und Valenciennes. Jenen beunruhigte die Besorgniß,

seine Befehlshaberstelle beim Heere zu verlieren, und diesen die Furcht, den zweiten Theil zu dem blutigen Trauerspiel der Grafen von Egmont und Hoorne liefern zu müssen, weil er die erste Berufung des Herzogs von Anjou am meisten befördert hatte. Der Ueberredungskunst des Herzogs von Parma gelang es jedoch, die Bedenklichkeiten dieser Männer, durch die heiligsten Versicherungen, daß sie nichts zu besorgen hätten, zu zerstreuen, und jetzt stand der Erfüllung seines Wunsches nichts mehr im Wege.

Johann Sarazin, Abt zu St. Waast, begab sich als Deputirter der Wallonischen Landschaften an den Madrider Hof, um in ihrem Namen die Zurücksendung der Spanier und Italiener in die Niederlande vom Könige zu erbitten. Welcher sonderbare Kontrast! Das was einst den lebhaftesten Unwillen der Niederländer erregte, und der erste Funke zu dem großen Brande der Rebellion war, die Anwesenheit der fremden Truppen, ward jetzt von einem Theile der Nation als eine Gnade erbeten. So auffallend hatten sich die Umstände und die Lage der Dinge geändert! Philipp, schon vorher von allem unterrichtet, empfing den Abt auf das gnädigste, bewilligte sein Gesuch und übersandte dem Herzog von Parma zugleich 700000 Dukaten zur Unterhaltung seines Heers. Von den Alpen her setzten sich jetzt 5000 Spanier und 4000 Italiener in Bewegung, von einem Theile der verblendeten Niederländer selbst zur Verheerung ihres Vaterlandes eingeladen. Alexander in eigener Person eilte den

Spaniern entgegen, und der Marquis von Roubaix empfing die Italiener. Im dem Gefolge der letzteren befand sich außer einem Bruder des Herzogs; und dessen Sohn Pietro Cajetano Farnese, eine große Anzahl Freiwilliger aus den edelsten Geschlechtern Italiens, die Grafen Carlo Sanvitale und Cäsar Pepoli, Ludovigo Marchese Rangone, Viciguerra Sancolombano, Alexander Sforza, Rudolfo Baglione, Vincenz Vitelli, ein Sohn des aus den ersten Zeiten dieses Kriegs bekannten Chiappi, Graf Achilles Tressino und mehrere andere, alle von dem kriegerischen Geiste ihres Zeitalters beseelt, in dessen Physiognomie noch nicht alle Züge der alten Chevalerie verwischt waren, und von dem großen Namen ihres berühmten Landsmannes unter seine Fahnen gezogen.

Noch ehe die fremden Truppen wieder auf der Bühne des Kriegs erschienen, bemächtigte sich der Königliche Feldherr Hautepenne der Brabantischen Stadt Lier. David Simple, ein Schottischer Oberster von der Besatzung, welchen Eigennutz und Haß gegen die Staaten zum Verräther machten, führte selbst die feindlichen Truppen in die Stadt, welche bei der Ueberraschung nur geringen Widerstand leistete. Die Sieger überließen sich den größten Ausschweifungen. Es ward geplündert, geschändet, gemordet. Kein Alter und Geschlecht ward verschont. Ueber 200 Frauen und Kinder wurden erschlagen. Viele Bürger sprangen über die Mauer und retteten sich durch Schwimmen, auch der Befehlshaber des Orts entkam auf diesem

Wege. Der Verräther Simple ging in der Folge, mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs von Parma versehen, nach Spanien; und der Verlust von Lier setzte die benachbarten Städte Antwerpen, Mecheln und selbst Brüssel manchen Beunruhigungen aus.

Der Herzog von Parma hatte sich nach der Eroberung von Oudenarde nach Westflandern gezogen, das Ständische Lager bei Gent anzugreifen. Aber er fand es so gut verschanzt, daß er sich, ohne etwas dagegen unternommen zu haben, wieder zurückzog. Er eilte hierauf mit einem Theile seines Heers nach Seeflandern, um die Vereinigung von 1500 Teutschen Reitern, welche aus Frankreich über Calais bei Dünkirchen angekommen waren, mit dem Corps des Französischen Befehlshabers Grafen Rochepot, der ihnen entgegen gegangen war, zu verhindern. Aber er kam zu spät. Die Vereinigung war bereits zwischen Dünkirchen und St. Winorbergen erfolgt. Unmuthig über das Mißlingen seines Plans griff er die vereinigten Niederländischen und Französischen Truppen (Aug. 2.) unter den Mauern von Winorbergen an. Das Treffen dauerte den ganzen Tag und ward am folgenden Morgen erneuert. Beide Theile fochten mit großer Tapferkeit, aber die vortheilhafte Stellung der Verbündeten und das ungünstige Terrain hinderten die Königlichen, Fortschritte zu machen, und der Herzog von Parma zog sich endlich mit Verlust von einigen hundert Mann zurück. Auch die Verbündeten hatten einen nicht unbedeutenden Verlust erlitten.

Kurz nach diesem unentscheidenden Gefecht erfolgte die Vereinigurg der Spanier und Italiener mit dem Königlichen Heere. Der Herzog von Parma beschloß die dadurch erlangte Uebermacht sogleich zu benutzen und das Französisch-Niederländische Heer zu überfallen, welches nach dem Treffen bei Winorbergen, 7000 Mann zu Fuß und 800 Reiter stark, bei dem Dorfe Lievenshout zwei Meilen von Gent, ein Lager bezogen hatte. Glücklicherweise erhielt der Befehlshaber Graf Rochepot noch zeitig genug Nachricht, daß der Königliche Feldherr mit 24000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern gegen ihn im Anzuge sey, und da er zu schwach war, es mit einer so sehr überlegenen Macht aufzunehmen, so traf er sogleich Anstalten, sich unter die Kanonen von Gent zurück zu ziehen.

Als der Herzog von Parma durch den auf Kundschaft ausgesandten Hauptmann Cabrera die Nachricht erhielt, daß der Feind entschlossen sey, mit Anbruch des folgenden Tags sein Lager zu verlassen und den Rückzug nach Gent anzutreten: ließ er das ganze Heer mit Zurücklassung des Gepäckes bei Oudenarde in Marsch setzen. Georg Basta, Autonio Olivera und Delmonte eilten mit einem Haufen reitender Büchsenschützen und einigen Fahnen Fußvolks, welche auf Packpferde gesetzt wurden, voran, um nebst dem Marquis von Roubair, welcher ebenfalls mit einer Abtheilung Reiterei schon um Mitternacht aufbrach, den Feind so lange zu beschäftigen und aufzuhalten, bis das Hauptcorps unter Mondragone und Paz herankommen

könne. Indeß war Graf Rochepot ebenfalls aufgebrochen und hatte seinen Rückzug in der besten Ordnung angetreten. Vergebens versuchten Roubair und Delmonte ihn in ein Gefecht zu verwickeln, er vermied sorgfältig jeden Aufenthalt und erreichte Gent ohne Verlust, stellte sein Corps hinter einer Wagenburg im Angesichte der Stadt auf, und besetzte eine benachbarte Anhöhe. Kurz darauf langte der Herzog von Parma mit der Elite seines Heeres an, und trotz der vortheilhaften Stellung des Feindes befahl er sogleich den Angriff (August 29.). Einige von den Verbündeten besetzte Häuser und Mühlen wurden weggenommen und die Wagenburg bestürmt.

Bei den ersten Kanonenschüssen eilten der Herzog von Anjou und die Prinzen von Oranien und Espinoi, welche sich damals noch zu Gent befanden, auf den Wall, um Augenzeugen des Kampfs zu seyn und die nöthigen Befehle zu ertheilen. Die Kanonen von den Wällen donnerten auf die Spanier herab, und das Treffen entbrannte mit der größten Heftigkeit. Der Prinz von Oranien fürchtete, der Spanische Feldherr möchte die Absicht haben, über die Schelde zu setzen und eine Invasion in das fette und fruchtbare Waasland zu versuchen. Aus Vorsicht zog er deshalb die ganze Ständische Reiterei, bis auf ein paar Schwadronen, aus dem Treffen in die Stadt, um gleich über die Brücke und dem Feinde entgegen eilen zu können, wenn dieser den besorgten Uebergang wagte. Letzterer erfolgte jedoch nicht, und die Spanier zogen sich,

nach mehreren fruchtlosen Angriffen, in der besten Ordnung nach Oudenarde zurück. Sie sollen in diesem Treffen 2000 und die Verbündeten 800 Mann eingebüßt haben. Strada aber gibt den Verlust der ersteren nur auf 200 Köpfe an. Man hat den Herzog von Parma getadelt, daß er den Kampf nicht mit gehörigem Nachdruck unterhalten habe. Er selbst sagt darüber in seinem Bericht an den König: er würde das ganze Corps der Verbündeten vernichtet haben, wäre es nicht von der Königlichen Reiterei zu ungestüm verfolgt und dadurch zu nahe an die Mauern Gents gedrängt worden.

Nach dem Treffen zogen sich Anjou und Oranien (Sept.) mit dem verbündeten Heere über die Schelde nach Dendermonde, und von da nach Antwerpen zurück, wo man den Truppen einige Erholung verstattete. Espinoi aber blieb in Gent.

Die Spanische Kriegsmacht in den Niederlanden war durch die erhaltenen Verstärkungen, in der Mitte des Herbstmonats bis zu einer Stärke von 60000 Mann *) angewachsen, deren monatlicher Sold 700000 Gulden betrug. Die übrigen Kriegskosten wurden auf mehr als 300000 berechnet. Der Aufwand für das Hauptquartier allein ward monatlich zu 12000

*) Meteeren theilt eine, von einem Spanischen Befehlshaber, Namens Pedro de Colonia unterschriebene Liste der einzelnen Regimenter und Corps dieses Heers mit, welche in mehrerer Rücksicht interessant ist. Hier ist sie.

Gulden angeschlagen. Der König übermachte zu diesen Kosten jährlich zwei Millionen, welche für Spanien verloren und doch, mit Einschluß der Niederländischen Steuern, zur Bestreitung der Ausgaben, wel-

---

Fußvolk.

Spanier.		
Graf Christoph Mondragone	24 Fahnen.	2816 Mann.
„ Pedro de Paz . .	17 „	1830 „
Italiener.		
Mario Cardone . .	8 „	2377 „
Camillo del Monte . .	8 „	2300 „
Burgunder.		
Marquis Varambon . .	14 „	1700 „
Wallonen.		
Baron Montigni . .	15 „	2253 „
Graf Egmont . .	16 „	1985 „
Gabriel de Liques . .	10 „	1244 „
Oktavian Graf Mansfeld	10 „	1500 „
Graf Manderscheid . .	10 „	1000 „
Philipp de Liques . .	12 „	1800 „
Bours	10 „	1288 „
Aubigny	10 „	1287 „
Manny	10 „	1466 „
Teutsche.		
Robert Grumberg . .	10 „	2800 „
Graf Aremberg	9 „	2600 „
„ Barlaimont . .	10 „	3144 „
„ Karl Mansfeld . .	10 „	3144 „
Don Juan Manriquez .	10 „	3144 „
Floyon	4 „	600 „
Einzelne Fahnen . .	17 „	3793 „
Latus	244 Fahnen	44061 Mann.

che der unglückliche Krieg veranlaßte, nicht hinreichend waren.

Auch die zu Antwerpen versammelten Generalstaaten hatten auf die Vorstellungen des neuen Chefs der Regierung, die demselben bewilligten Kriegssubsidien bis auf vier Millionen erhöht, um ihm dadurch die Mittel zu der so nöthigen Verstärkung der Kriegsmacht zu verschaffen. Sie erhielt auch in kurzer Zeit einen sehr bedeutenden Zuwachs durch 4000 Franzosen und 3000 Schweizer, welche unter dem Marschall Biron, dem Herzog von Moutpensier und andern

---

Vermischte Nationen.

	Transp.	244 Fahnen	44061 Mann.
Hautepenne in Kempen	. . .		1500 :
Lamotte in Grevelingen	. . .		1500 :
Billi in Friesland. Alte Deutsche	.		3000 :
Henault in Oberissel	. . . .		3000 :
Verdugo in Friesland	. . . .		1500 :
Besatzung in verschiedenen Festungen	.		2404 :
			56964 Mann.

Reiterei.

Leichte Reiter, Spanier, Italiener, Schützen	37 Kornetten	2187 Mann.
Niederländer, Speerreiter, Schützen zu Pferde	12 :	1000 :
In Friesland . .	— :	550 :
		3737 Mann.

Man sieht aus dieser Liste die außerordentliche Verschiedenheit der Stärke der damaligen Regimenter und einzelnen Fahnen.

vornehmen Befehlshabern, im November über Calais bei Dünkirchen anlangten.

Die gegenseitige Stärke der beiderseitigen Heere ließ entscheidende Begebenheiten erwarten. Aber sie erfolgten nicht, und beide Theile begnügten sich mit der Eroberung einiger unbedeutenden Plätze. Die Jahreszeit war schon zu weit vorgerückt. Unter dem Heere des Herzogs von Parma verbreiteten sich ansteckende Seuchen, welche besonders von den neuangekommenen, des rauhen und feuchten Himmels ungewohnten Spaniern und Italienern viele ins Grab streckten. Dazu kamen Mangel an Subsistenz und andere Widerwärtigkeiten, welche ihn nöthigten, seine Truppen die Winterquartiere beziehen zu lassen.

Das Französisch-Niederländische Heer litt nicht weniger durch Mangel und Krankheiten als das Spanische, und es fehlte dem Herzog von Anjou, troz der ihm bewilligten Subsidien, so sehr an Gelde, daß man die Französischen Soldaten auf eine schimpfliche Art betteln sah.

In den nördlichen Provinzen hatten die Fortschritte beider Theile während des dießjährigen Feldzuges sich fast das Gleichgewicht gehalten. Im Heumonat belagerte Verdugo mit einem Corps von 4 bis 5000 Mann die Stadt Lochem in der Grafschaft Zütphen. Um ihn von dieser Unternehmung abzuziehen, verbrannten einige Fahnen Westfriesländer dreißig Kirchspiele in den Ländchen Twente und Drente, eine unnütze Grausamkeit, welche auf Verdugo keinen Ein=

druck machte und zu nichts diente, als die Verwüstung des Landes zu vermehren. Verdugo erhielt Verstärkung aus Brabant, welche ihm Mansfeld und Hautepenne zuführten, und der Mangel in der belagerten Stadt war schon aufs Höchste gestiegen; dennoch gelang es den Grafen Hohenlohe und Philipp Wilhelm von Nassau, sie zu entsetzen, da sie schon im Begriff stand ein Raub des Feindes zu werden (September 22.). Dagegen ging wenige Tage zuvor, in der Nacht vom 16ten auf den 17ten des Herbstmonats, die Stadt Steenwik, welche sich ein Paar Jahre vorher so tapfer gegen den Grafen Renneberg vertheidigt hatte, durch einen Ueberfall an die Königlichen über. Der Spanische Oberst Tassis führte die Unternehmung aus. Ein verrätherischer Landmann, welcher den glücklichen Erfolg mit seinem Leben verbürgte, zeigte ihm eine Stelle an der Oostpoorte, wo man den Graben durchwaten konnte. Alles gelang nach Wunsch und die Stadt befand sich in den Händen der Spanier, als sie kaum die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergriffen hatte. Die Ständischen hatten sich während dieser Zeit ebenfalls einiger Städte und Schanzen bemeistert. Ein glückliches Ereigniß für sie war die Gefangennehmung des tapfern Parteigängers Martin Schenk, welcher ihnen auf einer Reise von Xanten im Clevischen in die Hände fiel. Er mußte lange Gefangener bleiben, und seine Freiheit durch ein großes Lösegeld erkaufen.

Ehe wir die Geschichte dieses Jahers beschließen, sey es erlaubt, noch eine Merkwürdigkeit anzuführen, wodurch sich dasselbe in der Geschichte der Kultur und der Wissenschaften ausgezeichnet hat. Dieß war die Einführung des, auf Veranstaltung Päpst Gregor des 13ten, durch Aloisius und Anton Lilius verbesserten Kalenders. Die katholischen Staaten Europa's nahmen ihn ohne Bedenken an; aber der unduldsame Haß der Protestanten wider alles, was von Rom ausging, eine Folge der überspannten Religiosität jener Zeit, — welche indeß, wie nachtheilig sie auch immer einer höhern Ausbildung des Menschengeschlechts seyn mochte, doch der damaligen Generation einen Charakter gab, der in der Indolenz der späteren Geschlechter fast ganz untergegangen ist, — verweigerte die Annahme desselben. Ein Theil der Vereinigten Niederlande, nämlich die Provinzen Brabant, Flandern, Holland und Seeland führten, auf die Vorstellungen des Herzogs von Anjou, ebenfalls den neuen Gregorianischen Kalender ein, aber Geldern, Friesland, Utrecht, Oberissel und Gröningen behielten noch bis zum Jahre 1700. den alten Julianischen bei.

9.

Antwerpen's Gefahr und Rettung.

1583.

Die Begebenheit, welche jetzt erzählt werden soll, gewährt einen erfreulichen Beweis, daß dem Menschen Kraft gegeben ward, sich jeder unrechtmäßigen Gewalt zu entziehen, und die Fesseln, welche ein herzloser Despot, wie übermüthig er auch immer seyn möge, ihm bereitet, zu zersprengen, wenn er nur Muth hat jene Kraft zu entwickeln und aufzubieten, und einen ehrenvollen Tod einem Leben voll Schande und Herabwürdigung vorzuziehen. Aber bestätigt nicht die Geschichte dieses ganzen wunderbaren Kriegs, wovon das gegenwärtige Ereigniß nur ein Moment ist, diese tröstliche Wahrheit?

Als die empörten Einwohner Antwerpens an jenem verhängnißvollen 18ten März (1582), da der Meuchelmörder Jauregui den Prinzen von Oranien verwundete, voll Argwohn und Erbitterung wider die Franzosen, die sie für die Urheber der Frevelthat hielten, ausriefen: das ist eine Bartholomäusnacht! schien

ihnen ein ahnendes Vorgefühl von dem Schicksale, welches ihnen zehn Monate später bereitet ward, diese Worte eingegeben zu haben. Zwar war es keine Bartholomäusnacht, was der Ehrgeiz des Herzogs von Anjou über sie verhängt hatte, aber wäre es ihm gelungen sein Vorhaben durchzuführen, so würden die Resultate nicht viel minder schauderhaft für sie geworden seyn, als die Folgen der großen Mordnacht für die Hugonotten.

Seit dem unentscheidenden Gefecht bei Gent im August des verflossenen Jahrs, hatten sich Anjou und Oranien zu Antwerpen aufgehalten. Die Französischen Truppen waren seitdem größtentheils unthätig gewesen; aber in der Nacht des 1sten Jänners (1583.) bemächtigten sie sich durch einen Ueberfall des Städtchens Eindhofen. Vierzehn Tage später (Jänner 14. 15.) sah man in der Gegend von Antwerpen mehrere Tausend Franzosen und 4000 Schweizer eintreffen, welche, wie es hieß, zur Verfolgung der bei Eindhofen erlangten Vortheile bestimmt seyn sollten. Sie bezogen bei dem Flecken Bourgerhout nahe bei der Stadt ein Lager, und ein großer Theil der Franzosen bestand aus Adeligen, wovon sich viele zum Herzog in die Stadt begaben, in der Absicht, wie es schien, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Andere schlichen sich heimlich als Bediente verkleidet herein, und wurden mit Gewehr versehen.

Den Tag nach der Ankunft der Truppen (Jänner 16.), verbreitete sich unter den Einwohnern Ant=

werpens das Gerücht: die Franzosen wollten sich der Stadt, als ein Unterpfand für ihre rückständigen Soldforderungen bemächtigen, und würden deshalb in der nächstfolgenden Nacht das Kronenburger Thor, das nächste an der Wohnung des Herzogs, forciren. Villers, des Prinzen Hofprediger, hinterbrachte dem Stadtrath diese Nachricht, welche in so fern gegründet war, daß die Französischen Truppen wirklich Befehl erhalten hatten, während der nächsten Nacht das Kronenburger Thor zu besetzen, und durch dasselbe eine Anzahl Kriegsleute in die Stadt zu lassen. Der Bürgermeister Peter von Alost begab sich auf Villers Bericht zum Herzog und bat ihn im Namen des Raths, zu erlauben, daß man zur Beruhigung der Einwohner die Ketten, womit zu der Zeit gewöhnlich die Straßen während der Nacht verschlossen wurden, etwas früher als gewöhnlich vorlegen und Laternen aushängen dürfe. Der Herzog gewährte die Bitte, um keinen Verdacht zu erregen, und ersuchte den Bürgermeister: nicht an ungegründete Gerüchte zu glauben, auch die Bürger zu beruhigen nnd sie seines Schutzes und Wohlwollens zu versichern. Die Bürger trauten jedoch der fürstlichen Zusicherung nicht, sie hielten die ganze Nacht hindurch die genaueste Wache, und der geheime Plan, wozu nur der Herzog und einige seiner Vertrautesten den Schlüssel hatten, konnte nun während dieser Nacht nicht vollzogen, sondern die Ausführung desselben mußte bis zum folgenden Tage ausgesetzt werden.

Mit Anbruch desselben (Jänner 17.) lief abermals ein Gerücht umher, die Franzosen würden sich noch vor Abends eines Thors bemächtigen. Die Bürger hielten deshalb die Thore geschlossen, und ein öffentlicher Ausruf gebot allen Franzosen, die Stadt zu räumen. Sogleich ließ der Herzog den Rath und die Bürgerobersten vor sich kommen, bezeugte ihnen seine Unzufriedenheit über die Verbreitung der falschen Gerüchte, und befahl nach dem Erfinder derselben zu forschen und ihn zur Strafe zu ziehen, wobei er die Versicherung wiederholte, daß die Stadt nichts zu fürchten habe. Dennoch blieben die Thore verschlossen und die Straßen gesperrt.

Nach der Aussage der Franzosen wollte der Herzog an diesem Tage über die bei Bourgerhout versammelten Truppen die Musterung halten. Auch schienen alle Anstalten dieses Vorgeben zu bestätigen. Ja alle Zweifel mußten schwinden, als der Herzog sich in eigener Person zum Prinzen von Oranien begab, und ihn ersuchte, sein Begleiter bei der Musterung zu seyn. Der Prinz, schon vorher durch einige Hugonotten gewarnt, lehnte die Einladung des Herzogs ab, und entschuldigte sich mit dem ungestümen Wetter und seiner geschwächten Gesundheit. Zugleich gab er dem Herzog zu verstehen: daß die Antwerper, wie jedes andere Volk, welches eben erst die Freiheit errungen habe, sehr mißtrauisch wären: daß viele von ihnen glaubten, er werde aus dem Thore reiten, um mit seinem ganzen Kriegsvolk wieder zu kommen, und daß es, um diesem Argwohn

nicht neue Nahrung zu geben, am besten seyn dürfte, wenn er die Musterung noch aufschöbe. Der Herzog erwiederte mit einem bedeutenden Lächeln: Die Umstände verstatteten keine Verzögerung seines Vorhabens. Er hatte Recht, der Zünder glühte schon auf der Mine, und es durfte keine Zeit verloren werden, wenn sein großer Plan gelingen sollte.

Früher als gewöhnlich ward bey Hofe gespeist, und nach aufgehobener Tafel, um ein Uhr Mittags, stieg der Herzog mit seinen Begleitern zu Pferde. Alle Ketten vor den nach dem Kipdorfer und rothen Thore führenden Straßen mußten geöffnet werden, da man, wie es hieß, nicht wissen könne, zu welchem Seine Hoheit hinaus reiten würden.

Endlich erscheint er von einer Menge Französischer und Niederländischer Edelleute begleitet, und in seinem Gefolge die Französischen und Schweizer Garden. Der Herzog war sehr freundlich und grüßte die Zuschauer mit großer Herablassung; aber dennoch schöpften einige von neuem Verdacht, da sie wahrnahmen, daß mehrere Französische Edelleute einen Harnisch unter dem Oberkleide trugen. „So ließe sich wohl ein Thor erobern!" rief eine Stimme aus dem Haufen, doch die meisten, entzückt über die Freundlichkeit ihres neuen Regenten, achteten nicht darauf.

Er schlug mit seinem Gefolge die Straße nach dem Kipdorfer Thore ein, welches ihm die Bürgerobersten Jakob de la Falie und Adrian Virendál mit großer Ehrerbietung öffneten. Die Bürgerwache stand mit

entblößten Häuptern da. Sie war nicht stark, denn viele der Wachthabenden waren nach ihren Wohnungen, zum Theil in entfernten Quartieren der Stadt, gegangen um zu Mittag zu essen. Vor und auf der Brücke bildete die Leibwache des Herzogs zwei Reihen, und ließ ihn mit seinem Gefolge durchziehen. Vor dem Thore erwarteten ihn zwei Kornetten Reiter, welche wie zu seinem Empfange aus dem Lager herbeigerückt waren. Sobald er mit dem Herzog von Montpensier, Grafen von Laval und einigen andern über die zweite Zugbrücke hinaus ist, ruft einer aus dem Gefolge, indem er die Brücke erreicht: Jambe rompue! und stellt sich als habe ihn ein Pferd beschädigt. Hundert Stimmen wiederholen diese Worte. Sie sind das verabredete Zeichen, und ein abgeschossenes Feuerrohr gibt den Truppen im Lager die erwartete Losung. Das Gefolge auf der Brücke wendet um. Die Reiter stürzen heran. Ein Bürgersergeant, Namens Kaiser, der sich dem angeblich Beschädigten gutmüthig nähert, um ihm Beistand zu leisten, wird verwundet; und die Begleiter des ersteren fallen über die Bürgerwache her, und ermorden oder verwunden jeden, der sich nicht rettet. Auch der Bürgeroberst Virendál wird niedergehauen, und das Thor eingenommen. Der Geschichtschreiber de Thou, welcher seinen höchsten Unwillen über diesen Auftritt äußert, behauptet: die Geschichte habe glücklicherweise den Namen dessen, der die schimpfliche Rolle des Beschädigten gespielt, nicht aufbewahrt; aber wahrscheinlich wußte er ihn und verschwieg ihn nur aus Scho=

nung gegen die Familie, denn die Niederländischen Geschichtschreiber nennen einstimmig den Grafen Rochepot.

Während der eben erzählten Begebenheiten an der Brücke war auch das ganze Französische Lager in Bewegung gekommen, und schon eilten 600 Speerreiter und 300 Mann zu Fuß mit fliegenden Fahnen, wie zur Bestürmung einer feindlichen Stadt herbei. Der Herzog rief ihnen zu: Marchés, mes enfans, marchés et ne pillés point! La ville est à nous. Alles drang jetzt durch das Kipdorfer Thor in die Stadt. Man bemächtigt sich des Geschützes auf den Wällen, und richtet es auf das Innere der Stadt. Einige Haufen wenden sich rechts, andere links, nach dem Kaisers- und rothen Thore. Von da strömen sie mit wildem Getümmel durch die Straßen nach dem Markte hin. Ueberall ertönt das Geschrei: Ville gagnée! — Vive la messe! — Tue, tue! — La messe et le Duc! Andere riefen: Nous sommes amis! Die sanguinischen Franzosen sind ihrer Eroberung gewiß, und zum Zeichen ihres Siegs stecken sie ein Haus am Thore in Brand.

Der emporsteigende Dampf war das Signal, welches der Herzog mit Ungeduld erwartete. Es benachrichtigte ihn von der Besitznahme des Thors. Zufrieden wandte er sich jetzt an die Herren seines Gefolges, welche noch nicht von dem Geheimniß und der Veranlassung dieses unerwarteten Auftritts unterrichtet waren. Er erklärte ihnen, daß sein Wille sey, sich in den Besitz der Stadt Antwerpen zu setzen, wozu politische Gründe ihn zwängen, denn es sey endlich Zeit dem Schatten-

bilde seiner bisherigen Gewalt in den Niederlanden Realität zu geben. Mehrere in der Gesellschaft, besonders Montpensier, Laval und selbst Biron schienen die Unternehmung nicht zu billigen, und äußerten Zweifel an einem glücklichen Ausgang. Aber der Herzog suchte ihre Besorgnisse durch die Versicherung zu zerstreuen, daß er schon über 4000 Mann in der Stadt habe, und die Besitznahme derselben nicht mehr zweifelhaft sey.

Und in der That waren die eindringenden Franzosen noch bis jetzt auf kein Hinderniß gestoßen, sie hatten nirgends Widerstand gefunden, alle Gefahr schien vorüber; sie hielten sich für Herren der Stadt, und fingen schon an sich hier und dort der Plünderung zu überlassen, — als plötzlich auf eine höchst unerwartete Art die ganze Scene sich ändert, und alles eine andere Wendung nimmt. Die Bürger, überrascht und erstaunt über das Getümmel der zurückeilenden Französischen Krieger, wußten sich anfangs den Zusammenhang nicht zu erklären, und viele glaubten im ersten Augenblick, es sey zwischen den Hugonotten und Katholiken im Gefolge des Herzogs ein Streit entstanden, welches nicht selten der Fall war. Wie konnten sie auch an eine solche Treulosigkeit, an eine so strafbare Verletzung heilig beschworner Pflichten glauben? Aber als sie endlich sahen, daß mehrere Einwohner niedergehauen werden, daß der Tumult immer größer wird, daß man anfängt die Häuser zu plündern, und Anstalt macht sich an der Börse zu vergreifen, da stellt sich ihnen auf einmal die Begebenheit in ihrer vollen Wahrheit da. Sie

sehen, daß ihr Eigenthum, ihr Leben und ihr theuerstes Gut die Freiheit in Gefahr sind, das Andenken der von den Spaniern zweimal erlittenen Grausamkeiten schwebt ihnen vor, und von reinem Bürgersinn und dem Geiste der Freiheit, wodurch sich Antwerpen vor allen Städten Brabants durch alle Perioden der Revolution ausgezeichnet hatte, beseelt, beschließen sie den theuern Herd des Vaterlandes auf das äußerste zu vertheidigen. Die Lärmtrommel rauscht. Die Sturmglocken tönen. Jedermann fliegt zu den Waffen. Viele saßen eben beim Mittagsmahle, aber sie verlassen es, und schließen sich ihren Brüdern an, mit vereinter Kraft den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen.

Unter denen, welche sich zuerst den eingedrungenen Franzosen entgegen warfen, befand sich Philipp von Schonhofen, welcher den Herzog aus der Stadt begleitet hatte, aber beim ersten Ausbruch des Getümmels dahin zurückgeeilt war; der Stadtwachtmeister Balthasar Was, Reinier Michaut und Gaspar Härmacher Sergeant-Major, der an Schonhofens Seite erschossen ward, als er eben beschäftigt war, die Ketten vor den Straßen wieder zu schließen. Das Beispiel dieser Helden belebt den Eifer der übrigen. Sie widersetzen sich anfangs einzeln und ohne Ordnung, so wie sie auf dem Kampfplatz erscheinen, dem Feinde. Bald aber rücken ganze Fahnen, von ihren Hauptleuten geführt, in geschlossenen Gliedern daher. Die Nationalvorurtheile der verschiedenen Völkerschaften, welche der Handel in Antwerpen vereinigte; aller Unterschied religiö-

ser und politischer Meinungen, alle Privatverhältnisse, alles einseitige Interesse, — werden vergessen beim Anblick der gemeinschaftlichen Gefahr, und das Wort Bürger, mit welchem sich hier ein jeder begrüßt, ist der Talisman, der alle Kräfte vereiniget, und alle Herzen verbindet. Jeder Augenblick vermehrte die Zahl der Vertheidiger und mit ihnen den Widerstand, und bald wurden die Franzosen in allen Straßen angegriffen und muthig bekämpft. Man drängte sie hier und dort zurück, und entriß ihnen die errungenen Vortheile wieder. Der Muth der Bürger wuchs, als das Glück sie begünstigte. Es gab mehrere unter ihnen, welche statt der Kugeln die silbernen Knöpfe ihrer Wämser oder Geld, welches sie rund käueten, in die Gewehre ladeten und abschossen. Eine Partei machte Fervagues, der mit einer großen Anzahl Franzosen in der Stadt zurückgeblieben war, vielleicht, wie man vermuthete, um den Prinzen von Oranien aufzuheben, in der Abtei St. Michael zum Gefangenen.

Der Prinz, welcher auf der entgegen gesetzten Seite der Stadt wohnte, wußte anfangs gar nichts von dem was vorfiel, und auf die ersten Nachrichten davon, hielt er den ganzen Vorgang für nichts mehr, als einen durch Mißverständnisse entstandenen Auflauf. Als er aber selbst auf dem Kampfplatz erschien und nicht länger an der bösen Absicht der Franzosen zweifeln konnte, ermunterte er die Bürger zum tapfern Widerstande.

Das Gefecht dauerte fort. Eine Anzahl Bürger besetzte die Schützenhöfe, andere warfen sich in die Häu-

ser und feuerten aus denselben mit großer Wirkung auf den Feind. Bald bemächtigten sie sich auch des Geschützes wieder. Alles legt Hand an. Selbst Matronen und Jungfrauen spannen sich vor die Feuerschlünde und helfen sie dahin schleppen, wo die Noth am größten ist. Mitunter sah man neben den ernsthaftesten auch äußerst burleske Szenen. Einen Bäcker trieb der Patriotismus ganz nackend aus seinem Brodgewölbe hervor. Er mischte sich unter die Kämpfenden, schlug mit seinem Schieber einen Reiter vom Rosse, und da er sich verfolgt sah, schwang er sich auf dessen Pferd und sprengte davon.

Die feindliche Reiterei ward in eine entsetzliche Lage verwickelt. Vorn durch die wieder vorgelegten Ketten, zu beiden Seiten von den Häusern, und im Rücken von ihren eignen Streitgenossen eingeschlossen, ward sie durch die Feuerschlünde, welche unaufhörlich auf sie hereindonnerten, mit Roß und Mann zerschmettert, und fand kein Entrinnen aus diesem offnen Grabe. Kein besseres Schicksal hatte das Fußvolk. Der stolze Siegestraum hatte sich in Muthlosigkeit verwandelt. Ohne Anführer, von aller Hoffnung eines glücklichen Erfolges plötzlich verlassen, versucht es sich nach dem Kildorfer Thore zurück zu ziehen, aber von allen Dächern, aus allen Fenstern flog unter gräßlichem Geschrei und Getümmel ein dichter Hagel von Kugeln, Dachziegeln, Steinen, Klötzen, Bänken, Stühlen und Tischen auf die Häupter der Weichenden herab. Sie geriethen in Verwirrung. Es fehlte an Schießpulver. Jeder dachte

nur noch auf Rettung und Flucht. Sie strömen in unordentlichen Haufen nach dem Thore zu, und viele werden in dem schrecklichen Gedränge erstickt und zertreten. Um das Unglück der flüchtigen Menge zu vollenden, war eben ein Haufe von Schweizern vom Kronenburger Thore, welches er auf Befehl des Herzogs besetzen sollte, aber verschlossen fand, nach dem Kildorfer Thore zurück gekehrt. Als die Schweizer hier plötzlich eine Menge von Menschen heraus stürzen sahen, glaubten sie in der Uebereilung es wären Bürger, und streckten ihnen die Speere entgegen. Dadurch wurden Verwirrung, Gedränge und Niederlage unter den Fliehenden vermehrt. Die Bürger hatten sich zum Theil in die nächsten Häuser am Kildorfer Thore geworfen, und schlenderten von dort aus ihre Kugeln unter die dichte, dem Thore zu drängende Masse der Feinde. Bald häuften sich die Leichname so sehr, daß sie anderthalb Mann hoch im Thore lagen und den Ausgang versperrten. Todte und Halblebende wälzten sich unter einander in schrecklicher Vermischung. Viele Reiter und Fußgänger, welche keinen Ausweg zur Flucht sahen, warfen sich vom Wall herab ins Wasser, um sich durch Schwimmen zu retten; aber sie ertranken zum Theil oder wurden im Wasser erschossen. Thyane, der Befehlshaber von Alost, kam glücklich durch das Wasser, aber am andern Ufer streckte ihn eine Kugel zu Boden.

Mehrere Niederländer, welche den Herzog aus Ehrerbietung begleitet hatten, kehrten wie Philipp von Schonhofen sogleich nach der Stadt zurück, als das Un=

gewitter losbrach. Graf Justin von Nassau, Oraniens natürlicher Sohn, welcher auch unter den Begleitenden gewesen war, rettete sich mit seinem Gefolge in einen Thurm und entging dadurch der Gefahr.

Der Herzog, ohne alle Nachrichten aus der Stadt, schwebte lange in Ungewißheit über den Ausgang des Unternehmens. Als er sah, daß das Geschütz von den Wällen nach außen herab die anrückenden Schweizer begrüßte, fing er an zweifelhaft zu werden, und entfernte sich außer dem Kanonenschuß. Doch gab er die Hoffnung noch nicht auf, und hielt anfangs selbst die vom Wall springenden für Bürger, bis er sich endlich überzeugen mußte, daß es seine eigenen Leute waren, worauf er sich schweigend und voll Unmuth ins Lager begab.

Als in der Stadt kein Franzose mehr Widerstand leistete, wagten es verschiedene Bürger über die Todten im Thore wegzusteigen, und die äußerste Zugbrücke aufzuziehen, welches ihnen auch gelang, und die Franzosen waren nun ganz von der Stadt abgeschnitten. Jetzt räumte man das Thor von den todten Leichnamen: viele, die noch lebten und krampfhaft den Kopf emporhoben um Athem zu schöpfen, wurden unter ihren grauenvollen Umgebungen hervorgezogen und erhielten Pardon. Die Bürger verschönerten ihren erfochtenen rühmlichen Sieg durch Menschlichkeit. Keinem Franzosen, den man noch in der Stadt fand, geschah etwas Leides, und man begnügte sich, sie zu Gefangenen zu machen. Viel sollen Ora=

niens Vorstellungen zu dieser Mäßigung und Humanität mitgewirkt haben.

Nach verschwundener Gefahr erscholl die ganze Stadt von dem allgemeinen Jubel, denn da war keiner, der nicht an der Freude Aller Theil genommen, und seinen Antheil an dem Siege gehabt hätte. Voll Entzücken umarmten die Bürger einander, und mit dankbarem und gerührtem Herzen wünschten sie sich gegenseitig Glück zu der Rettung ihrer Familien, ihres Lebens und Eigenthums und des heiligen Palladiums der Freiheit. Achtzig dieser republikanischen Helden waren in dem schönen Kampfe für das Vaterland gefallen, und noch verschiedene andere starben nachher an den empfangenen Wunden. Von den Franzosen wurden 1500 Todte in der Stadt gefunden, und größtentheils in eine große gemeinschaftliche Grube auf dem Bollwerke verscharrt. Unter den Getödteten befanden sich der Graf von Chateauroux, des Herzogs von Biron Sohn, nebst vielen vom Adel, auch einige Hugonotten, welche nichts von dem Vorhaben des Herzogs gewußt hatten. Ueber 1500 Franzosen, und unter diesen der Bischof von Constance, des Herzogs von Anjou Großalmosenier, wurden gefangen, und in der Folge sämmtlich wieder freigelassen. Die Stadt hatte nur geringen Schaden gelitten.

Einen solchen Ausgang nahm diese Begebenheit, welche die Geschichtschreiber mit dem Namen der Französischen Furie oder Wuth bezeichnen, als Gegenstück zu jener großen Plünderung Antwerpens durch die Spa-

nier (1576), welche sie die Spanische Furie nennen. Nicht Mangel an Muth und Tapferkeit auf Seiten der Franzosen, sondern vorzüglich ihre zu große Sorglosigkeit und Sicherheit, und der unerwartete heftige Widerstand, welchen sie fanden, als sie schon im gewissen Besitze der Stadt zu seyn glaubten, veranlaßten das Mißlingen der Unternehmung. Schon den Tag zuvor sollen mehrere Franzosen bei den Juwelieren umhergegangen seyn, und sich ihre Kostbarkeiten haben zeigen lassen, als ob sie davon kaufen wollten, aber eigentlich in der Absicht, sich die Behältnisse derselben zu bemerken, um sie bei der Plünderung desto leichter finden zu können; so wenig zweifelten sie an einem glücklichen Ausgang.

Der gleichzeitige Niederländische Geschichtschreiber Meteeren, welcher als Kaufmann in Antwerpen ansässig war, beschließt die Erzählung dieser sonderbaren, seinen Mitbürgern so rühmlichen Begebenheit mit einer Bemerkung, die ich nicht unterlassen kann, in seiner eigenen derben Sprache hier wieder zu geben. Bei diesem Vorfall, ruft er voll vaterländischen Stolzes aus, zeigte sich's, daß ein Volk, in der Freiheit auferzogen und mit den Waffen vertraut, tapfer und hochherzig ist, und daß niemand wüthender kämpft, als ein Hund auf seinem eigenen Miste.

10.

Unglücklicher Versuch des Herzogs von Anjou zur Erweiterung seiner Macht und dessen Folgen.

1583.

Der unruhige und herrschsüchtige Geist des Herzogs von Anjou trug mit Ungeduld die Fesseln, welche ihm die eifersüchtige Freiheitsliebe seiner neuen Unterthanen und der Inhalt des Vertrags von Plessis auflegten. Anstatt jener stolzen Aussicht, der unumschränkte Gebieter eines schönen und mächtigen Landes zu werden, mit welcher er den Niederländischen Boden betrat, muß er jetzt mit Unwillen wahrnehmen, daß ihm kaum ein Schatten von Macht zu Theil geworden, und daß der Herzog von Brabant und Graf von Flandern nicht viel mehr als ein Trabant des Prinzen von Oranien ist, der nur mit erborgtem Schimmer glänzt. Am Hoflager des ersteren sah man weit zahlreichere Versammlungen edler Niederländer, als an dem seinen. Achtung und Zutrauen zogen sie zu dem Prinzen hin,

gegen ihn und seine Franzosen fühlten sie nur Argwohn und Widerwillen. Einen überzeugenden Beweis von beiden gab ihm die unglückliche Begebenheit vom 18ten März, wo ihn dasselbe Volk, welches ihm kurz zuvor als Oberherrn gehuldigt hatte, ohne Bedenken seiner Wuth aufgeopfert haben würde, hätte sich nicht Oranien zum Vermittler aufgeworfen. Aber der, welchem er damals sein Leben verdankte, war er nicht Herr seines Schicksals und seiner Existenz in diesem Lande?

Zu diesem Verdrusse gesellte sich noch ein anderer. Er hatte bisher nur geringe Unterstützung von seinem Bruder dem Könige erhalten, der ihm nie hold und stets mit Mißtrauen wider ihn erfüllt gewesen war; dem die herrschende Hofpartei stets anlag, seine Waffen lieber wider die Feinde der wahren Religion, als zur Vertheidigung der Niederländischen Ketzer zu gebrauchen, und den man endlich zu überreden suchte, daß es politischer gehandelt seyn würde, die Niederländer der äußersten Noth preis zu geben, weil sie sich dann ihm, als ihrem einzigen Retter unbedingt in die Arme werfen würden. Unter diesen Umständen konnte er auf keinen Beistand von Paris aus rechnen, ohne welchen es ihm unmöglich war, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, wodurch er auch die Achtung der Niederländer, deren Zuneigung er nicht besaß, verlieren mußte.

Seinen Verdruß aufs Höchste zu treiben, erschien gerade jetzt Philipp du Plessis-Mornai bei dem Prin-

zen von Oranien, als Abgesandter des Königs Heinrich von Navarra. Der Gegenstand seiner Sendung war ein tiefes Geheimniß, desto mehr beunruhigte sie den Herzog, welcher das Schicksal des Erzherzogs Mathias fürchtete, wenn sein Schwager der Navarrer den Ehrgeiz haben sollte, über die Niederländer, denen ihn sein Protestantismus empfahl, herrschen zu wollen.

Diese und ähnliche schwermüthige Vorstellungen begleiteten ihn auf seiner Reise von Gent nach Antwerpen im August 1582. Hier ergoß er endlich seinen Kummer in den Busen einiger Vertrauten, mit der Aeußerung: er wolle entweder dem Gaukelspiel phantastischer Hoheit ein Ende machen und sich zum unumschränkten Gebieter in diesem Lande erheben, oder es auf immer meiden. Unglücklicherweise waren seine Vertrauten lauter Franzosen, junge unbesonnene Feuerköpfe, Feinde und Verächter der Niederländer und mißvergnügt, daß der Vertrag von Plessis sie von den wichtigsten Staatsämtern ausschloß. Gelang es ihrem Herrn, sich die unumschränkte Gewalt zu verschaffen, so eröffnete sich auch ihnen eine günstige Aussicht zur Erfüllung ihrer ehrgeitzigen Wünsche, welche ihnen außerdem verschlossen blieb. Sie gaben daher seinem Vorhaben ihren vollen Beifall, und bestärkten ihn in dem Entschluß, sich sogar gewaltsamer Maßregeln zur Ausführung desselben zu bedienen, wobei sie ihm ihren kräftigsten Beistand versprachen. Besonders erklärte sich Wilhelm von Hautemer sehr eifrig für die Sache, und obgleich andere einige Bedenklichkeiten äußerten, so

ward doch in dem geheimen Rathe des Herzogs der Beschluß gefaßt: für's erste noch einmal den Weg der Güte zu versuchen, um zu dem Besitz der ihm als Herzog von Brabant und Graf von Flandern zustehenden Rechte zu gelangen, und schlüge dieser fehl, sich durch List oder Gewalt einiger der vornehmsten Städte beider Provinzen zu bemächtigen, um dann den übrigen Gesetze vorschreiben zu können.

So sehen wir also eine gefährliche Verschwörung wider die Republik mitten im Schoße derselben sich bilden. Ein treuloser Freund verwandelt sich in einen heimlichen Feind, zu einer Zeit, da der offne Gegner seine Kräfte zu ihrer Vernichtung verdoppelt, und derselbe Fürst, welcher sich öffentlich für ihren Beschützer erklärt hat, bereitet insgeheim ihrer Freiheit den Todesstoß. Zum Glück fehlte es dem letzteren an allen Eigenschaften, einen kühnen Plan durchzusetzen, und sein tollkühnes Beginnen scheiterte an dem Felsen des republikanischen Bürgermuths.

Zu Folge des gefaßten Entschlusses ließ der Herzog den zu Antwerpen versammelten Generalstaaten durch eines ihrer Mitglieder, den Herrn von St. Aldegonde, eine Denkschrift übergeben, worin er sich über sein beschränktes Ansehn beklagte und auf die Erweiterung desselben drang. Die Versammlung war nicht geneigt, sein Verlangen zu erfüllen, und verzögerte unter dem Vorwande der Wichtigkeit des Gegenstandes, eine entscheidende Erklärung. Die Geduld des Herzogs war am Ende, und da er nicht hoffen durfte seine Forderung

von den Staaten erfüllt zu sehen: so schritt er nunmehr zur Realisirung des zweiten Theil seines Plans.

Dünkirchen, Ostende, Dixmuiden, Menen, Brügge, Dendermonde, Vilvoorden, Alost und Antwerpen waren diejenigen Plätze, welche er zur Besitznahme auserſehen hatte. Antwerpens wollte er sich in eigener Person bemächtigen, die Einnahme der übrigen Orte ward den Befehlshabern der Französischen Besatzungen in denselben aufgetragen. Der 16. Jänner (1583.) ward zur Ausführung des Unternehmens bestimmt.

Dünkirchen ward das erste Opfer der Verschwörung. Ein Streit, welcher sich zufälligerweise über eine zur See gemachte Beute zwischen den Bürgern und Französischen Kriegsleuten erhob, gab die Veranlassung, daß die letzteren zwei in der Stadt liegende Fahnen Niederländer vertrieben, und sich in den Besitz derselben setzten. Auch Dixmuiden, Menen, Winorbergen, Dendermonde, Alost und Vilvoorden hatten das Schicksal, von den Französischen Besatzungen überwältigt zu werden. Aber Ostende und Niewport jagten mit Hülfe der Niederländischen Truppen die Franzosen davon. Brügge hatte die Französische sehr verstärkte Besatzung bereits in ihrer Gewalt, als der entschlossene Stadtamtmann Gryze mit Hülfe des Raths die Bürger in die Waffen brachte. Zugleich hielt er die vornehmsten Französischen Officiere Lavalette und de Piece auf dem Rathhause fest, wo ein Bürgerofficier erklärte, ihnen mit einem Federmesser den Hals abzuschneiden, wenn sich ihre Truppen nicht auf der Stelle aus der Stadt

entfernten. Diese sonderbare Drohung wirkte, und Brügge ward geräumt.

Der mißlungene Erfolg des Angriffs auf Antwerpen ist bereits erzählt. Außerordentlich war der Eindruck, welchen die Nachricht von dieser unerwarteten Begebenheit überall in den vereinigten Provinzen machte. Die Generalstaaten meldeten das Ereigniß sogleich an die Staaten der einzelnen Landschaften, um auf alle Fälle Maßregeln für ihre Sicherheit zu nehmen, da man nicht wissen konnte, von welchem Umfange die Plane des Herzogs waren. Alles war mit Haß und Abscheu wider ihn und die Franzosen erfüllt. Er hatte das Zutrauen der Nation auf immer verscherzt.

Ueberzeugt von dieser sehr natürlichen Folge seines unbesonnenen verunglückten Schritts, befand er sich voll des bittersten Schmerzes über das Fehlschlagen seines Plans im Lager zu Berchem. Von dort aus schrieb er noch an dem Tage des Antwerper Ueberfalls (Jänner 17.) an den Prinzen von Oranien, die Generalstaaten und den Rath von Antwerpen, und suchte sein Verfahren durch die Geringschätzung zu entschuldigen, welche man ihm öfter und noch vorzüglich an diesem Tage bewiesen, und wodurch er zu einer Aufwallung von Zorn hingerissen worden sey. Doch seine verrätherischen Absichten waren kein Geheimniß, und wurden durch das Bekenntniß seiner Befehlshaber Lavalette, Lespier und Lafougere, die man zu Brügge festgesetzt und abgehört hatte, außer Zweifel gesetzt. Sie sagten aus: der Vorsatz ihres Herrn sey gewesen,

sich der Generalstaaten, des Prinzen von Oranien und der vornehmsten Städte in Flandern und Brabant zu bemächtigen, weil seine Gewalt bisher zu beschränkt gewesen sey, um dem Lande, dessen Fürst er heiße, nützlich werden zu können.

Weder der Prinz noch der Rath von Antwerpen ertheilten ihm eine Antwort, dagegen setzte man die Französischen Gefangenen in Freiheit, um deren Loslassung er angesucht hatte, und sandte ihm seine und seiner Officiere Effekten und Kleinodien heraus. Alle seine an die Stände und verschiedene Städte erlassene Zuschriften, ihn mit den dringendsten Bedürfnissen zu versorgen, waren umsonst; und er mußte sich, an allem Mangel leidend, nach Duffel zurück ziehen, wo die Noth so groß war, daß es nicht nur seinem Kriegsvolk selbst an dem Unentbehrlichsten fehlte, sondern auch seine eigene Tafel nur mit Milch, etwas Weizenbrot und einem Gericht roher Rüben besetzt werden konnte. Er schrieb von hier aus an den Befehlshaber von Brüssel (Jänner 20.), Olivier von Tempel, beklagte sich über die ihm zu Antwerpen wiederfahrene üble Behandlung, und fügte hinzu, als er aus dem Thore geritten, sey sogar eine Meuterei wider ihn ausgebrochen, wodurch, da seine Soldaten hinzugekommen, ein stürmischer und blutiger Auftritt veranlaßt worden sey. Der Vorfall thue ihm herzlich Leid, indeß werde er dennoch der guten Sache geneigt bleiben, und ersuche auch ihn treu zu seyn, und ihm für gute Bezahlung einige Fahrzeuge mit Proviant zu schicken.

Der verlangte Proviant erfolgte jedoch nicht, und um dem Hunger zu entgehen, blieb dem Herzog nichts weiter übrig, als ein Rückzug über die Dile. Zum Unglück für ihn aber war dieser Fluß gerade zu dieser Zeit so angeschwollen, daß keine Brücke darüber geschlagen werden konnte. Das Heer mußte ihn also durchwaten, wobei über tausend Mann ertranken. Der Herzog selbst kam bis an die Schultern ins Wasser, wodurch er sich eine Krankheit zuzog, welche wahrscheinlich in der Folge seinen Tod beschleunigte. Er erreichte endlich unter Sorgen und Kummer, nach tausend ausgestandenen Mühseligkeiten, Vilvoorden, von wo er anfangs nach Dendermoade und dann nach Dünkirchen ging.

Die Gesandten des Königs von Frankreich, welche bald nach den eben erzählten Begebenheiten bei der Staatenversammlung eintrafen, suchten das Verfahren des Herzogs dadurch zu entschuldigen, daß sie es eine Uebereilung nannten; aber die Folgen desselben stürzten die Angelegenheiten der Vereinigten Provinzen in ein Chaos von Verwirrung. Sie waren das erste Glied in einer langen Kette feindseliger Ereignisse, welche die Republik bestürmten und die Provinzen der Herrschaft ihrer alten Tyrannen zu unterwerfen droheten, hätte nicht die Utrechter Union, dieser unvergängliche Obelisk auf der Gruft Wilhelms von Oranien, sich wie ein Bollwerk dem Untergange ihrer Freiheit entgegengestämmt und ihn verhindert.

Die fehlgeschlagene Unternehmung Anjou's veran-

laßte zunächst einige sehr heterogene Unterhandlungen. Der Gegenstand der einen war ein Versuch, zwischen dem Herzog und den Niederländern eine Wiederaussöhnung zu bewirken. Der Prinz von Oranien selbst rieth dazu. Bei der dringenden Gefahr, worin sich das Vaterland befände, sagte er, müsse man nicht der Stimme empörter Leidenschaften, sondern allein der kalten Ueberlegung Gehör geben. Der Herzog habe eines schweren Vergehens sich schuldig gemacht, aber es sey auch nicht zu läugnen, daß man keine Aussicht habe, den Staat ohne französische Hülfe wider die feindliche Uebermacht zu vertheidigen, deshalb müsse man jenes weniger strenge rügen, um diese nicht zu verlieren. Auch die Königin Elisabeth bot ihre Vermittlung an. Sie ließ den Herzog durch ihren Abgeordneten John Sommer ersuchen, (März 15.) den Staaten ferner keine Veranlassung zum Verdruß und Argwohn zu geben, damit das Einverständniß wieder hergestellt werde, und dem Prinzen von Oranien und den Staaten rieth sie zur Wiederaussöhnung mit ihm. Die Generalstaaten selbst waren in ihren Meinungen getheilt, der größte Theil ihrer Mitglieder war mit Haß gegen die Franzosen erfüllt, und noch zu neu die von dieser Nation der Republik zugefügte Beleidigung, als daß sie solche schon jetzt hätten vergessen können.

Zwei verschiedene Unterhandlungen eröffnete der Herzog von Parma, mit dem Herzog von Anjou und mit den Vereinigten Niederländern. Dieser thätige Fürst, der kein günstiges Ereigniß unbenutzt verlor,

hoffte entweder die Vereinigten Niederländischen Provinzen, zu einer Zeit, da die Erbitterung wider ihren sogenannten Beschützer den höchsten Grad erreicht hatte, zu einer Aussöhnung mit dem Könige zu bewegen, oder den Herzog zu überreden, daß er die Niederländischen Angelegenheiten ganz aufgäbe. In dem huldreichsten und herablassendsten Schreiben fordert er die Provinzen des Utrechter Bundes zur Wiedervereinigung mit ihren zurückgekehrten Brüdern unter dem gemeinschaftlichen Scepter ihres rechtmäßigen Beherrschers auf. Zugleich erließen der Marquis von Risburg und der Graf von Lalaing an die Generalstaaten ähnliche schriftliche Aufforderungen und ermahnten sie zur Unterwerfung, um dadurch Ruhe und Eintracht in ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande wieder herzustellen, da eine theuer erkaufte Erfahrung sie gelehrt habe, wie wenig diejenigen ihr Zutrauen verdienten, die sich oft als ihre Freunde und Beschützer angekündigt hätten.

Dem Herzog von Anjou ließ der Spanische Feldherr durch den Hauptmann Hernandez da Costa den Antrag machen, die Niederlande ihrem Schicksal zu überlassen und nach Frankreich zurück zu gehen, wogegen er ihm eine Summe Geldes zur Bezahlung seiner Truppen auszahlen wolle. Der Herzog schlug vor, den Spaniern die von seinen Völkern besetzten Flandrischen Städte gegen Landreci, Lequesnoi und einige andere Plätze an den Grenzen der Pikardie abzutreten. Aber diesen Vorschlag verwarf der Herzog von Parma.

Nach mehrmonatlichen Unterhandlungen kam nicht

eines von allen diesen verschiedenen Projekten zu Stande, und der Französische Prinz, von der unüberwindlichen Abneigung der Niederländer gegen seine Person nur zu sehr überzeugt und überdem an Leib und Seele krank, versah Dünkirchen mit einer Besatzung von 500 Mann unter dem Herrn von Chamois, schiffte sich mit seinem Gefolge nach Calais ein, (1583. Jun. 28.) und verließ die Niederlande, wo er eine so kurze und zweideutige Rolle gespielt hatte, um sie nie wieder zu sehen. Ein Niederländischer Geschichtschreiber *) erzählt: bei der großen Gefahr, worin sich der von innern und äußern Feinden bestürmte Staat nach der Abreise des Herzogs von Anjou befunden, habe man dem Prinzen von Oranien die Herzogswürde über Brabant angeboten. Aber dieser weise und vorsichtige Fürst, der sich zu keinem übereilten Schritt verleiten ließ, habe den Antrag abgelehnt und erklärt: seine Macht sey zu unbedeutend, um die Republik wider ihre mächtigen Feinde schützen zu können, und er wolle auch dem Könige von Spanien keine gerechte Veranlassung geben, ihm den Vorwurf zu machen, daß er ihn nur darum eines schönen Landes beraubt habe, um es für sich zu nehmen. Dagegen bot er seinen ganzen Einfluß zu einer Wiederaussöhnung mit dem Herzog von Anjou auf, und es gelang ihm wirklich, die Staaten, welche über den Verlust der Flandrischen Städte, die sich noch in

*) Oorsprong, Beginn end Verfolg der Nederlandse Oorlogen door Bor B. 19. Bl. 4.

der Gewalt der Franzosen befanden, in Verlegenheit waren, dazu geneigter zu machen.

Der Spanische Feldherr hatte indeß, nicht zufrieden mit dem Versuche, durch Unterhandlungen aus den zwischen den Franzosen und Niederländern entstandenen Mißverständnissen Vortheile zu ziehen, dieses für ihn so günstige Ereigniß auch mit den Waffen in der Hand benutzt. Schon im Februar (1583.) ließ er Eindhofen durch den Grafen Mansfeld belagern, der es durch Hunger zur Uebergabe zwang; und während der Marschall Biron seine Zeit mit der Belagerung des festen Schlosses Wouw ohnweit Bergenopzoom verlor, setzte Mansfeld seine Eroberungen fort, und bemächtigte sich nach und nach der Städte Thurnhout, Hoogstraten und Diest. Der letztere Ort war in siebzehn Jahren sechsmal erobert worden. Jetzt ergab er sich fast ohne allen Widerstand, wofür in der Folge der Befehlshaber mit Gefängniß bestraft und die Besatzung kassirt ward.

Des Herzogs Absicht war nach Flandern und vorzüglich auf Dünkirchen gerichtet. Ehe er aber seinen Zug dahin mit Sicherheit antreten konnte, mußte zuvor der Marschall Biron vertrieben werden, welcher nach der Einnahme von Wouw ein Lager bei Rosendal bezogen hatte, zum größten Nachtheil des armen, unter dem unerträglichen Druck seiner schlimmen Gäste schmachtenden Landmanns. Des Marschalls Heer zählte zwar 10000 Streiter, aber es war aus Franzosen, Schweizern, Engländern, Schotten, Teutschen und Niederländern zusammengesetzt, die sich gegenseitig

haßten und anfeindeten. Parma, von dem Zustande des Feindes unterrichtet, theilte seine Macht, sandte ein Corps davon ab, um Dünkirchen zu berennen, und brach an der Spitze des Ueberrestes gegen den Marschall auf.

Auf die Nachricht von der Herannäherung der Spanier hob Biron das Lager bei Rosendal auf, und zog sich gegen Bergenopzoom hinab; seine Fläminger und Schotten aber stellte er weiter rückwärts in einem vortheilhaften Posten in den Dünen bei dem Städtchen Steenbergen am Meergestade auf. Des Herzogs Heer bestand aus 5000 Mann Reiterei und Fußvolk. Mit überraschender Schnelligkeit stand es vor Steenbergen, (1583. Jun. 17.) und sogleich griffen Sancho de Leyva und Carlos Meneses die Vorposten der Schotten an und warfen sie zurück. Jetzt machte der Herzog selbst mit den Regimentern Paz und Mansfeld, mit Mexia's Speerreitern und den Schützen unter Karl Luna einen Angriff auf das Ständisch = Französische Corps in den Dünen. Es vertheidigte sich mit rühmlicher Tapferkeit, ward aber endlich zum Weichen gebracht und an das Meerufer zurückgedrängt. In diesem kritischen Augenblick kam plötzlich der Marschall Biron an der Spitze der Französischen Reiterei auf dem Schlachtfelde an. Diese unerwartete Erscheinung brachte anfangs die Spanier in Verwirrung, aber des Herzogs Geistesgegenwart stellte die Ordnung unter ihnen bald wieder her. Das Treffen begann mit erneuerter Heftigkeit. Beide Theile boten alle ihre Kräfte auf. Biron stürzte

vom Pferde und brach das Bein, und er wäre in diesem hülflosen Zustande den Feinden in die Hände gefallen, hätte ihn nicht der Niederländische Hauptmann Barchon gerettet. Die Nacht endete das Gefecht. Die Ständischen zogen sich unter die Mauern von Steenbergen und die Königlichen nach Herenthals zurück. Beide Theile hatten in diesem unentscheidenden Treffen fast gleichen Verlust erlitten. Die Ständischen vertheilten sich nach demselben in die festen Plätze, um sich blos auf die Defensive einzuschränken.

Am 30. Junius rückten die Königlichen Befehlshaber Montigni und Lamotte mit 3000 Mann vor Dünkirchen, welches der Herzog von Anjou erst zwei Tage zuvor verlassen hatte. Dieser durch Handel und Fischerei damals sehr wohlhabende Ort, liegt am Gestade der Nordsee, sechs Meilen von Calais und drei von Grevelingen entfernt. Er besitzt einen Hafen, dessen sich jedoch größere Fahrzeuge nur selten bedienen können, und zur Zeit der Ebbe ist er oft ganz trocken. Die Königlichen Truppen erschienen so unerwartet vor der Stadt und berennten sie so schnell, daß vielen der eben abwesenden Einwohner die Rückkehr dahin versperrt ward. Sie besetzten sogleich den Hafen, und verschlossen ihn durch vorgezogene Ketten und Mastbäume und einige aufgeworfene Schanzen. Indeß war auch der Herzog von Parma über die Schelde gegangen und langte vor Dünkirchen an, um die Belagerung mit Nachdruck zu eröffnen. Aber der Französische Befehlshaber Chamois, der weder auf einen Entsatz noch

auf den Beistand der Bürgerschaft, die ihn haßte, rechnen durfte, wartete keinen ernstlichen Angriff ab, sondern übergab die Stadt (1583. Jul. 16.) gegen einen freien Abzug der Besatzung.

Acht Tage nach dem Falle Dünkirchens ging auch Niewport an die Spanier über, und bald darauf ergab sich ihnen auch Veurne, ehe noch ein Feind davor erschienen war. Biron wollte Dünkirchen und Niewport mit seinen Schweizern und Franzosen entsetzen, und alle Anstalten zu seinem Marsch nach Seeflandern waren schon getroffen; aber der Haß und das Mißtrauen der Genter gegen alles, was Französisch hieß, bereiteten ihm so viele Hindernisse, daß die Ausführung unterblieb.

Ostende hätte wahrscheinlich gleiches Schicksal mit dem nachbarlichen Dünkirchen gehabt, wäre nicht noch zur rechten Zeit die Besatzung ansehnlich verstärkt worden, welches den Spanischen Feldherrn veranlaßte, (Jul.) die schon angefangene Belagerung aufzuheben. Dagegen ergab sich ihm Dirmuiden ohne Widerstand, und Winorbergen verkaufte ihm der Französische Befehlshaber Villeneuve, ein Hugonot. Ypern, wo der tapfere Marquette Befehlshaber war und eine streitbare Bürgerschaft an der Seite der Besatzung focht, (Sept.) leistete muthigen Widerstand, aber Steenbergen, Sas van Gent und Hulst gingen ohne Vertheidigung über. Alost in Brabant ward den Spaniern von der Englischen Besatzung aus Noth und Rache, (Oktober), weil ihr die Genter den Sold vorenthielten,

verkauft. Trotz dieser großen Verluste, war doch der Argwohn der Niederländer gegen die Franzosen so groß, daß Biron, der ihnen noch manchen guten Dienst hätte leisten können, gegen Ende Augusts das Land räumen mußte, wider die Meinung des Prinzen von Oranien, der ihn gern zurückbehalten hätte. Er schiffte sich mit dem Ueberrest seiner Truppen ein und kehrte nach Frankreich zurück. Hohenlohe aber versah Ter=Neuze mit einer starken Besatzung, um die Freiheit der Schelde zu sichern, weil der Herzog von Parma, verstärkt durch einige erst angelangte Fahnen Italiener, Antwerpen zu bedrohen schien.

Während die Spanier jene wichtigen Eroberungen in Flandern machten, begünstigte auch im Norden das Glück ihre Waffen. Tassis, der Eroberer Steenwiks, that von dort aus einen Einfall in das Velau, erfüllte dieses Ländchen mit Raub und Brand, und bemächtigte sich endlich der Stadt Zütphen (September) durch einen Ueberfall. Aber Otterdum an der Ems vertheidigte sich mit Muth und Glück gegen die Königlichen Truppen, die es vergebens belagerten.

Auch Ypern in Flandern widerstand den Spaniern bis zum April des folgenden Jahrs. Endlich da es den äußersten Mangel erduldet und jede Aussicht auf Entsatz verloren hatte, ergab es sich (1584. April 12.) mit Kapitulation, wodurch der Besatzung, außer dem Befehlshaber, welcher Kriegsgefangener blieb, freier Abzug zugestanden ward. Der neue Bischof weihete die durch den protestantischen Kultus entheiligten Tem=

pel aufs neue, und trieb seinen Eifer so weit, daß er sogar die Leichname der Prädikanten und anderer seit einigen Jahren verstorbenen Reformirten wieder ausgraben und neben dem Hochgericht verscharren ließ.

Nicht weniger als das Mißverständniß zwischen den Franzosen und Niederländern, begünstigten die häufigen Verrätherereien, Zwiste und Unruhen, welche sich in diesem unglücklichen Zeitraum fast überall in den Vereinigten Provinzen hervorthaten, die Nation zerrissen und ihre Kräfte lähmten, die Angelegenheiten des Herzogs von Parma und der Royalistischen Partei. Im Norden der Niederlande trat ein Mensch auf, der sich für einen natürlichen Sohn Kaiser Karls des 5ten ausgab. Er war eigentlich eines Kupferstechers Sohn aus dem Haag, hieß Cornelius de Hoge, und schien mehr in die Kategorie der Schwärmer als der boshaften Betrüger zu gehören, weil er sich wirklich für einen Verwandten des verstorbenen Kaisers hielt. Seine Erscheinung machte indeß Aufsehen. Er verschaffte sich mit Hülfe des empfangenen Spanischen Goldes einen kleinen Anhang, und versuchte sogar sich einiger Städte in Holland zu bemächtigen. Aber seine Rolle war bald ausgespielt. Er ward gefangen, und im Haag als ein Staatsverbrecher enthauptet und geviertheilt (1583. März 23.).

Von wichtigeren Folgen, als der kurze und tragische Roman dieses Ephemeron's, war der Abfall zweier durch Geburt und Stand gleich angesehener Männer von der republikanischen Partei. Der erste war Wil-

helm Graf von Berg, des Prinzen von Oranien Schwestermann. Im Jahre 1581, als Graf Johann von Nassau, Oraniens ältester Bruder, die Statthalterschaft über Geldern niederlegte, ward er dessen Nachfolger in dieser Würde. Bald darauf trat er in eine geheime Verbindung mit dem Herzog von Parma und versprach ihm Geldern zu überliefern. Aber die Staaten der Provinz entdeckten die Verschwörung und sandten ihn als Gefangenen nach Holland, wo ihn ein hartes Loos getroffen haben würde, hätte man ihn nicht aus Achtung für seinen Schwager, den Prinzen von Oranien, mit Schonung behandelt. Er erhielt, auf das eidliche Versprechen einer unverletzlichen Treue gegen die Staaten, seine Freiheit und die Erlaubniß, seinen Aufenthalt in Emmerich zu nehmen. Aber der Verräther vergaß seines Schwurs, und trat nicht nur selbst zur Royalistischen Partei über, sondern verleitete auch seine Söhne, drei edle kriegerische Jünglinge, zu diesem Schritt. Er entging der gerechten Strafe, aber nicht der Verachtung aller Edlen im Volke. Adolph Graf von Newenaar und Mörs ward von den Staaten zum Statthalter über Geldern ernannt.

Das zweite große Beispiel der Abtrünnigkeit und Untreue gab Karl Philipp von Croy Herzog von Arschot und Fürst von Chimai, Statthalter von Flandern. Dieser unbeständige, leichtsinnige und boshafte Mensch hielt anfangs die Partei der Staaten, und söhnte sich in der Folge (1580.), nach dem Beispiel seines Vaters, mit dem Könige aus. Nach des Herzogs von Anjou

Ankunft in den Niederlanden ging er aufs neue zu den Staaten über, nahm die reformirte Religion an und erhielt die Statthalterschaft von Flandern. Nach dem Ausbruch des Zwists zwischen den Franzosen und Niederländern ließ er sich mit der royalistischen Partei zu Gent in Verbindung ein, und intriguirte zum Vortheil der Spanier. Endlich, da man eben seine Verrätherei entdeckt, den Prinzen von Oranien davon benachrichtiget und schon Anstalten zu seiner Verhaftung getroffen hatte, übergab er die Stadt und Herrschaft Brügge dem Herzog von Parma (1584. März.), und kehrte abermals unter den Szepter des Königs zurück.

Fast hätte Gent das Schicksal Brügge's getheilt. Dort spielte noch immer der berüchtigte Demagoge Imbize die Hauptrolle, aber er hatte sein politisches System geändert, begünstigte jetzt die katholisch-spanische Partei in der Stadt eben so sehr, als er sie ehemals verfolgte, und arbeitete daran, Gent dem Könige zu unterwerfen. Seine Ränke offenbarten sich, als eine Anzahl Spanischer Truppen (1584. Jänner) zwischen Gent und Termonde erschien, und durch einige Schanzen die Schelde und die Zufuhr nach Gent sperrten. Jetzt drangen die Spanischgesinnten auf eine Unterhandlung mit dem Herzog von Parma, und wußten es auch dahin zu bringen, daß die Stadt einen dreiwöchentlichen Stillstand (März.) mit ihm abschloß. Glücklicherweise gewann die republikanische Partei wieder die Oberhand, man vereinigte sich, bei der Uttrecher

Union fest zu halten, und die Stadt nahm zu ihrer Sicherheit eine Niederländische Besatzung ein.

Zu eben der Zeit herrschten auch in Friesland, wo Graf Wilhelm Ludwig von Nassau seines Oheims Verweser in der Statthalterschaft war, und in Utrecht Unruhen und Zwist; dort zwischen den Städten und dem platten Lande über die gegenseitigen Gerechtsame, und hier zwischen den Ständen, dem Rathe, der Ritterschaft und der Bürgermiliz, über die Vertheilung und Erhebung der Abgaben. So loderte die Fackel bürgerlicher Zwietracht in allen Theilen der Niederlande, und die Nation zerrieb ihre Kräfte in dieser unglücklichen Fehde, während ihr unversöhnlicher Feind dem wankenden Gebäude des Staats einen tödtlichen Stoß nach dem andern gab. Die Generalstaaten, unter sich selbst ohne Eintracht und Gemeinsinn, wußten nicht, wie sie den Stürmen im Innern und von Außen zugleich begegnen, und durch welche Mittel sie das Ungewitter beschwören sollten, welches unaufhaltsam über sie hereinbrach. Deshalb ward kein kraftvoller Entschluß gefaßt, und nichts Entscheidendes von ihrer Seite unternommen, und eine langwierige Belagerung einer unbedeutenden Schanze bei Zütphen beschäftigte die ganze Thätigkeit ihrer Kriegsmacht, während ein großer Theil von Flandern und Brabant vom Feinde erobert ward.

Eine schwache Aussicht gewährten in dieser Noth die wiederangeknüpften Unterhandlungen mit dem Herzog von Anjou, und schon sah man einer Aussöhnung und

der Rückkehr der ehemaligen Verhältnisse mit ihm entgegen, als plötzlich der Tod dazwischen trat und den Faden des Versöhnungsgeschäfts auf immer zerriß.

Der Herzog hatte nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden das Schloß zu Chateau-Thierri, einer kleinen Stadt in Champagne an der Marne, bezogen, um dort in der Einsamkeit und unter den freundlichen Umgebungen einer reizenden Natur, ein Heilmittel für seinen Gram und seine körperlichen Leiden zu finden. Seine Hoffnung täuschte ihn, und er starb (1584. Jun. 10.) wenige Monate darauf an einer ähnlichen Krankheit wie sein Bruder König Karl der 9te. Viele hielten diese sonderbare Krankheit, einen Blutschweiß, für die Folge einer Vergiftung, deren sie die Spanier beschuldigten; andere suchten die Veranlassung dazu in den frühen Ausschweifungen einer durchschwelgten Jugend. Noch auf seinem Todbette soll er bittre Reue über das Unternehmen gegen Antwerpen geäußert haben. Er starb im blühenden Alter von acht und zwanzig Jahren, gehaßt und verachtet von dem größten Theile der Niederländischen Nation, und auch von seinen Landsleuten nicht geliebt und oft in Schmähschriften von ihnen verspottet.

Anjou bezahlte die Schuld der Natur, über Oraniens Haupte schwebte des Meuchelmordes gezückter Dolch. Zu Antwerpen ward ein Spanier, Namens Dordogno, eingezogen und geviertheilt, der sich für einen Kroaten ausgab und bekannte, daß er aus Spanien gekommen sey den Prinzen zu ermorden. Bald

darauf verhaftete man zu Vliessingen den Kaufmann Hansson, der von einem glühenden Hasse wider den Prinzen entbrannt, beschlossen hatte, ihn entweder durch Schießpulver unter seinem Tafelzimmer angelegt, oder auf irgend eine andere Art und allenfalls mit eigenen Händen zu tödten. Er bekannte, seines strafbaren Vorhabens wegen mit dem Spanischen Hofe in Unterhandlung gestanden zu haben, und empfing den verdienten Lohn auf dem Blutgerüste. Diesen Verruchten glich nicht der Französische Hauptmann Legoth. Er war in Spanische Kriegsgefangenschaft gerathen, und hier machte ihm der Marquis von Roubair den Antrag, den Prinzen von Oranien in einer Aalsuppe, seinem Lieblingsgerichte, zu vergiften. Der Herzog von Parma stimmte dem Antrag bei, und befahl, Legoth unter dieser Bedingung ohne Lösegeld frei zu lassen. Aber der edle Mann war der ihm zugemutheten Schandthat nicht fähig. Er entdeckte den Antrag, nach seiner Freilassung, seinen Kameraden, blieb seiner Pflicht getreu, und starb als ein braver Soldat zu Antwerpen an einer in der Vertheidigung des Forts Lillo empfangenen Wunde.

Die wiederholten meuchelmörderischen Anschläge auf sein Leben, waren nicht die einzigen Widerwärtigkeiten des Prinzen von Oranien in dieser verhängnißvollen Zeit. Er verachtete die Rache eines erbitterten unedelmüthigen Feindes, aber wie schmerzlich mußte sein Herz eine Kränkung verwunden, die ihm von denen widerfuhr, auf deren Dankbarkeit er sich die gerechte-

sten Ansprüche erworben hatte. Der Haß, welchen man zu Antwerpen auf die Franzosen geworfen hatte, machte auch seine großen Verdienste um die Stadt vergessen. Er hatte sich, nach dem Tode seiner verstorbenen Gattin, mit Luise Coligni, der Tochter des unglücklichen Admirals Coligni, der nebst ihrem ersten Gatten Teligni ein Opfer der Pariser Bartholomäusnacht geworden war, vermählt (April 1583.). Diese Heirath fand nicht den Beifall der Niederländer, denn sie nahmen sie für einen neuen Beweis seiner großen Vorliebe für die Französische Nation, und es gab manche unter ihnen, die ihn beschuldigten, er habe diese verhaßten Ausländer in den Schoß des Vaterlandes gerufen, um den Raub mit ihnen zu theilen. Laut sprach sich dieser Argwohn bei einem Vorfall aus, der sich um diese Zeit zu Antwerpen ereignete.

Der Stadtrath hatte beschlossen den Platz vor dem Schlosse, worin der Prinz seine Wohnung hatte, in Baustellen zu verwandeln, und ließ ihn deshalb aufräumen. Plötzlich verbreitet sich ein Gerücht, die Franzosen, von dem Prinzen heimlich in die Stadt gelassen, wollten sich vor dem Schlosse verschanzen! Sogleich greift der leichtgläubige und unbändige Pöbel zu den Waffen, durchsucht die ganze Stadt, rottet sich vor dem Schlosse zusammen, ruft den Prinzen heraus und nennt ihn einen Verräther. Als der Ungrund des Verdachts erwiesen war, hörte zwar der Aufstand auf, aber der Rath wagte nicht die dem Prinzen zugefügte Beleidigung zu ahnden. So handelte das nämliche

Volk, welches noch kurz zuvor bei seiner Verwundung durch Jauregui so viel Theilnahme und Anhänglichkeit für ihn geäußert hatte. Ein auffallender Beweis von der Unbeständigkeit der Gunst des großen Haufens. Der gekränkte Fürst verließ die undankbare Stadt, die er mehr als einmal mit eigener Lebensgefahr aus der dringendsten Noth gerettet hatte, und ging mit seinem ganzen Gefolge nach Middelburg in Seeland, um dort der Versammlung der Generalstaaten beizuwohnen.

Weit entfernt, der Nation, welche er liebte und die seines Beistandes jetzt mehr als je bedurfte, die von einem kleinen Theile derselben erlittene Beleidigung entgelten zu lassen, fuhr er fort, für das Wohl derselben seine Kräfte aufzuwenden. Sein erstes Geschäft zu Middelburg war, eine neue Organisation des Seewesens der vereinigten Provinzen zu veranstalten. Der Herzog von Parma hatte nach seinen Eroberungen in Seeflandern, Dünkirchen, Niewport und Grevelingen zu Freihafen, für alle handelnden Nationen ohne Unterschied, erklärt, mit einer Liberalität der Grundsätze, welche unsern heutigen Zeiten ganz fremd ist. Sie sollten sogar den Holländern und Friesen offen stehen, wenn diese den Unterthanen des Konigs auch nach ihren Häfen den Handel verstatteten. Die Folge dieser klugen Maßregel war eine Meuterei unter dem Niederländischen Kriegsvolk, welches unter Treslong in Seeland lag, und wegen rückständiger Soldforderungen schon seit längerer Zeit gedrohet hatte zu den Spaniern über zu gehen, wenn Dünkirchen in ihren Händen seyn

würde. Diese Empörung ließ um so nachtheiligere Folgen fürchten, da der Herzog von Parma sich eben mit Errichtung einer Marine beschäftigte und schon einige Flämische Kaper in See gesandt hatte, welche ein Paar Niederländische vor der Maas wegnahmen. Der Prinz, als Generaladmiral, traf mit Hülfe der Staaten von Holland und Seeland die kräftigsten Maßregeln zur Beruhigung der Seeleute und zu einer besseren Einrichtung des Seewesens, und es wurden auch einige Jagden ausgerüstet, welche den Kapereien der Flanderer ein Ende machten.

Oraniens letztes Geschäft war die Beendigung der schon seit mehrern Jahren mit Holland, Seeland und Utrecht gepflogenen Unterhandlungen, wegen Uebertragung der Souveränität über diese Provinzen an ihn. In Holland war, wie bereits oben erzählt ist, diese Angelegenheit fast schon zur Vollendung gediehen, und man war einverstanden, daß er den Titel Graf und Herr von Holland führen und ihm als solchem gehuldigt werden solle. Aber Seeland und Utrecht bewiesen sich nicht geneigt seine Wünsche zu erfüllen, ja selbst in Holland fanden sich noch mancherlei Bedenklichkeiten, und als der Prinz auf der Staatenversammlung zu Middelburg auf Beendigung der Sache drang, konnte man sich zu keinem Schluß darüber vereinigen. Zwar ward ihm auf dieser Versammlung von den Deputirten der Provinz Holland die schon im Jahre 1582 ausgefertigte Urkunde, worin ihm die Herrschaft über die drei Provinzen übertragen ward, feierlich überreicht, (7. De-

cemb. 1583.) aber Amsterdam und Gouda erklärten: sie würden nicht eher in die Huldigung willigen, bis Seeland und Utrecht sich ebenfalls dazu verständen.

Nicht sowohl ein geringerer Grad von Anhänglichkeit an die Person des Prinzen, als in den übrigen Holländischen Städten, war die Veranlassung zu jener Weigerung Amsterdam's, sondern größtentheils merkantilische Rücksichten, welche unter einem Handeltreibenden Volke gewöhnlich die Hauptmotive bei seinen politischen und bürgerlichen Angelegenheiten abgeben. Man fürchtete nämlich den Verlust des Handels nach Spanien, welcher bis jetzt noch geduldet ward, wenn man den Abfall von diesem Reiche, durch die Huldigung des Prinzen als Grafen von Holland, vollendete. Geschah dieses von Seiten der Holländer, ohne daß Seeland denselben Schritt that, so mußte man mit Recht befürchten, daß Spanien den ersteren seinen Handel verbieten, und ihn den letzteren verstatten werde; und ehe sie sich dem aussetzten, machten sie sich lieber einer Undankbarkeit an dem Prinzen schuldig.

Die Hauptpunkte der schon erwähnten Urkunde, wodurch dem letztern die Souveränität über Holland übertragen ward, sind folgende: Der Prinz von Oranien wird die in dem Dokument genannten Landschaften als eine freie Grafschaft besitzen und dagegen die Utrechter Union bestätigen, Gesetze, Freiheiten, Vorrechte und die reformirte Religion beschützen; die Staaten wenigstens einmal jährlich versammlen und ihnen die Vertheilung der Steuern überlassen; einen Rath von zwölf

Personen, dem er aber zwei Mitglieder, einen Deutschen und einen Franzosen beifügen kann, sich zur Seite setzen lassen; ohne Einwilligung der Staaten weder Krieg anfangen noch Frieden schließen oder Bündnisse eingehen. Den Staaten bleibt die Freiheit, nach seinem Tode einen seiner Söhne zu seinem Nachfolger zu wählen. Der Prinz beschwört diese Bedingungen, worauf ihm die Staaten die Huldigung leisten; ihre Verpflichtungen gegen ihn aber hören auf in dem Augenblick, da er jene Bedingungen verletzt.

Der Inhalt dieses in mehrerer Rücksicht so merkwürdigen Dokuments, ist ein Denkmal sowohl der eifersüchtigen Liebe der Holländer zu ihrer Freiheit, als der Mäßigung des Prinzen, welcher dadurch in der That nichts mehr als der erste Regierungsbeamte eines freien Staates ward. Nichts fehlte jetzt mehr zur Beendigung des Geschäfts, als die Huldigung. Welche Schwierigkeiten sich dawider erhoben, ist schon vorhin bemerkt worden; aber es ist zu glauben, daß auch diese, durch das Genie des Prinzen und die Bemühungen seiner Anhänger, endlich aus dem Wege geräumt worden wären, hätte nicht ein plötzliches höchst tragisches Ereigniß dem ganzen Geschäft auf immer ein Ende gemacht, ein Ereigniß, wodurch die Verwirrung in den vereinigten Provinzen den höchsten Grad erreichte und die Fortdauer der Republik problematischer als jemals ward.

II.

Tod Wilhelms des Schweigenden*), Prinzen von Oranien.

1584.

Vor so mancher drohenden Gefahr hatte Oranien sein rettender Schutzgeist glücklich vorübergeführt. So oft war er dem Tode im Schlachtfeld, so oft den heimlichen Dolchen des Meuchelmordes entgangen. Dennoch sollte er das unsterbliche Werk seines großen und kühnen Geistes nicht zur Vollendung hinausführen. Früher als das Gesetz der Natur es forderte, schlug die Stunde seines Verhängnisses, und es gelang einem elenden Schwärmer, ein so theures Leben noch in der vollen Kraft des männlichen Alters zu zerstören.

Im April des Jahrs 1584 erschien zu Delft, wo damals die Staaten der Provinz Holland ihre Sitzungen hielten, und auch der Prinz von Oranien zur Betreibung der Huldigungsangelegenheit sich befand, ein

---

*) Le Taciturne, Beiname von seiner außerordentlichen Verschwiegenheit.

unbekannter junger Mann von sechs bis sieben und zwanzig Jahren, der sich für einen Burgunder ausgab. Er nannte sich Franz Guion und sagte aus: Er sey von Besançon gebürtig und sein Vater Peter Guion, wegen eifriger Verbreitung des Protestantismus, von den Katholiken ermordet worden. Eine kleine unansehnliche Figur und eine widrige tückische Physiognomie, machten sein Aeußeres keinesweges empfehlend. Aber er spielte den andächtigen und strengen Kalvinisten, besuchte fleißig die Kirchen, und selten sah man ihn ohne die Bibel, das neue Testament oder ein Psalmbuch in der Hand. Dieser Nimbus von Religiosität, den er um sich her zu verbreiten wußte, blendete die Leichtgläubigen in einem Zeitalter, zu dessen Charakter fanatischer Glaubenseifer und die finsterste Bigotterie gehörten, und erwarb ihm was er suchte, Zutritt bei den Hofleuten des Prinzen von Oranien und endlich bei diesem Fürsten selbst.

Als er dem letzteren vorgestellt ward, erzählte der angebliche Guion: Er habe sich einige Zeit zu Luxemburg bei seinem Verwandten Depré, Geheimschreiber des Grafen Peter Ernst von Mansfeld, als dessen Gehülfe aufgehalten, da er aber den Jesuiten als ein heimlicher Kalvinist verdächtig geworden, sey er gezwungen gewesen zu entfliehen, wobei er einige Abdrücke von den Siegeln des Grafen Mansfeld, die er oft in Händen gehabt, mit sich genommen habe.

Diese bot er jetzt dem Prinzen an, welcher anfangs nicht wußte, welchen Gebrauch er von dem angebotenen

Geschenk machen solle. Endlich erinnerte er sich, daß vielleicht der Marschall von Biron, welcher zum Befehlshaber über Cambrai bestimmt war, sich der Siegel bedienen könne, um mit Hülfe derselben von dort aus Boten nach Brüssel durchzubringen. Er trug daher dem sogenannten Guion auf, sie dem Marschall zu überbringen und einzuhändigen.

Guion, zufrieden seinen Zweck, mit dem Prinzen in eine Art von Verbindung zu kommen, erreicht zu haben, war bereit zur Vollziehung des erhaltenen Auftrags, und reisete im Gefolge des Abgeordneten Schoneval, den die Generalstaaten zur Fortsetzung der Unterhandlungen an den damals noch lebenden Herzog von Anjou sandten, nach Frankreich ab. Nach einer kurzen Abwesenheit kam er schon wieder nach Holland zurück, um die Nachricht von dem zu Chateau-Thierri erfolgten Tode des Herzogs von Anjou zu überbringen.

Es war im Julius, als er von seiner Reise wieder zu Delft eintraf. Der Prinz, welcher eben an einer kleinen Unpäßlichkeit litt, ließ ihn vor sein Bette rufen und sich von ihm einige nähere Umstände von dem Tode des Herzogs mittheilen. Darauf deutete er ihm an, sich aus Delft zu entfernen; entweder weil er einen Verdacht auf ihn geworfen oder wenigstens einen Widerwillen gegen ihn gefaßt. Leider war er in die traurige Nothwendigkeit versetzt, oft Menschen um sich dulden zu müssen, die sich als Nichtswürdige dokumentirten, um sich ihrer gegen die Ränke seiner Feinde zu bedienen. Guion zeigte anstatt der Antwort auf seine abgetragenen

Schuhe und Strümpfe, als redende Beweise seiner großen Armuth, worauf ihm der Prinz durch seinen Geheimschreiber neun bis zehn Thaler auszahlen ließ (9. Jul.).

Am folgenden Tage, als der Prinz sich eben zur Mittagstafel begab, erschien der Burgunder abermals vor ihm und erbat sich einen Reisepaß. Er zeigte sich dabei so bestürzt, und die konvulsivische Bewegung seiner Seele sprach sich so fürchterlich in der bebenden Stimme und den verwilderten Mienen und rollenden Augen aus, daß er der anwesenden Prinzessin von Oranien auffiel. „Wer war dieser Mensch mit dem gräßlichen Gesicht?" fragte sie ihren Gemahl bestürzt, als jener abgetreten war. „Er verlangt einen Paß, der eben ausgefertigt wird!„ — erwiederte der Prinz gleichgültig, setzte sich ruhig zur Tafel nieder, und verloren für ihn war auch dieser, der letzte Wink seines warnenden Genius. Wie oft stößt der Geschichtsforscher auf die sonderbarsten Widersprüche in dem Charakter der Menschen, deren Begebenheiten ihn beschäftigen. Derselbe Mann, welcher in jedem andern Falle fast bis zur Uebertreibung vorsichtig und mißtrauisch war, verstattete ohne Bedenken jedem Unbekannten freien Zutritt, ob ihn gleich eine oft gemachte Erfahrung lehrte, daß ihm überall Verrath und Meuchelmord nachstellten. Aber Gewohnheit und Unvermeidlichkeit macht vertraut mit der Gefahr und gleichgültig dagegen. Ueberdem war es Oraniens Grundsatz nur Spaniern und Italienern zu mißtrauen, und dennoch befanden

sich, nach Strada's Versicherung, gerade in diesem Zeitpunkt außer Guion noch vier Personen von andern Nationen zu Delft, ein Franzose, ein Lothringer, ein Engländer und ein Schotte, die alle nach seinem Leben trachteten, ohne daß einer um des andern Absicht wußte.

Um zwei Uhr Nachmittags (Jul. 10.), als sich der Prinz von der Mittagstafel erhoben hatte, und eben an die erste neue Treppe auf seinem Hofe im St. Agathenkloster kam, begegnete ihm Guion reisefertig und einen Mantel über die linke Schulter geworfen. Er nähert sich dem Prinzen, als ob er ihn um den versprochenen Paß bitten will, aber in dem Augenblick, da er vor ihm hintritt, reißt er eine Pistole aus dem Gürtel unter dem Mantel hervor und drückt sie auf den Prinzen ab. Drei Kugeln fahren ihm in den Leib. Der Verwundete wankt, ruft betäubt und den nahen Tod schon fühlend in Französischer Sprache: „Ich bin schwer getroffen! Gott erbarme dich meines und deines armen Volks!" Auf den Knall des Schusses war sein Stallmeister, Jakob Maldere herbeigesprungen, umfaßt ihn, da er eben im Begriff ist zu Boden zu sinken, und setzt ihn auf eine Stufe nieder. Auch die Schwester des Verwundeten, die Gräfin Schwarzburg, und seine Gattin waren herbeigeeilt. Die Gräfin fragte den sterbenden Bruder: ob er auch seine Seele Gott befohlen habe? und er soll noch mit ja! geantwortet haben. Man hob ihn auf, trug ihn auf ein Bette im nächsten Zimmer und nach wenigen Minuten war er verschieden.

Der Mörder, nach vollbrachter That, wollte durch

die Flucht sich retten. Er fliegt die Treppe hinab, läßt im Laufen die zweite Pistole fallen, und eilt durch die Ställe dem Walle zu, um von da über den Graben zu setzen. Da er die Flucht vorher überlegt und sich darauf vorbereitet hatte, so würde sie ihm wahrscheinlich gelungen seyn, hätte nicht der Zufall zwei Bedienten des Prinzen in die Gegend des Walles geführt. Als diese einen Menschen ohne Hut daherlaufen sehen, setzen sie ihm nach ohne selbst zu wissen warum, und ergreifen ihn, da er eben über einen Haufen Unraths fällt. Was sich mit ihrem Herrn zugetragen hatte, war ihnen noch unbekannt, aber sie hatten sich des Flüchtlings kaum bemächtigt, da stürzten auch schon die ihn verfolgenden Stallleute herbei; während zugleich eine Menge Volks zusammenströmte, denn schon war die Nachricht von dem schrecklichen Vorfall durch die ganze Stadt erschollen.

Der Mörder schien anfangs äußerst bestürzt. Als er aber sah, daß man ihn nicht auf der Stelle umbrachte, faßte er wieder Muth. Er ward nach dem Stadthause geführt, und dem niedergesetzten Gericht zum Verhör übergeben, worauf er Feder und Papier verlangte, um seine Aussage niederzuschreiben. Nach und nach, und nachdem er verschiedenemal die Folter empfangen hatte, legte er folgendes Bekenntniß vor seinen Richtern ab.

Nicht Guion, sondern Balthasar Gerarts, war sein eigentlicher Name. Er war zu Villefans in Hochburgund geboren, hatte zu Dol die Rechtswissenschaft

erlernt, und nachher wirklich eine Zeitlang im Dienste des Grafen von Mansfeld gestanden. Gleich nach erfolgter Achtserklärung wider den Prinzen erwachte in ihm der Gedanke, den Geächteten zu ermorden, welchen er auch einigen Freunden mittheilte, von denen er jedoch nicht den erwarteten Beifall, sondern Verweise erhielt. Aber Fanatismus, ein falscher Ehrgeiz und Habsucht hielten die Idee fest in seiner Seele, und er entdeckte sich endlich einem Jesuiten zu Trier, und dem Franziskanerdoktor Gerry zu Dornik. Beide, nach den Grundsätzen einer blutdürstigen Glaubenslehre, bestärkten ihn in seinem strafbaren Vorhaben; dieser durch Ertheilung seines Segens, und jener durch die Versicherung, seine That, wenn sie ihm das Leben koste, werde ihm die Glorie des Märtyrerthums erwerben. Welche Aussichten für einen ehrsüchtigen Schwärmer wie Gerarts! Auf den Rath des Jesuiten theilte er sein Vorhaben dem Herzog von Parma schriftlich mit, und erhielt die Anweisung, sich an den Rath Assonville zu wenden. Dies that er, und verabredete mit dem Rath das Nähere über die zweckmäßigste Art der Ausführung, wobei ihm jener die Versicherung gab, das Unternehmen werde nicht nur dem Könige und dem Herzog von Parma zum größten Wohlgefallen gereichen, sondern er wolle ihm auch die in der Achtserklärung bestimmte Belohnung auswirken, nur müsse er alle Theilnahme des Herzogs von Parma standhaft läugnen, wenn ihn das Unglück treffen sollte, gefangen zu werden. „Gehe hin, mein Sohn, — rief

Assonville ihm noch beim Abschiede nach — gehe hin, und führst du die That glücklich aus, so wird dir die versprochene Belohnung des Königs, und ein unsterblicher Ruhm zu Theil werden!"

Jetzt begab sich Gerarts nach Delft, erzählte einen selbst erfundenen Roman von seiner Herkunft und seinen Schicksalen, und wußte sich bei dem Prinzen von Oranien Zutritt zu verschaffen. Seine Seele brütete unaufhörlich über der beschlossenen That, und die Vorstellung davon verfolgte ihn überall wie ein höllischer Geist. Schon bei jener Audienz vor dem Bette des Prinzen, nach seiner Rückkehr aus Frankreich, brannte er vor Begierde sie zu vollziehen, aber es fehlte ihm an einem Mordwerkzeuge. Nach geendigter Audienz beschloß er, den Prinzen durch Schießgewehr hinzurichten, und er kaufte in dieser Absicht mit dem ihm ausgezahlten Reisegelde von zwei Soldaten der Leibwache ein Paar Pistolen, wobei er mit dem einen von ihnen in einen heftigen Wortwechsel gerieth, weil er ihm kein gehacktes Blei geben wollte. Den folgenden Tag (Jul. 10.) erbat er sich einen Reisepaß von dem Prinzen, während dessen Mittagstafel er seine Pistolen holte, wovon die eine mit zwei, die andere mit drei, wahrscheinlich vergifteten Kugeln geladen war, warf einen Mantel über die Schulter und kehrte darauf nach dem Agathenkloster zurück, entschlossen, wie er sich in seinem Verhör ausdrückte, sein Vorhaben jetzt auszuführen, und sey auch der Prinz von 50000 Trabanten umgeben. Bis die Tafel geendet war, ging er im Hofe

bei den Stallleuten umher, und entwarf einen Plan zur Flucht, die ihm am leichtesten über den Wall und durch Schwimmen über den Stadtgraben, wozu er sich mit zwei Rindsblasen versehen hatte, ausführbar schien. Er stellte sich hierauf an die Thür des Speisesaals und leider nur zu gut gelang ihm der beschlossene schreckliche Mord.

Nie äußerte der Mörder die geringste Reue über sein verruchtes Unternehmen. Ja er erklärte: willig werde er es noch einmal ausführen und wohl zweitausend Meilen darum gehen, sollte es ihm auch hundert Leben kosten, denn er erwerbe dadurch, als ein tapferer Verfechter der Römischen Kirche, den Himmel. Als er anfangs hörte, der Prinz lebe noch, schien er sehr bekümmert, und nur die Nachricht seines gewissen Todes beruhigte ihn wieder. Die Schmerzen der Folter, welche er leiden mußte, nennte der Phantast eine gerechte Strafe seiner früheren Sünden; und nach einer erhaltenen heftigen Geißelung, entblößte er im Vorübergehen bei seinen Richtern die Brust, zeigte die blutigen Striemen und deutete das Ecce homo des Pilatus auf sich. Nur einmal, als ihm im Kerker sein Todesurtheil angekündigt ward, gerieth er in heftige Bewegung und verwünschte seinen Ehrgeiz, der ihn in dieses Unglück gestürzt habe. Sein Urtheil, welches von dem hohen Rathe von Holland und den Obersten und Schöppen der Stadt Delft ausgesprochen ward, mag als Urkunde zur Charakteristik des Zeitgeists und der damals übli-

chen rechtlichen Formen, so wie es uns Meteren mittheilt, hier stehen.

„Da Balthasar Gerarts, von Villefans in Burgund gebürtig, gefänglich eingezogen ist und wiederholt bekannt hat, daß er vor langer Zeit den Vorsatz gefaßt, den Durchlauchtigen Hochgebornen Herrn, Herrn Prinzen von Oranien zu ermorden, und zu dem Ende dem Grafen von Mansfeld einige Siegel entwendet, auch dem Königlichen Rath Assonville, auf des Herzogs von Parma Befehl, seinen mörderischen Vorschlag entdeckt, — hier folgen die bereits bekannten Umstände des Mordes, dann heißt es ferner: Demnach nun eine so treulose, unchristliche und verrätherische an Hochgemeldetem Prinzen verübte That auf keine Weise ungerochen bleiben kann, sondern vielmehr andern zum Beispiel auf das schärfste bestraft werden soll, so ist nach reiflicher und sorgfältiger Erwägung des Geständnisses des gefangenen Mörders und aller übrigen Umstände, Balthasar Gerarts zum Tode verurtheilt worden, und wird hiermit und Kraft dieses verurtheilt: daß er auf ein Gerüst geführt, daselbst ihm zuerst die rechte Hand, mit welcher er die mörderische und verruchte That vollbracht hat, mit einem glühenden Eisen abgebrannt, sodann er sechsmal an Armen und Beinen und andern fleischigen Theilen seines Körpers mit glühenden Zangen zerrissen, darauf von unten auf lebendig in vier Theile zerhauen, ihm das treulose Herz herausgenommen und dreimal ins Angesicht geschlagen, sein Kopf abgehauen, die vier Theile des Körpers auf

den vier Bollwerken der Stadt, der Kopf aber auf dem Schulthurm hinter des Herrn Prinzen Wohnung auf einen Pfahl gesteckt, und alles Vermögen des Mörders eingezogen werden soll. Also ausgesprochen und beschlossen auf dem Rathhause der Stadt Delft. Samstag am 14. Julius 1584. Van der Meer."

Dieses gerechte aber empörende Urtheil, die Frucht eines barbarischen Zeitalters, wo man dem Verbrecher sein elendes Leben nicht kannibalisch genug rauben zu können glaubte, ward noch an demselben Tage vollzogen. Die Blutbühne war vor dem Rathhause aufgeschlagen. Mit unerschrockener Miene bestieg sie der fanatische Gerarts, und zeigte überall bei dem letzten schauderhaften Akte seines Lebens eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Kein Aufschrei des Schmerzes, keine Verzuckung des Gesichts unter den gräßlichsten Martern. Es schien als hätten ihn die Qualen der erlittenen Folter fühllos gegen jeden körperlichen Schmerz gemacht. Als ihm der Henker mit einem glühenden Waffeleisen die rechte Hand abgerissen hatte, schüttelte er noch den eingeschrumpften Stumpf, als wolle er das Zeichen des Kreuzes machen und die Zuschauer segnen. Die aufgesteckten Theile seines Leichnams wurden in der Folge entwendet. Die versprochene Belohnung, welche der Mörder selbst nicht erhalten konnte, ward wahrscheinlich dessen Erben zu Theil. Wenigstens finden sich Nachrichten, daß durch ein zu Madrid unterm 4ten März 1589 erlassenes Patent, Gerarts

des Tyrannenmörders Brüder und Schwestern in den Adelstand erhoben wurden.

Doch es ist Zeit das Blutgerüst des Mörders zu verlassen, um zu dem Ermordeten zurück zu kehren. Der Körper des entseelten Prinzen ward geöffnet, und die Aerzte fanden alle innern Theile desselben in dem besten Zustande, so daß er nach den Gesetzen der Natur ein sehr hohes Alter hätte erreichen können. Nachdem der Leichnam einbalsamirt und öffentlich zur Schau ausgestellt worden war, geschah Freitags am 4ten August die feierliche Beerdigung mit Königlicher Pracht. Die Deputirten der Generalstaaten, die Staaten von Holland, die Räthe und Hofbedienten des Verstorbenen, die Bürgerschaft von Delft und eine Anzahl ausgezeichneter Personen, unter andern der merkwürdige Erzbischof Gerhard, Truchses von Cölln, begleiteten die Leiche zur Gruft, und vielleicht herrschte nie bei einer solchen Szene eine so tiefe und aufrichtige Trauer, als bei dieser. In allen Städten Hollands ward zwei Tage geläutet.

Die Nachricht von dem tragischen Tode des großen Mannes verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit im In- und Auslande, und durchlief bald ganz Europa, welches seinen Namen so lange mit Theilnahme und Bewunderung genannt hatte. Sie erfüllte die vereinigten Niederländischen Provinzen mit der höchsten Bestürzung, und die Spanier und ihre Anhänger mit ausschweifender Freude. Die katholische Geistlichkeit schämte sich nicht, die That des Mörders und seinen standhaften Tod laut bis in den Himmel zu

erheben, ja zu Herzogenbusch ließ sie sogar das „Herr Gott dich loben wir" über den Tod des verhaßten Ketzers singen; ein Verfahren, worüber, selbst nach der Versicherung eines Spanischen Geschichtschreibers, sogar der Himmel seinen Unwillen zu erkennen gab, denn am Abend des Tages, da man das Te-Deum gesungen hatte, schlug ein Wetterstrahl in den Thurm der Hauptkirche, welcher ein Raub der Flammen ward. Viele Katholiken und Spanischgesinnte, selbst die Spanischen Soldaten im Lager des Herzogs von Parma, äußerten ihren Abscheu über den Mord und dessen Urheber. Wie schmerzhaft ist es daher, auch einen Alexander von Parma, dessen Heldenmuth und Geistesgröße uns oft so unwiderstehlich anziehen, unter den Theilnehmern dieses Verbrechens nennen zu hören! Doch um gerecht zu seyn, muß man bekennen, daß sein Antheil wenigstens nicht vollständig erwiesen ist. Was wir davon wissen, beruht allein auf der Aussage des Mörders, welche zum Theil unter den Schmerzen der Folter abgelegt ward. Uebrigens untersagte der Herzog beim Heere alle öffentlichen Freudenbezeugungen über die Ermordung des tödtlich gehaßten Feindes, weil er sie seiner Ehre und dem Kriegsgebrauch zuwider hielt.

So endete Wilhelm der I. von Oranien-Nassau, einer der merkwürdigsten Männer seiner und aller Zeiten, im blühenden Alter von ein und funfzig Jahren. Er war von mehr als mittlerer Mannsgröße, vortheilhaftem Wuchse, bleicher Gesichtsfarbe, und hatte braune feurige Augen. Die erhabenen Eigenschaften dieses

großen Geistes haben wir aus seinen Thaten kennen gelernt, aber schwerer ist es, seinen Charakter zu ergründen und gerecht zu beurtheilen. Seine Anhänger und Freunde erhoben den Werth seines Herzens und seine menschlichen Tugenden eben so sehr, als die Vorzüge seines Kopfs, seine zahlreichen Feinde dagegen klagen ihn der Herrschsucht, der Bosheit und einer außerordentlichen Verstellung an. Herrschsucht ist das Erbe aller großen Geister, die ihr Uebergewicht über die gemeineren Naturen der Menge fühlen; und Verstellung war sehr verzeihlich in seiner Lage, worin er mit so arglistigen Gegnern zu kämpfen hatte. Wer aber auch Recht haben mag von beiden Theilen, immer bleibt ihm der unsterbliche Ruhm, der Schöpfer der Niederländischen Freiheit gewesen zu seyn. Alle Körper- und Geisteskräfte, sein Vermögen und endlich sein Leben selbst opferte er diesem selbstgeschaffenen Idol auf, und er würde das angefangene große Werk ganz hinausgeführt, und vielleicht allen Niederländischen Provinzen die Unabhängigkeit errungen, wenigstens Brabant und Flandern für die Republik gerettet haben, hätte nicht oft der Gifthauch der Mißgunst und Kabale die schönsten Früchte seines Genius zerstört, und endlich der Mordstahl der Rache ihn in der Mitte seiner Laufbahn ereilt.

Sollen wir trauern, daß er fiel in der Fülle seiner Kraft? Noch ging sein berühmter Name rein und unbefleckt zur Unsterblichkeit über, und die Thränen der Niederländer flossen dem Rächer und Befreier des

gemißhandelten Vaterlandes. Aber mit Recht läßt die Schwäche der menschlichen Natur uns zweifeln, daß dem Manne, welcher den Ehrgeiz und Muth hatte, die Niederlande dem mächtigsten Monarchen der Erde zu entreißen, immer an dem Ruhme, der erste Bürger des befreiten Staats zu seyn, genügt haben würde, und wie leicht wäre dann der Vater des Vaterlandes zum Despoten desselben herabgesunken. Diese Schmach wandte das Schicksal wohlthätig von ihm ab, und dieser Gedanke tröste uns über seinen frühen Tod.

Seine Söhne, Moritz und Friedrich Henrich, stiegen aus der Asche ihres großen Vaters als seine Rächer empor, und versöhnten des Gefallenen zürnende Manen, indem sie sein unsterbliches Werk zur Vollendung brachten, und seinem ergrimmten Feinde eine tiefe und unheilbare Wunde schlugen. Die Staaten der Vereinigten Provinzen ehrten das Andenken ihres Retters. Sie errichteten ihm in der Nieuwen Kerk op dem Markt zu Delft, wo seine Gebeine ruhen, ein prachtvolles Mausoleum, mit der ehrenvollen, hier nicht von der Schmeichelei gebrauchten Inschrift: dem Vater des Vaterlandes. Vor demselben sieht man seine Bildsäule, gewapnet, den Helm neben sich und auf der linken Seite die Stelle, wo die tödtliche Kugel eindrang. Neben dem Grabe des Prinzen befindet sich die Gruft des berühmten Hugo Grotius.

Groß und allgemein war die Bestürzung, welche Oraniens unerwarteter Tod unter den Utrechter Bun-

desgenossen hervorbrachte. Mit ihm sahen sie plötzlich ihre stärkste Stütze dahinsinken, und es war nur zu gewiß, sein Tod mußte die Losung zu neuen Stürmen und Unruhen werden. Erst jetzt, als er dahin war, fühlten sie den ganzen Werth dieses Mannes, und alle Patrioten ergossen sich in lauten Klagen über seinen Verlust. Alles zeugte von dem Kummer, von den Besorgnissen der Niederländer; selbst die Sprache, welche ihre Gesandten an auswärtigen Höfen bei der Anzeige von des Prinzen Tode führten, so wie die Denkmünzen, die man auf dieses unglückliche Ereigniß prägte. Eine derselben zeigte vorzüglich ein treues Bild von der damaligen Lage des Staats. Sie stellte ein mastloses Schiff ohne Segel und Steuer im wilden Kampfe der Wogen dar, mit der Umschrift: Incertum quo fata ferent.

In eben dem Verhältniß als der Verlust des Prinzen die Hoffnung der Utrechter Verbündeten niederschlug, erhob er die Erwartung der Spanier und ihrer Partei. Mit Oranien hatte der Spanische Hof seinen gefährlichsten und unversöhnlichsten Feind verloren, was Wunder also, daß diese Macht der Hoffnung Raum gab, sich bald wieder des Besitzes aller abgefallenen Niederländischen Provinzen zu erfreuen! Denn in der That, war irgend ein Zeitpunkt der Erfüllung dieses Wunsches günstig, so war es der gegenwärtige. Und dennoch gingen weder die Hoffnung der einen, noch die Besorgnisse der andern Partei in Erfüllung, so sehr anfangs alles den Anschein dazu hatte.

Den Staaten von Holland gebührt der Ruhm, durch ihr besonnenes und energisches Verfahren gleich nach des Prinzen Tode bewirkt zu haben, daß das schwankende Schiff des Staats in dem plötzlichen Sturme nicht unterging. Sie benachrichtigten die Befehlshaber der Städte und Schlösser von dem unglücklichen Vorfall, und ermahnten sie, Bürger und Besatzungen in Ruhe und Pflicht zu erhalten. Darauf vereinigten sie sich mit den Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Utrecht, Mecheln und Friesland zur Errichtung eines gemeinschaftlichen Staathsraths, dem die Regierungsverwaltung übertragen ward (1584. August 28.). Diesem hohen Collegium ward die Erhaltung der Eintracht zwischen den verschiedenen Provinzen, so wie ihrer Freiheiten und Vorrechte zur Pflicht gemacht, und ihm zugleich die Sorge für die bewaffnete Macht zu Wasser und auf dem Lande, und die Oberaufsicht über die Leitung der Kriegsangelegenheiten auf beiden Elementen anvertraut, jedoch mit der Einschränkung, daß ohne der Staaten Einwilligung weder über Krieg und Frieden unterhandelt, noch irgend ein Bündniß geschlossen werden sollte. Der Graf Moritz von Nassau, zweiter Sohn des Prinzen von Oranien, ein erst achtzehnjähriger Jüngling, aber reifen Verstandes, nicht unwerth eines solchen Vaters, und dem Volke schon durch diese Abkunft theuer, ward zum Chef des neuerrichteten Raths ernannt, und Graf Hohenlohe erhielt die Feldherrnstelle. Die Truppen, welche sich geweigert hatten einem andern

als Moritz zu schwören, leisteten jetzt dem Grafen und dem hohen Regierungsrath den Eid der Treue und des Gehorsams.

Wandten so auf der einen Seite die Staaten jedes Mittel an, die unglücklichen Folgen, welche der Verlust des Prinzen nothwendig für ihre Angelegenheiten haben mußte, abzuwenden oder wenigstens minder nachtheilig zu machen: so bot dagegen der Herzog von Parma alles auf, ihn zu einer allgemeinen Aussöhnung und Unterwerfung der abgefallenen Provinzen zu benutzen. Er suchte die Häupter des Niederländischen Bundesvereins zu gewinnen, schrieb insgeheim an die Prinzessin von Oranien und machte ihr die vortheilhaftesten Anträge für sich und ihre Familie, und forderte endlich die noch im Kriege begriffenen Provinzen sehr nachdrücklich und theilnehmend zur Niederlegung der Waffen auf. Eine imposante Stellung seines Heers an den Ufern der Schelde, wodurch Antwerpen, Gent und Brüssel zu gleicher Zeit bedrohet wurden, mußte seinen Vorschlägen Nachdruck geben.

Auch blieben diese nicht ohne alle Wirkung, sondern machten auf mehrere Mitglieder der Generalstaaten einen tiefen Eindruck, und als sie in der nächsten Sitzung derselben zur Sprache gebracht wurden, drang der Kanzler der Staaten Theodor Liesveld in einer langen und nachdrücklichen Rede auf Benutzung des günstigen Moments zum Abschluß eines vortheilhaften und ehrenvollen Friedens mit Spanien. Freilich war die Lage, worin sich die Angelegenheiten der

Vereinigten Provinzen in diesem Augenblick befanden, so verzweifelt, daß sie, ohne irgend ein politisches Wunder, rettungslos verloren zu seyn schienen. Wie sehr hatte sich seit D. Juan's de Austria Tode ihr politischer Zustand verändert. Damals waren alle Provinzen, Luxemburg und einen Theil von Namur ausgenommen, gegen Spanien vereinigt und vom Joche ihrer ehemaligen Tyrannen befreit; jetzt hatten sich die Wallonischen Landschaften der Herrschaft des Königs freiwillig wieder unterworfen; Geldern, Zütphen, Gröningen und Friesland befanden sich zum Theil in der Gewalt der Königlichen Truppen, Flandern und Brabant waren, bis auf wenige Plätze, verloren, und Antwerpen, die mächtigste Stadt des Bundes, ward mit einer Belagerung bedroht, nur Holland, Seeland und Utrecht hatten ihren Boden noch frei erhalten vom Spanischen Kriegsvolk. Dabei übertraf die Königliche Kriegsmacht in den Niederlanden die Republikanische um das Dreifache an Stärke. Eine kräftige Hand, der berühmteste Feldherr Europa's, leitete die Angelegenheiten des Königs, der Bund hatte seinen Beschützer durch einen Meuchelmord verloren.

Aber wie dringend auch alle Umstände zu einer Aussöhnung mit dem übermächtigen Feinde anmahnen mochten: Nationalhaß und tiefgewurzelte Erbitterung gegen den Spanischen Namen und Liebe zur Freiheit überwogen alle übrigen Rücksichten; die einen fürchteten ihre Religion, die andern die Vortheile ei-

nes blühenden Handels zu verlieren, und wie schmerzlich man auch die Folgen des Kriegs und das Bedürfniß des Friedens fühlte, so wollte man doch lieber in einem fortgesetzten Kampfe untergehen, als seine Rettung einem schimpflichen Frieden verdanken, dessen erste Bedingung, Rückkehr unter die Spanische Herrschaft seyn mußte. Weder die drohende Gefahr, noch die Anträge und Versprechungen des Herzogs von Parma, oder Liesvelds rhetorische Künste konnten eine Umstimmung der Gemüther bewirken; die Fortsetzung des Kriegs ward unwiderruflich beschlossen, und es wurden monatlich zur Führung desselben 300000 Gulden ausgesetzt. Die Folge dieser Geschichte wird zeigen, wie nachtheilig für die Vereinigten Niederländer die nächsten und wie erfreulich für sie die späteren Resultate dieses, unter dem Einfluß so ungünstiger Gestirne, gefaßten Entschlusses waren.

12.

Belagerung Antwerpens durch die Spanier.

1584. 1585.

Ist irgend eine Begebenheit des Niederländischen Krieges fähig, allgemeines Interesse für sich zu erwecken, so ist es die Belagerung, oder vielmehr die berühmte Blokade Antwerpens. Sowohl durch die Wichtigkeit des Orts und ihre ungewöhnliche Dauer, als durch die außerordentlichen Ereignisse, denen sie das Entstehen gab, und den ungeheuern Aufwand von Kräften, die während ihrer Dauer in Thätigkeit gesetzt wurden, ist sie eine der merkwürdigsten kriegerischen Scenen dieser Art, nicht nur jener, sondern aller früheren und späteren Zeiten, und es fehlt ihr nichts als ein Homer oder Curtius, um durch eine gleiche Celebrität in der neuern, wie die Belagerungen von Ilium und Tyrus in der älteren Geschichte des Menschengeschlechts ausgezeichnet zu seyn. Die Darstellung derselben ist zugleich das Gemälde eines eigenen Kriegs, ein vollendetes militärisches Epos, welches die Auf-

merksamkeit in stets gespannter Erwartung erhält, und unsere Theilnahme bald dem einen bald dem andern Theile in einem höheren Grade gewinnt. Sie zeigt uns, was menschliche Kräfte auszuführen vermögen, wenn ein hoher genialischer Geist sie bewegt, und beweist, daß es nicht immer ungeheurer Massen, sondern nur einer richtigen und zweckmäßigen Anwendung derselben, zur Ausführung großer und kühner Unternehmungen bedarf. Alexander Farnese ist der Held der Begebenheit, denn sie entwickelte die ganze Größe dieses außerordentlichen Geistes. Aber auch Antwerpen hatte seinen Gianibelli, dessen Genie uns um so mehr überrascht, da es hier zum ersten Male im vollen nicht geahneten Glanze erscheint. Beide haben sich während dieser Belagerung die Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt erworben.

Auf der rechten Seite der Schelde, welche sich bei ihrem Ausfluß in die Nordsee in mehrere Aerme theilt, und dadurch die Seeländischen Inseln bildet, liegt die Provinz Brabant, auf der linken Flandern. Fast alle großen Städte dieser Provinzen berühren entweder unmittelbar die Ufer des mächtigen Stroms, oder stehen wenigstens durch kleine Flüsse und Kanäle in mittelbarer Verbindung mit ihm, und empfangen durch ihn ihre meisten und unentbehrlichsten Bedürfnisse. Auf dieses Localverhältniß gründete der Herzog von Parma seinen Operationsplan für den Feldzug von 1584, wobei die Schelde zur Basis angenommen ward. Durch die Einnahme von Oudenarde und Dornik hatte er sich

schon früher in den oberen Gegenden desselben festgesetzt; immer tiefer an seinen Ufern sich herab zu senken, und von diesem Zentralpunkt aus die schon angefangene Eroberung der beiden angränzenden wichtigen Provinzen zu vollenden, indem er die vornehmsten Städte derselben, welche noch dem Utrechter Bunde angehörten, Gent, Brüssel, Mecheln und Antwerpen, die Königin Brabants, zu gleicher Zeit angriffe und den Fall der einen durch die Unterjochung der andern bewirkte, — war sein großer und weitumfassender Plan. Nicht durch förmliche Belagerungen sollte jener Zweck erreicht werden, denn dazu wäre eine vierfach stärkere Truppenmasse erforderlich gewesen, als die, worüber er jetzt gebieten konnte, sondern durch ein ausgedehntes Blokadesystem, welches ihnen durch Sperrung der kleinen Flüsse und Kanäle die Verbindung unter sich selbst und mit ihrer gemeinschaftlichen Ernährerin, der Schelde entziehen, und sie dem Mangel und Hunger überliefern sollte. Sein Hauptaugenmerk dabei war auf Antwerpen gerichtet, denn ohne den Besitz dieses Schlüssels zur Schelde und zum Meere blieben alle in Brabant gemachten Eroberungen unsicher und ephemer.

Am rechten Ufer der Schelde, wenige Meilen von dem Punkte, wo der Strom, seinem Ausflusse in das Meer sich nähernd, in mehrere Arme ausströmt, lag Antwerpen in Gestalt eines Bogens, von welchem der Strom, dessen Beherrscherin sie ist, die Sehne bildet. Ihr Umfang betrug eilftausend Schritte, und unter ihren Bewohnern, deren Anzahl man auf 85000 Köpfe

berechnete, gab es Menschen aus allen Gegenden Europa's, welche sich aus merkantilischen Rücksichten hier niedergelassen hatten. In der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts war sie durch Handel, Manufakturen, Schifffahrt und Fischerei die mächtigste und blühendste Stadt der Welt, und noch in dem Zeitpunkt, wovon hier die Rede ist, wo im wilden Strudel der Revolution, der sie heftiger als irgend eine andere der Niederländischen Städte ergriffen hatte, die schönsten Blüthen des Handels und der Industrie untergegangen waren, blieb ihr noch immer ein großer Theil ihres alten Glanzes übrig. Auf der brabantischen Seite schützten Mauern, Graben und zehn Bollwerke sie gegen feindliche Unternehmungen, und auf der flandrischen that es derselbe Strom, der die Quelle ihres hohen Wohlstandes war, sie mit Seeland und allen übrigen nördlichen Provinzen in Verbindung setzte, und ihr in doppelter Richtung zuströmte, da sich die Fluth der Nordsee bis weit in ihn hinein erstreckt. Mit solchen Schutzwehren versehen, mit 85000 Einwohnern und einer muthigen, vom ungebändigten Freiheitssinne beseelten Bürgerschaft, schien sie jedem Angriff durch Hunger oder mit den Waffen Trotz bieten, oder ihm wenigstens unendliche Schwierigkeiten entgegen setzen zu können.

Auch entgingen diese Schwierigkeiten keineswegs den erfahrnen Feldherren des Königlichen Heers, als ihnen der Herzog in einem zu Dornik versammelten Kriegsrath, seine Absicht, Antwerpen und die übrigen

oben genannten Plätze anzugreifen, zur Beurtheilung vortrug. Mansfeld, Billi, Olivera, Paz, Lamotte, Delmonte, Goignies, Liques und Georg Basta, alle bekannt als herzhafte und unerschrockene Männer, erklärten sich geradehin gegen das Unternehmen, und baten den Oberfeldherrn, davon abzustehen. „Zwar sind wir jetzt Meister im Felde, sagten sie, aber es fehlt uns an Truppen und andern Hülfsmitteln so Vieles und Wichtiges zu gleicher Zeit unternehmen zu können. Antwerpen allein, will man es mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs bekämpfen, erfordert drei besondere Truppencorps, um beide Scheldeufer zu besetzen und der Stadt die Gemeinschaft mit Brabant abzuschneiden. Und was läßt sich von Kriegern erwarten, die gleich den unsrigen, unbezahlt und unbekleidet, vom Hunger entnervt und darum muthlos und mißvergnügt sind? Endlich, wo ist die Flotte, den feindlichen Schiffen die Fahrt von Seeland her zu verbieten? wo das Heer, welches aufgestellt werden muß, um unsern Rücken gegen die Ausfälle der Besatzungen von Gent, Dendermonde und andern festen Plätzen, die wir hinter uns lassen, zu sichern?“ — Nur zwei Mitglieder des Kriegsraths, Mondragone und Capisuchi, dem Glücke und Genie des Herzogs selbst das Unmöglichscheinende zutrauend, gaben seinem Vorhaben ihren Beifall.

Alexander hatte die Bedenklichkeiten seiner Befehlshaber vorhergesehen, und ihm selbst war keines der Hindernisse entgangen, die der Kriegsrath ihm vor=

hielt; aber sein an Hülfsmitteln reicher Geist zeigte ihm auch die Möglichkeit sie zu besiegen. Und wie wichtige Gründe auch das kühne Unternehmen zu widerrathen schienen, so wurden sie doch von denen überwogen, die dazu aufforderten. Jetzt oder nie war der günstige Zeitpunkt, wo etwas Entscheidendes gewagt werden mußte. Große Verluste hatten den Muth der Niederländer geschwächt und das Band ihrer Eintracht erschlafft, und die Aussicht auf neue französische oder englische Hülfe war zweifelhaft und entfernt. Seine Truppen waren nicht zahlreich, aber auserlesen, und wurden von treflichen Befehlshabern geführt. Durch einen richtigen Gebrauch konnte man ihre Zahl vervielfältigen; denn an einer noch so langen Pike, bemerkte der Herzog, tödtet doch nur die Spitze, und bei kriegerischen Unternehmungen kömmt es weniger auf die bewegte Masse an, als auf die bewegende Kraft. Wodurch endlich ließen sich die Ausbrüche des Mißvergnügens der Soldaten leichter zurückhalten als durch Beschäftigung, die man ihnen anwies, und durch die Aussicht auf den Besitz der reichsten Stadt des Landes. Das benachbarte fruchtbare Wasland bot den nöthigen Unterhalt dar, und für die Sicherheit des Heers, ja selbst zur Anschaffung der erforderlichen Schiffe konnten zweckmäßige Maßregeln getroffen werden. — Diese Gründe bestimmten den Spanischen Feldherrn, seinen Plan troz aller sich darbietenden Schwierigkeiten durchzuführen. Er macht den Feldherren seinen unwiderruflichen Ent-

schluß bekannt, und alle Anstalten zur Ausführung werden getroffen.

Das Königliche Heer, kurz zuvor durch drei Spanische Regimenter verstärkt, (1584. Jul.) ward zusammen gezogen, und brach von Dornik nach seiner Bestimmung auf. Ein Theil desselben vertheilte sich um Gent, Dendermonde, Brüssel und Mecheln, und berennte diese Plätze, um sie, nach dem Blokadesystem des Herzogs, durch Erbauung von Schanzen und Batterien an den kleinen Flüssen und Kanälen, von Antwerpen und der Schelde abzuschneiden und zu isoliren, und ihnen dadurch und durch die Verwüstung des platten Landes den Unterhalt zu entziehen. Die Hauptmacht, welche noch aus 10000 Mann zu Fuß und 1700 Reitern bestand, war bestimmt Antwerpen von allen Seiten einzuschließen.

Diese Aufgabe aber war um so schwerer zu lösen, da eine lange Reihe Forts und Schanzen beide Scheldeufer in der Gegend von Antwerpen, besonders unterhalb gegen das Meer hin, beschützten. Noch weit mehr Schwierigkeiten würde jedoch die Einschließung dargeboten haben, hätten die Antwerper den Rath des Prinzen von Oranien, das theure Vermächtniß eines besorgten Vaters an seine geliebten Kinder, befolgt. Dieser feine und aufmerksame Beobachter hatte die Absichten des Spanischen Feldherrn, noch ehe sie sich näher entwickelten, errathen. Besorgt wegen der Gefahr, welche Antwerpen drohete, ließ er, etwa vier Wochen vor seinem Tode, St. Aldegonde, welcher damals

Bürgermeister in dieser Stadt war, und den Rathsschreiber Martini zu sich nach Delft einladen, um der Taufe seines jüngsten Sohns, Friedrich Heinrich, beizuwohnen. Hier eröffnete er ihnen seine Gedanken über die der Stadt Antwerpen wahrscheinlich bald bevorstehende Belagerung. „Sollte sich, sprach er, dieser Fall, wie ich voraussehe, wirklich ereignen, so hoffe ich binnen zwei Monaten die Anstalten zum Entsatze der Stadt vollenden zu können. Ihr aber müßt als Sicherheitsmaßregel den Blauwgarendik, von der Gegend an, wo sich die Schelde vor ihrem Ausfluß in drei Arme theilt, bis an das Hochland von Bergen op Zoom, unverzüglich schleifen lassen. Dadurch wird eine Ueberschwemmung bewirkt werden, vermittelst deren die zum Entsatz bestimmte Flotte, wenn der Feind die Schelde sperrte, von Seeland her auf der Brabantischen Seite, über den Covesteinschen Damm und durch die Niederung, bis an die Thore Antwerpens schwimmen kann. Bis dies geschehen kann, muß der Damm durch eine Flotte sorgfältig bewacht werden, damit sich die Spanier nicht darauf festsetzen.

Die Zweckmäßigkeit dieses Vorschlages leuchtete Aldegonde und Martini ein. Sie theilten ihn nach ihrer Rückkehr dem Rathe mit, und bewogen diesen und die Bürgerhauptleute in die Durchstechung des Blauwgarendammes zu willigen; besonders da auch Tserats, Besitzer des Schlosses Covestein und der dortigen Gegend vollkommen kundig, sich sehr bestimmt dafür erklärte. Aber desto heftiger erhoben sich dawider

die Schlächterzunft und andere Besitzer von Wiesen, die hinter jenem Damme lagen, weil durch die Ueberschwemmung ein Stück Weideland, worauf jährlich 10000 Stück Ochsen fett gemacht wurden, verdorben ward. Sie übergaben eine Vorstellung, worin sie behaupteten, der Feind könne die Schelde wegen der starken Strömung gar nicht sperren, und die Durchstechung des Dammes sey deshalb ganz unnöthig. Zwar suchte ihnen Aldegonde das Gegentheil begreiflich zu machen, aber vergebens, die Schlächter bestanden auf ihrer Meinung, und wußten auch die Bürgerhauptleute, deren Stimme bei den öffentlichen Verhandlungen von großem Gewicht war, dafür zu gewinnen. Ja die letzteren erklärten, daß sie sich jedem Versuche den Damm zu schleifen mit gewaffneter Hand widersetzen würden. So verhinderte der Egoismus einer Anzahl engherziger Menschen die Ausführung einer Maßregel, welche das Blut von Tausenden gespart und vielleicht das Vorhaben des feindlichen Feldherrn ganz vereitelt haben würde. Der patriotische Tserats, um der Rache der erbitterten Schlächter zu entgehen, war gezwungen die Stadt zu verlassen. Aus Verdruß ging er in der Folge zu den Spaniern über, denen er bei der Belagerung durch seine Lokalkenntnisse große Dienste leistete.

Der Herzog von Parma rückte indeß seinem Ziele, die Stadt zu umschließen, immer näher. Georg Basta ward mit einigen Geschwadern leichter Albanischer und Italienischer Reiter abgesandt, die Dämme und Päſſa von Brabant her zu besetzen, um die Zufuhr aus dieser

Provinz zu hindern, Roubaix und Billi mit 4500 Mann zu Fuß und 8 Schwadronen umstellten das Flandrische Ufer; dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld und dem tapfern Helden Mondragone ward die Bewachung des Brabantischen übertragen. Diese Befehlshaber gingen mit 3000 Mann Fußvolk und 4 Kornetten Reitern, auf einer Schiffbrücke über die Schelde, ohne daß es die Antwerper Flotte hindern konnte, auf die Brabantische Seite, wandten sich hinter Antwerpen herum und stellten sich bei Stabroek im Lande Bergen auf. Farnese selbst bezog, nach Vertreibung der Feinde aus dem Dorfe Kallo im Waslande, bei Kalbek auf der Flandrischen Seite, St. Bernhard gegenüber, ein verschanztes Lager (Jul.), und nahm sein Hauptquartier in dem Dorfe Beveeren, zwei Meilen seitwärts von Antwerpen, welches ebenfalls sorgfältig verschanzt ward. Seine Befehlshaber hatten gemessenen Befehl, sich aller feindlichen Werke und Schanzen an beiden Ufern des Stroms nach der Mündung desselben hin zu bemächtigen; denn seine Aufmerksamkeit war vorzüglich auf die Niederschelde gerichtet, den großen Kanal, welcher Antwerpen mit dem Meere in Verbindung setzte, und auf welchem, so lange er offen war, ihr Truppen und Vorräthe von den Bundesgenossen zugeführt werden konnten.

Unter den Schlössern und Schanzen, welche die Niederschelde beherrschten, waren die bedeutendsten das Fort bei Lillo, drei Meilen unterhalb Antwerpen auf der Brabantischen, und ein anderes bei Liefkenshök, dem

ersteren fast gegenüber gelegen, auf der Insel Doel an der Flandrischen Seite. Jenes hatte Christoph Mondragone zu den Zeiten des Herzogs von Alba erbaut. Dieses war von den Niederländern zum Schutze gegen das erstere angelegt; als sie sich aber in der Folge Lillo's bemächtigten, blieb Lieskenshök unvollendet. Der Besitz dieser beiden Forts war für die Spanier von der höchsten Wichtigkeit, denn alle von Seeland her nach Antwerpen segelnden Schiffe mußten unter den Kanonen derselben vorbeiziehen. Auch hatten die Antwerper dieses selbst eingesehen und beide Forts auf neue befestiget; doch waren die Arbeiten an Lieskenshök noch nicht vollendet, als es von dem Markis von Roubair mit 5000 Mann angegriffen ward.

Die Besatzung bestand aus 800 Köpfen unter Johann Pettin von Utrecht, einem alten erfahrnen Kriegsmann. Er wies die Aufforderung des feindlichen Befehlshabers zur Uebergabe ab, und einen Sturm, der nach einer heftigen Beschießung aus dreißig Feuerschlünden versucht ward, schlug er tapfer zurück. Am dritten Tage langte der Herzog selbst vor dem Fort an und befahl, auf die abermalige Weigerung des Befehlshabers den Platz zu übergeben, einen neuen Sturm zu versuchen und keinen Pardon zu geben. Unter dem Schutze eines dicken Dampfs, der von einigen angezündeten Heuwagen aufstieg und der Besatzung alle freie Umsicht raubte, erstiegen die stürmenden Spanier nach einer verzweifelten Gegenwehr das Fort und hieben alles nieder; 200 Mann von der Besatzung ertran-

ken. Den tapfern Pettin, welcher nebst einigen seiner Waffengefährten gefangen ward, durchstach Roubaix hohnlachend und kalten Bluts mit eigener Hand. Parma selbst mißbilligte diese schändliche That, wovon er Augenzeuge war, und verwies sie dem Markis mit folgenden Worten: Troppa cholera è questa, Signore Marchese! Viele behaupteten, nicht Zorn und Uebereilung hätten den Markis zu dieser Schandthat hingerissen, sondern Furcht, der unglückliche Pettin möchte dem Herzog von Parma eine geheime Unterhandlung verrathen, die einst zwischen Roubaix und Oranien im Werke und jenem bekannt gewesen sey. Die Blutscene zu Liefkenshoek ereignete sich an demselben Tage (10. Jul.), an welchem zu Delft der Prinz von Oranien ermordet ward. Das Fort Noort, der Damm von Saftingen und noch zwei andere Schlösser auf der Flandrischen Seite wurden ebenfalls von dem Markis von Roubaix besetzt.

Weniger glücklich war Mondragone, dem die Einnahme des Forts Lillo auf der Brabantischen Seite übertragen war. Das Fort lag auf dem Scheldedamm und die nur aus 200 Mann bestehende Besatzung war noch zur rechten Zeit durch vier Fahnen Schotten, unter dem Obersten Balfour, verstärkt worden. Die Belagerer fanden trotz ihres heftigen Kanonenfeuers und mehrerer aufgesprengter Minen, den entschlossensten Widerstand. Die Obersten Gauw und Balfour thaten häufige Ausfälle, und schlugen fünf Fahnen Burgunder in die Flucht. Am meisten zeichnete sich Odet von Teligni,

des alten Feldmarschalls Lanoue Sohn, durch unerschütterlichen Muth und Entschlossenheit aus. Mondragone vermehrte sein Geschütz, aber die Belagerten demontirten einen Theil desselben mit zwei großen Karthaunen, welche eine außerordentliche Wirkung thaten. Nach dreiwöchentlichen fruchtlosen Anstrengungen hob der feindliche Befehlshaber auf des Herzogs Befehl die Belagerung auf, in welcher er 2000 Mann verloren hatte, besetzte Covestein, Ordam und den Blauwgarendamm, welcher das niedrige Land von Bergen durchschneidet, und zog sich darauf in das feste Lager von Stabrök zurück. Zur Sicherung des Coveſteinschen Dammes ward unterhalb Lillo ein Fort angelegt, die von Ständischen Truppen entblößte Stadt Herenthals besetzt, und von den beiden Forts Lillo und Callo die Schifffahrt auf der Schelde nach Antwerpen beunruhiget, obgleich die Breite des Stroms verhinderte, sie ganz zu hemmen. Aber des Herzogs Augenmerk war vorzüglich auf Gent gerichtet.

Schon war dieser großen und mächtigen Stadt durch die getroffenen Anstalten die Zufuhr aus dem übrigen Flandern und auf der oberen Schelde abgeschnitten, jetzt blieb noch übrig, ihr die untere Schelde und die Gemeinschaft mit Antwerpen zu entziehen. Dies konnte am sichersten durch Eroberung der zwischen beiden Orten, auf dem rechten Ufer des Stroms am Ausfluß der Dender in denselben gelegenen festen Stadt Dendermonde bewirkt werden. Der Spanische Feldherr beschloß sich derselben zu bemächtigen, und mit so über-

raschender Schnelligkeit stand er vor ihren Mauern, daß die nur schwache Besatzung, deren Befehlshaber Richove eben abwesend war, nicht Zeit hatte, von ihren Schleusen Gebrauch zu machen und das umliegende Land zu überschwemmen. Funfzehn Feuerschlünde wurden gegen das Ravelin vor dem Brüsseler Thore aufgepflanzt, und nachdem sie eine beträchtliche Bresche darin geöffnet hatten, ward das Werk, nach einem mörderischen Kampfe, der die Belagerer den Obersten Pedro de Paz und eine große Anzahl Krieger von niederem Range kostete, mit stürmender Hand erobert. Die Besazzung, auf die Mauern der Stadt eingeschränkt, fuhr fort sich tapfer zu vertheidigen, auf die Stärke dieser Mauern und ihre breiten Wassergraben vertrauend. Sie verstümmelte vor den Augen der Belagernden die Bildsäule eines Heiligen, und stürzte sie unter den größten Mißhandlungen von der Brustwehr herab. Die Wuth der letzteren ward durch diesen Muthwillen vermehrt; dennoch würden ihre Anstrengungen zur Eroberung der Stadt vielleicht noch lange fruchtlos gewesen seyn, hätte nicht der Herzog von Parma den glücklichen Einfall gehabt, die Dender ableiten zu lassen, aus welcher die Stadtgraben ihr Wasser schöpften. Die Bürger wurden dadurch in Schrecken gesetzt, und zwangen die Besatzung zu einer Unterhandlung. Am 17. August, nach einer eilftägigen Belagerung, ergab sich Dendermonde mit Kapitulation. Die Besatzung erhielt freien Abzug und Spanische Truppen besetzten die Stadt.

Nach dieser schnellen Eroberung bemächtigten sich

die Sieger des Forts Villebrök, und rückten sodann vor die Brabantische Stadt Vilvoorden zwischen Brüssel und Antwerpen, welche sich ihnen aus Feigheit des Befehlshabers fast ohne Widerstand ergab, zum großen Nachtheil Antwerpens, weil dadurch die Schiffahrt nach Brüssel gehemmt ward. Auch in der Nähe Antwerpens setzten sie ihre Eroberungen fort, und bemächtigten sich (13. August) einer zu der Stadt gehörigen Schanze, der Bauer genannt. Zwar ward ihnen diese in der Folge wieder entrissen, aber sie legten dafür eine andere jener gerade über an, welche sie die Bäuerin nannten. In einem Gefecht, welches bei dieser Gelegenheit vorfiel, blieb auf Seiten der Niederländer der tapfere Schottische Oberst Gordon, und das Dorf Osterwel ging im Feuer auf.

Voll stolzen Vertrauens auf die Lage und Festigkeit ihrer Stadt, hatten anfangs die Antwerper ruhig den Bewegungen der Spanier zugesehen, und die wenigsten glaubten, daß der Herzog es wagen werde, seinen Ruhm und seine Macht vor einem so starken und mächtigen Platz auf ein höchst ungewisses Spiel zu setzen. Nur mit Mühe konnte Aldegonde durch dringende Vorstellungen bewirken, daß noch vor Ankunft des Spanischen Heers die Forts und Batterien auf beiden Ufern der Schelde in besseren Stand gesetzt, die Werke der Stadt durch einige Schanzen und ein neues Ravelin zwischen der Burg und dem Kaiserthore vermehrt und zur Verstärkung der bewaffneten Macht 1500 Engländer unter dem Obersten Morgan angeworben wurden. Als endlich die Anstalten des Her-

zogs von Parma selbst den Unglaubigsten nicht länger an dem, was der Stadt bevorstand, zweifeln ließen, fing man an mit mehrerem Ernste auf zweckmäßige Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten zu denken. Es wurden Mund- und Kriegsvorräthe in die Stadt geschafft und so viel Kriegsvolk, als nur immer an andern Orten entbehrt werden konnte, hereingezogen, denn die Sachverständigen erklärten, daß zu einer nachdrücklichen Vertheidigung wenigstens 80 Fahnen Fußvolk und 16 Kornetten Reiter erforderlich wären. Man durchstach die Dämme bei Saftingen und goß die Gewässer der Westerschelde über das Wasland aus. Gern hätte man jetzt, da die Gefahr näher rückte, den Rath des verstorbenen Prinzen von Oranien befolgt, und auch den Blauwgarendamm geschleift, aber es war nicht mehr Zeit dazu, denn die Spanier hatten sich der Zugänge nach dem Damme bemächtiget, und die Versuche des Grafen von Hohenlohe, von Bergen op Zoom aus die Brabantische Seite von den Spaniern zu reinigen, scheiterten an der Festigkeit des feindlichen Lagers bei Stabrök.

Einen schreckenden Eindruck auf die Bewohner Antwerpens machte die schnelle Uebergabe des Forts Liefkenshök; viele der reichsten und vornehmsten Bürger verließen in der ersten Bestürzung die Stadt. Aber diese Auswanderung verursachte großes Mißvergnügen unter den Zurückgebliebenen, welche nun die schweren Kosten, welche die Vertheidigungsanstalten erforderten, allein tragen mußten. Um das Volk zu beruhigen, forderte der Rath achtzig der Ausgewanderten auf,

binnen einer bestimmten Frist wieder zurückzukehren zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Vaterstadt, oder die Confiscation ihres Vermögens zu erwarten. Doch der Vollziehung dieser strengen Maßregel widersetzten sich Holland, Seeland und andere der vereinigten Provinzen, wahrscheinlich in merkantilischer Hinsicht.

Die Getreidepreise in der Stadt waren bisher noch nicht bedeutend gestiegen, denn es kamen noch immer große Flotten mit Vorräthen aus Holland und Seeland an, welche aus Liebe zum Gewinn dem Spanischen Geschütz aus den Scheldeforts trotzten. Dadurch war die Consumtion für die 85000 Einwohner der Stadt, welche man jährlich auf 300000 Viertel oder Centner Getreide berechnete, hinreichend gesichert. Diese leichte Art Getreide zu erhalten bewog den Rath, einen bestimmten Preis darauf zu setzen und alles Aufschütten desselben zu untersagen. Aber diese Verfügung hatte die nachtheilige Folge, daß die Kornhändler, welche bei der großen Gefahr des Transports nicht mehr auf einen so vortheilhaften Absatz rechnen konnten, nicht mehr so viel Getreide kommen ließen als vorher, wodurch der bisherige Ueberfluß bald verschwand. Ja es ließen sich sogar mehrere Schiffer treuloserweise vom Feinde nehmen, dem besonders ihre Fahrzeuge, die sogleich zu Kriegsschiffen ausgerüstet wurden, willkommen waren.

Friedrich Gianibelli, ein eben so redlicher Mann als vortrefflicher Kopf, den wir in der Folge dieser Geschichte eine ausgezeichnete Rolle werden spielen sehen,

schlug ein sinnreiches Mittel vor, die Stadt auf lange Zeit mit Vorräthen zu versehen. Es muß, sagte er, eine Gesellschaft von rechtlichen Männern zusammentreten, denen man den ganzen Betrag einer neuen Auflage des hundertsten Pfennigs überlassen muß. Dafür ist sie verpflichtet in Holland und andern Ländern für 36 Tonnen Goldes Lebensmittel einzukaufen, wofür ein Viertel des Kaufgeldes gleich baar und drei Viertel in zwei oder drei Monaten bezahlt, und welche von Woche zu Woche geliefert werden müssen. Diese Vorräthe müssen den reichsten Einwohnern in die Häuser gesandt werden, welche auf dieses Pfand das Kaufgeld vorschießen, dessen Wiedererstattung nebst dem gehofften Gewinn sie zu erwarten haben, wenn die Gesellschaft einen Theil der Vorräthe zu verkaufen befiehlt, wobei jene den Vortheil haben, stets mit den nöthigen Bedürfnissen für sich und ihre Familien versehen zu seyn.

Doch dieser Vorschlag, wie zweckmäßig er auch zu seyn schien, fand großen Widerspruch, weil sich der niedrige Krämergeist eines großen Theils der Einwohner gegen die Aufopferungen sträubte, womit die Realisirung desselben verbunden war. Sie unterblieb daher, und der Rath begnügte sich zu befehlen, daß sich jeder Einwohner mit hinreichenden Vorräthen versehen sollte; ein Befehl, welcher unbefolgt blieb, weil die ärmeren Klassen ihm nicht gehorchen konnten und die Reicheren es unterließen, aus Besorgniß, man möchte bei entstehendem Mangel einen Theil ihrer Vorräthe für die Bedürftigen in Requisition setzen.

Die Vertheidigungsanstalten wurden fortgesetzt, und der Eifer dabei vermehrte sich in eben dem Verhältniß, als die Gefahr näher rückte. Schon frühe hatte man die Bundesgenossen zum Beistande aufgefordert, und sie schienen bereit ihn leisten zu wollen. Holland hob Truppen aus, und Seeland rüstete Kriegsschiffe zu. Aber auch der Feind verdoppelte seine Anstrengungen. Eine allgemeine Thätigkeit herrscht bei beiden kämpfenden Theilen, alle Kräfte sind in Bewegung zur Erhaltung oder zum Verderben der bedrohten Stadt. Auf diesen einzigen Punkt wälzt sich die ganze Masse des Kriegs. Nicht nur die Aufmerksamkeit sämmtlicher Niederländischen Provinzen von beiden Parteien, sondern auch die Blicke aller übrigen Europäischen Länder sind nach der Schelde hin gerichtet. Alle sind mehr oder minder in das Schicksal Antwerpens verwickelt, denn nach allen Weltgegenden erstreckten sich die Verbindungen dieser merkwürdigen Stadt. Ja man hielt die Unternehmung gegen sie für so wichtig, daß viele glaubten, der Ausgang derselben werde das Schicksal der gesammten Niederlande entscheiden.

Der Herzog von Parma überzeugte sich indeß immer mehr, daß alle bisher getroffenen Maßregeln, der Stadt die Gemeinschaft mit dem Meere zu entziehen und die Schiffahrt auf der Schelde zu hemmen, unzureichend wären. Denn weder das Feuer aus den mit Geschütz reichlich versehenen Forts auf beiden Ufern des Stroms, welche von den Spaniern erobert oder neu erbauet waren, noch die bewaffneten Fahrzeuge auf

demselben und andere gemachte Vorkehrungen, konnten die Durchfahrt der Holländischen und Seeländischen Schiffe hindern, obgleich von Zeit zu Zeit einige davon genommen oder versenkt wurden. Und doch hing der glückliche Erfolg der unternommenen Blokade ganz allein von der Verschließung des Stromes ab, denn so lange als dieser große Ernährer ihr blieb, war an keine Eroberung der Stadt zu denken. Es war also nichts übrig als die Erfindung eines neuen Mittels, wodurch sich der beabsichtigte Zweck glücklicher und vollkommner erreichen ließ, als durch die bisher angewandten. Ein großer Gedanke entwickelte sich in der Seele des Feldherrn, ein Gedanke eben so kolossal, als die Mittel unermeßlich waren, welche die Ausführung desselben erfordern mußte. Eine Brücke über die ganze Breite der Schelde zu schlagen und dadurch selbst jedem einzelnen Fahrzeuge die Durchfahrt unmöglich zu machen: war die erhabene Idee des Herzogs, welche nur in einem solchen Geiste empfangen und vor deren Ausführung nur ein solcher Charakter und der Genius eines solchen Zeitalters nicht zurückbeben konnte.

Denn welche unendlichen Schwierigkeiten boten sich der letzteren entgegen! Der starke Zug des Stroms bei der in dieser Gegend heftig strömenden Ebbe und Fluth; die Breite desselben von fast drittehalb Tausend und einer Tiefe von sechszig Fuß; der Mangel an Schiffen und Arbeitern; die Herbeischaffung des Holzes und anderer Materialien, und die Angriffe der feindlichen Flotten! Aber je sorgfältiger der Feldherr diese

Schwierigkeiten erwog, desto mehr drängte sich ihm auch die Ueberzeugung auf, daß nur allein durch ein solches Werk die Schelde verschlossen werden könne. Es mußte daher unternommen werden, wie viel Anstrengungen es auch kosten, wie viel Schwierigkeiten auch dabei besiegt werden mußten; oder er war gezwungen den Gedanken auf den Besitz von Antwerpen und Brabant aufzugeben, Die ganze Frucht eines mühseligen und blutigen Feldzuges ging verloren, und er sah sich im Angesichte des ganzen Europa mit Schande bedeckt. Ohne Bedenken wählte er das erstere, und die Hindernisse, welche die Ausführung zeigte, weit entfernt ihn zurück zu schrecken, begeisterten ihn noch mehr für den gefaßten Entschluß; denn es ist das Eigenthum großer Geister, so wie aller hohen Leidenschaft und ungewöhnlichen Kraft, selbst in der leblosen Natur, durch Hindernisse zur höchsten Anstrengung und Thätigkeit belebt zu werden.

Der Herzog theilte seinen Entschluß den beiden trefflichen Kriegsbaumeistern Johann Baptista Plato und Barocci mit; sie entwarfen den Plan zu der ungeheuern Brücke, und er übertrug ihnen den Bau derselben. Nach angestellten genauen Untersuchungen des Lokale ward der Platz zur Schlagung der Brücke zwischen dem Flandrischen Dorfe Calloo und dem Brabantischen Dorfe Ordam bestimmt, welchen man deshalb wählte, weil an dieser Stelle das Bette des Stroms etwas schmaler und durch eine Sandbank am Ufer ein wenig eingeengt wird, weil der Grund san=

dig und fest ist und endlich weil der Strom hier eine Biegung nach der rechten Seite macht, welche die heraufkommenden Schiffe hinderte mit vollen Segeln und geraden Laufs gegen die Brücke an zu stürmen. Die Anstalten zur Ausführung des kolossalen Werks wurden darauf ohne Verzug getroffen. Zuerst ward zum Schutze der künftigen Brücke auf jedem Ufer ein Fort als Brückenkopf angelegt, das auf der Flandrischen Seite ohnweit Calloo erhielt den Namen Santa Maria, der heiligen Jungfrau zu Ehren, welcher das ganze Unternehmen gegen Antwerpen geweihet war, und jenem auf dem Brabantischen Ufer gab der Herzog den Namen des Königs und nannte es San Filippo. Außer diesen beiden Forts wurden noch mehrere Schanzen zur Sicherung des Lagers und der Brücke angelegt; San Pedro und Santa Barbara gegen Antwerpen und drei andere gegen Lillo, welche den Namen La Santa Trinidad empfingen. Ein anderes großes Fort stieg ohnweit Stabrök, da wo sich der Covesteinsche Damm an den großen Scheldedamm lehnt, empor. Vier durch eine Brustwehr verbundene Schanzen deckten den Raum zwischen dem Lager und dem Strome, weil außerdem die Seeländischen Schiffe troß der aufzuführenden Brücke von Lillo aus nach Antwerpen hätten gelangen können, wenn sie die Berendrechter Dämme durchstochen und die Niederungen von Stabrök und Wilmerdonk überschwemmt hätten. Die Zahl aller von den Spaniern auf beiden Seiten der Schelde nach und nach erbauten Forts und Schanzen belief sich auf dreißig.

Während der Errichtung dieser Werke wurden von allen Orten Schmiede, Zimmerleute und andere Handwerker aufgeboten und in Thätigkeit gesetzt, zahlreiche Arbeiter waren beschäftigt in dem benachbarten Waaslande eine unendliche Menge von Bäumen zu fällen, welche in das Lager vor Antwerpen geschafft wurden. In der Kirche zu Calloo ward ein ungeheures Depot von Materialien aller Art aufgehäuft, und endlich ward bei dem Fort Santa Maria, unter der Aufsicht des Kriegsbaumeisters Plato, Baciocci und Cambien, der Anfang mit dem Bau der Brücke gemacht. Alle Hülfsmittel, welche dem Feldherrn zu Gebote standen, verwandte er auf diesen Gegenstand. Alle Gelder, die nur aufzutreiben waren, flossen dahin. Den sämmtlichen in der Gewalt der Spanier befindlichen Provinzen wurden schwere Kontributionen abgepreßt, und sie erlagen dabei unter dem unerträglichen Druck der Besatzungen, welche keinen Sold empfingen, weil alle Summen, deren sich die Regierung bemächtigen konnte, vor Antwerpen zerrannen.

Dafür sah man dort schon Tausende von Händen mit dem Bau der aufzuführenden Brücke beschäftigt. Von beiden entgegengesetzten Ufern aus ward ein Gerüst von Pfahlwerk, wozu die größten Schiffsmasten gebraucht wurden, nach der Mitte des Stroms hineingeführt. Drei Reihen solcher Pfähle wurden neben einander eingerammt, und durch Balken so kunstreich verbunden, daß sie eine außerordentliche Festigkeit erhielten. Dieses Gebälke war über dem Wasser, aus

welchem es noch hinreichend emporragte, mit Balken und Dielen bedeckt. Es bildete dadurch eine Brücke von zwölf Fuß Breite, so daß acht Mann en Front darüber marschiren konnten, und war auf beiden Seiten mit einer Musketenschußfreien Blendung von eichenen Planken versehen. Dieses Pfahlwerk, dem die Soldaten den Namen Estacada oder Stekkada gaben, ward von beiden Ufern so weit in den Strom hineingeführt, als die Tiefe und Gewalt desselben das Einrammen der Pfähle verstattete, 900 Fuß von der Brabantischen und 200 von der Flandrischen Seite. Beide Estacaden endeten in einem Waffenplatz oder Kastell, welches auf zwölf starken, siebenzigfüßigen Balken ruhete, 54 Fuß lang und 40 breit, mit 4 Kanonen besetzt war und Raum für funfzig Bewaffnete hatte.

Da weder Geld noch Kräfte gespart wurden, so ging das Werk mit wunderbarer Schnelligkeit von statten. Und während man in Antwerpen noch die Möglichkeit, den mächtigen Strom durch eine Brücke zu bezähmen, bezweifelte, und selbst der klügere Aldegonde sich in einer öffentlichen Versammlung mit einem spöttischen Lächeln über die fruchtlose Arbeit des Spanischen Feldherrn äußerte, entweder weil er sie wirklich dafür hielt, oder seine wahre Meinung darüber nicht öffentlich sagen wollte, — stand schon ein großer Theil der kühnen Anlage vollendet da. Aber jetzt erhob sich eine Schwierigkeit, die den Herzog mit den größten Besorgnissen erfüllte. Durch das aufgeführte Pfahlwerk war der 2400 Fuß breite Strom zwar um 1100

Fuß eingeengt worden, aber es blieb immer noch ein offner Raum von 1300 Fuß, wo kein Pfahlwerk anzubringen war, und der nach dem Plane des Feldherrn durch eine Schiffbrücke ausgefüllt und verschlossen werden sollte. Aber es fehlte an den dazu nöthigen Fahrzeugen. Die Hoffnung, deren von Dünkirchen zu erhalten, schlug fehl, weil nur wenige dort vorhanden waren; und auf der Schelde konnten keine herbeigeschafft werden, als von oben herab über Gent und Dendermonde. Dem Mangel ließ sich daher für den Augenblick nicht abhelfen, und der Herzog mußte sich begnügen alle Niederländischen Schiffe, welche die Durchfahrt zwischen den beiden hölzernen Kastellen am Ende des Pfahlwerks wagten, auf das heftigste beschießen zu lassen, wodurch er indeß nicht hindern konnte, daß sowohl einzelnen Fahrzeugen als ganzen Flotten die Durchfahrt gelang. Glücklicherweise ereignete sich gerade jetzt eine Begebenheit, die ihn aus aller Verlegenheit riß, und dem Ziele seiner Wünsche um vieles näher rückte. Dieses war die unerwartete Uebergabe Gents.

Durch den Fall von Dendermonde und das in der Nähe stehende Spanische Truppencorps war Gent die Gemeinschaft mit Antwerpen und dem Meere gänzlich abgeschnitten und alle Wege, auf denen es Zufuhr erhalten konnte, versperrt. Mit jedem Tage vermehrte sich der Mangel, und die schrecklichste Hungersnoth schien unvermeidlich, da keine Hülfe zu hoffen war. Die unglückliche, durch innere Stürme und

Parteiwuth erschütterte Stadt stellte ein Bild der größten anarchischen Zerrüttung dar. Bald hatte die spanisch-katholische, bald die reformirte und republikanische Faktion die Oberhand, und beide verfolgten einander mit der höchsten Erbitterung. Vergebens ward der berüchtigte Imbize verhaftet, und empfing auf dem Blutgerüste den Lohn für eine über seine Mitbürger ausgeübte Jahrelange Tyrannei. Die Strafe des Verräthers konnte das unvermeidliche Schicksal nicht abwenden. Die große Menschenmenge in der Stadt, einer der größten in Europa, worin man 37000 Häuser zählte, schrie nach Brod, und es blieb nichts übrig das dringende Bedürfniß zu befriedigen, als eine Aussöhnung mit dem Feinde. Eine Deputation begab sich in das Spanische Hauptquartier Beveren, und bot die Rückkehr der Stadt unter die Herrschaft des Königs unter denselben Bedingungen an, welche ihr der Spanische Feldherr einige Zeit zuvor selbst angetragen hatte. Diese wurden jedoch jetzt verweigert, der Herzog forderte unbedingte Unterwerfung, und die Deputirten konnten kaum eine Milderung der härtesten Forderungen, welche der Sieger vorschrieb, erhalten. Am 17. September (1584.) ward endlich eine Kapitulation unter nachfolgenden Bedingungen abgeschlossen: die Stadt bezahlt eine Kontribution von 200000 Gulden; der katholische Gottesdienst wird wieder hergestellt; die verjagten Papisten werden zurückgerufen und die Nichtkatholiken müssen auswandern, wozu ihnen jedoch eine Frist von

zwei Jahren verstattet wird; die Besatzung erhält freien Abzug.

Dreitausend Spanier besetzten die Stadt, und gleich nach ihrem Einmarsch wimmelte der Strom von Fahrzeugen, welche Lebensmittel zuführten. Um den Geist der Unabhängigkeit, wovon die Einwohner beseelt waren, zu zügeln, ließ der Herzog das niedergerissene Schloß wieder aufbauen. Mit Gent sank, nach einem sechszehnjährigen Kriege, die ganze Provinz Flandern bis auf wenige Orte unter die Spanische Herrschaft zurück. Viele protestantische Familien der Stadt ließen sich in Seeland nieder.

Wie groß die Freude des Spanischen Feldherrn über die Eroberung Gents war, und welchen Werth er darauf legte, beweist sein Bericht darüber an den König: „Bei keiner meiner Unternehmungen in Belgien, — so schließt der Bericht — habe ich die Wirkungen der göttlichen Gnade in einem günstigeren Augenblick erfahren, als bei der Einnahme Gents, welche nicht nur an sich selbst ein Ereigniß von der größten Wichtigkeit ist, sondern noch wichtigere zur Folge haben wird.“

Und in der That gewährte ihm diese Eroberung, vorzüglich in Rücksicht des Antwerpner Brückenbaues, den größten Gewinn. Gent konnte Schiffe, Geschütz, Kriegsvorräthe, Matrosen und Handwerker liefern, und diese Vortheile wurden unverzüglich benutzt. In kurzer Zeit war ein Geschwader von zwei und zwanzig Fahrzeugen ausgerüstet, welche mit 500 Soldaten besetzt

waren und eine Anzahl Lastschiffe in ihrem Gefolge hatten. Diese nach Calloo bestimmte Flotte schwamm von Gent über Dendermonde und Rüpelmonde, durchstach den Scheldedamm bei Borgt am Flandrischen Ufer, und wandte sich von da, Antwerpen rechts lassend, auf das von Hulst bis Beveren und Borgt überschwemmte Land. Nach einem glücklichen Gefecht mit einem Antwerpischen Geschwader, wobei Hans Klok, der Befehlshaber des letzteren, erschossen ward, durchstach sie den Blocherschen Damm, gelangte an das Fort St. Franciscus und erreichte glücklich den Posten Calloo, von wo sie beim Fort Sebastian wieder in die Schelde einlief (Oktober 22.). Die Freude, welche ihre Ankunft im Spanischen Lager verbreitete, ward noch durch die Nachricht vergrößert, daß gleich nach ihrer Durchfahrt bei Borgt das Antwerpische Geschwader, mit welchem sie schlagen mußte, eine ansehnliche Verstärkung unter dem tapfern Teligni erhalten habe. Der letztere kam zwar zu spät, um die Spanische Flotte in ihrer Fahrt zu hindern, aber um wenigstens für die Folge ähnliche Expeditionen zu hintertreiben, ließ er an der Oeffnung des Scheldedammes bei Borgt ein Fort anlegen, welches die Oeffnung beherrschte und seinen Namen empfing.

Der Fall von Gent und die glückliche Fahrt der feindlichen Flotte erregten großes Aufsehen in Antwerpen. Die zahlreichen Katholiken in dieser Stadt hatten schon längst die Uebergabe derselben gewünscht. Jetzt wandten sich einige der reichsten Einwohner an

den Kanzler Liesveld und baten ihn, in ihrem und funfzig bis sechszig anderer Bürger Namen dem Rath eine Bittschrift, um Vermittlung eines Vergleichs mit dem Herzog von Parma, zu überreichen. Aber als dieser Schritt bekannt ward, veranlaßte er einen heftigen Auflauf, und die Vornehmen und Reichen schwebten in der größten Gefahr, ein Opfer der Rache des empörten Volks zu werden. Die Supplikanten wurden eingezogen und zu einer Geldbuße verurtheilt. Der Rath erließ ein strenges Verbot (Oktober) wider alle Aeußerungen ähnlicher Art, und alle Bürger mußten aufs neue schwören: die gemeinschaftliche Sache zu unterstützen und zu vertheidigen, und sich bei Verlust ihres Kopfs in keine Unterhandlung mit dem Feinde einzulassen.

Doch bei dem allen herrschte leider in Antwerpen die Eintracht nicht, welche die kritische Lage der Stadt erforderte. Schon die Regierungsverfassung derselben war äußerst fehlerhaft. Es gab dort eine Menge großer und kleiner Autoritäten, von denen jede bei öffentlichen Angelegenheiten ihren Einfluß und ihre besondere Stimme hatte, und ihre individuellen Ansichten und Verhältnisse zu Rathe zog. Da waren der Stadtrath, die Bürgerobersten, die Bürgerhauptleute, die Vorsteher der Zünfte, die Ausschüsse, welche die Aufsicht über die Fortifikation, die Proviant- und Kriegsvorräthe und die Marine führten. Jede dieser Gewalten kam in Betrachtung und mußte befragt werden. Dadurch ward der Gang der öffentlichen An-

gelegenheiten gelähmt, alle Einheit und Energie in den Geschäften fielen weg, bei der Verschiedenheit der Köpfe, welche sie leiteten, und es wurden oft entweder ganz verkehrte Maßregeln getroffen, oder das Gute, welches zuweilen aus dem Chaos der Meinungen hervorging, kam entweder zu spät oder ward nicht ausgeführt. Aldegonde selbst, obgleich ein Mitglied der Generalstaaten, hatte nur eine Stimme bei den öffentlichen Angelegenheiten, und es scheint ihm überhaupt an den nöthigen Talenten gefehlt zu haben, sich der Herrschaft über die Köpfe der Menge zu bemächtigen und seinen Vorschlägen Gewicht zu verschaffen. Der Mangel eines Befehlshabers von Ruf und Ansehn hatte die Folge, daß unter der Besatzung keine Ordnung und Kriegszucht herrschten. Oft gaben Soldaten und Matrosen die auffallendsten Beweise von Ungehorsam und Widersetzlichkeit bei den unbedeutendsten Veranlassungen. So sah man einst die Soldaten des Englischen Regiments Morgan, angeblich wegen rückständigen Soldes, den Dienst verweigern, und sogar den Herzog von Parma um Pässe zur Rückkehr nach ihrem Vaterlande durch Flandern bitten. Vergebens bezahlte man ihnen den größten Theil ihrer Forderungen, und versprach ihnen sie durch Seeland nach England zu senden, sie beharrten dennoch auf ihrem Ungehorsam. Endlich entdeckte man, daß einige ihrer Officiere, besonders die Hauptleute Lee und Powl, in geheimen Verständnissen mit dem feindlichen Feldherrn standen, und die Soldaten

zur Widersetzlichkeit verführten. Powl ward hierauf von dem Obersten Morgan vor ein Kriegsgericht gestellt und, nach dem Ausspruch desselben, mit dem Schwerte hingerichtet.

Während sich die eben erwähnten unruhigen Auftritte in Antwerpen ereigneten, befand sich auch der Herzog von Parma in nicht geringer Verlegenheit. Die neuerbaute Schanze Teligni bei Borgt hemmte die Schiffahrt zwischen Gent und dem Spanischen Lager, und er bedurfte von dorther noch vieler Vorräthe aller Art, auch einer beträchtlichen Anzahl von Fahrzeugen, theils zur Vollendung der Brücke selbst, theils um als Kriegsschiffe zu ihrem Schutze gegen feindliche Angriffe zu dienen. Dabei näherte sich der Winter, welcher leicht alle Schiffahrt hemmen konnte. Nach mancherlei Untersuchungen der umliegenden Gegenden, und Berathschlagungen mit seinen Kriegsbaumeistern und Mariniers, faßte er endlich den Gedanken: die gehemmte Schiffahrt von Gent durch einen Kanal wieder herzustellen, der von dem kleinen Flusse Moer bei dem Dorfe Steken im Waaslande, welcher sich bei Gent in die Schelde ergießt, bis an die Ueberschwemmung geführt werden sollte. Dieses große und kühne Unternehmen ward unverzüglich angefangen, und mit der größten Thätigkeit fortgesetzt. Es fehlte an Schanzgräbern, welche größtentheils auf andern Punkten beschäftigt waren, aber der Feldherr wußte ihren Mangel durch Soldaten zu ersetzen. Ihre Liebe zu ihm und sein Beispiel, indem er selbst Hand mit anlegte,

bewog sie, sich willig einer Arbeit zu unterziehen, wozu sie eigentlich ihre Pflicht nicht verband, und mit wunderbarer Schnelligkeit ward das große Werk vollendet. Der neue Kanal, welchem man den Namen des Herzogs gab, zog sich aus der Moer bei Steken nach der fünftausend Schritt davon entfernten Ueberschwemmung, und da diese nicht überall eine hinreichende Höhe hatte, ward er über trockenes und überschwemmtes Land, bei Beveren und Verboost vorbei, bis Calloo fortgeführt, wo ein Fort, die Perle genannt, seine Mündung bewachte; seine ganze Länge betrug drei und eine halbe Meile. Dieses wichtige Werk, wodurch eine nähere Verbindung mit Gent bewirkt und der Transport der nöthigen Bedürfnisse und Fahrzeuge von dort her gesichert war, gab der Unternehmung gegen Antwerpen einen neuen Schwung. Siebzehn Frachtschiffe von Gent, welche zuerst den neuen Weg versuchten, langten zur allgemeinen Freude der Belagerten (November) glücklich zu Calloo an. Von jetzt an erhielten sie Geschütz, Kriegsvorräthe und Proviant im Ueberfluß, und der Geschützmeister Graf Karl von Mansfeld ließ einen ansehnlichen Artilleriepark in dem Dorfe Melsen auffahren. Der Herzog verlegte sein Hauptquartier von Beveren nach Stabrök, anderthalb Meilen von Lillo.

Von hier aus erließ er unterm 13. November ein sehr leutseliges Schreiben an den Rath der Stadt Antwerpen, worin er ihn und die Einwohner dieser Stadt zur Aussöhnung mit dem Könige ermahnte, da

durch eine besondere Schickung Gottes die beiden vornehmsten Beförderer des bisherigen Zwists, Anjou und Oranien, fast zu gleicher Zeit vom Schauplatz abgetreten wären. Der König sey bereit ihnen zu verzeihen und alles Vergangene zu vergessen, und er, der dieses Land liebe, worin er einige seiner glücklichsten Jugendjahre verlebt und in früheren Zeiten so manchen Beweis des Wohlwollens erhalten habe, biete ihnen seine Vermittlung bei dem beleidigten Monarchen an. Sie möchten sich der alten glücklichen Zeiten erinnern, die sie unter der Herrschaft der Könige genossen hätten, und durch die Rückkehr zu ihrer Pflicht den beneidenswerthen Zustand von damals erneuern. Würden sie aber sein redlich gemeintes Anerbieten verwerfen, so sey er unschuldig an allem Jammer, Elend und Blutvergießen, welche ihr trauriges Loos seyn würden.

Nach zehn Tagen (November 23.) erfolgte die Antwort auf dieses Schreiben, in welcher dieselbe humane und bescheidene Sprache herrschte. Die Antwerper priesen darin die großen und herrlichen Eigenschaften des Herzogs, und die gegen sie geäußerten wohlwollenden Gesinnungen. Ihm, sagten sie, würden sie mit Freude ihr Schicksal anvertrauen, wenn es ihm verstattet sey, nur der Stimme seines Edelmuths zu folgen. Aber leider wüßten sie, daß es Sr. Hoheit nicht freistehe in Absicht des Hauptgegenstandes des Kriegs, der freien Uebung der protestantischen Religion, nachzugeben. Ja, der König selbst sey so sehr

Sklave der Spanischen Inquisition und des Papstes, daß er nicht wagen dürfe, seinen christlichen Unterthanen das zu bewilligen, was doch der Papst selbst und die Italienischen Fürsten ohne Bedenken den Juden und Türken verstatteten. Weder Uebermuth und Leichtsinn noch die Verführung des edlen Oraniens hätten ihnen die Waffen in die Hand gegeben, sondern die Härte der Regierung und die Grausamkeit eines blutdürstigen Tyrannen hätten sie zur Ergreifung derselben gezwungen. Jetzt hätten sie sich an den König von Frankreich gewandt, der den Protestanten in seinem Lande die freie Uebung ihrer Religion nicht versage, und ihn gebeten, sie zu seinen Unterthanen anzunehmen, und dieser Fürst habe ihnen seinen Beistand zugesagt. Sie könnten daher keine Verpflichtungen eingehen, die ihren Verbindlichkeiten gegen den Beherrscher Frankreichs zuwider wären. Ueberdem wären sie ein Mitglied des Niederländischen Staatenbundes, und hätten einen theuern Eid geschworen, ohne Einwilligung des ganzen Bundes keinen Frieden zu schließen. Diese Verhältnisse hätten es ihnen auch zur Pflicht gemacht, sein Schreiben dem Könige von Frankreich und den Generalstaaten mitzutheilen, und deren Gutachten darüber zu erbitten. Uebrigens führten sie die Waffen aus keinem andern Grunde, als um sich und ihre Weiber und Kinder wider unrechtmäßige Gewalt zu vertheidigen; aber ihr höchster Wunsch sey das Ende des Kriegs.

Noch einmal schrieb der Herzog von Calloo aus

(Dezemb. 10.) an die Antwerper, und warnte sie: ihr individuelles Interesse nicht aufzuopfern um die Beschlüsse der Generalität abzuwarten, denn nur, wenn sie eilten ihren eigenen Frieden zu schließen, sey es noch möglich, das ihnen drohende Unglück abzuwenden. — Diese Zuschrift sandte der Antwerper Stadtrath nach Holland an die Generalstaaten, ohne sie zu beantworten, weil er den Argwohn des Volks zu erregen fürchtete. Damit endigte sich dieser Briefwechsel, der ohnehin zu nichts führen konnte, da die ganze Unterhandlung schon an dem einzigen Punkte der Religionsfreiheit, die der Herzog nie bewilliget haben würde, sich zerschlagen mußte.

Die Vereinigten Niederländer, ohne Hoffnung sich durch eigene Kräfte gegen die überlegene Macht ihrer Feinde zu schützen, hatten den Entschluß gefaßt, sich dem Französischen Szepter zu unterwerfen und ihre Unabhängigkeit der Erhaltung ihrer alten Vorrechte und Privilegien aufzuopfern. Eine Gesandtschaft ging nach Paris um dem Könige die Wünsche der Nation vorzutragen, und ihn zugleich um eine schnelle Truppenhülfe zu bitten. Die Aussicht auf diese Hülfe war es, was den Muth der Antwerper erhöhete, aber auch ihren Fall beschleunigte; denn so oft den Niederländern nur eine entfernte Hoffnung auf auswärtigen Beistand aufging, erkaltete ihr Eifer sich selbst zu helfen. Die Unterhandlungen am Französischen Hofe hatten nicht den erwünschten Erfolg. Man wandte

sich an England, welches auch Hülfsvölker versprach, aber sie erschienen für Antwerpen — zu spät.

Dringeud hatte der Rath der bedrängten Stadt die Staaten von Holland und Seeland um eine Verstärkung an Truppen gebeten, um dem Feinde die eroberten Schanzen wieder entreißen zu können. Man vertröstete ihn auf die erwartete Französische Hülfe. Da diese aber nicht erschien, und die Lage der Stadt immer gefährlicher ward, sandte Aldegonde einen Boten nach dem andern nach Seeland, und ergoß sich in bittere Klagen darüber: daß, indem man nur immer nach auswärtiger Hülfe aussähe und nur darauf hinweise, man die nächsten Mittel zur Rettung der Stadt versäume, und alle Vortheile, die der Winter darböte, den Feinden Schaden zu thun, Stürme, dunkle Nächte u. s. w., ungenützt verliere. Noch im Dezember sandte er Teligni nach Seeland, den Ständen vorzustellen: wollten sie auch ihr Kriegsvolk nicht an eine wichtige Unternehmung wagen, so möchten sie wenigstens durch ihre Flotte einen verstellten Angriff auf die Schanze bei Ordam machen, oder mit Hülfe der Besatzung von Lillo die feindlichen Forts auf dem Covesteinschen Damm angreifen lassen. Teligni aber hatte das Unglück, nach einem heftigen Gefecht mit der feindlichen Flotte, ohnweit der Brücke des Herzogs von Parma, gefangen zu werden: ein großer Verlust für die Belagerten, denen dieser einsichtsvolle und tapfere junge Mann schon so viel wichtige Dienste geleistet hatte. An seiner Stelle ward der Haupt-

mann Prop nach Seeland gesandt, und seine Vorstellungen bewirkten, daß die zu Middelburg versammelten Staaten den Entsatz der Bundesverwandten Stadt beschlossen. Aber leider ward die Ausführung dieses Beschlusses, unter dem Vorwande, daß alle Schiffsbefehlshaber das Unternehmen für unausführbar erklärten, von einer Zeit zur andern verschoben, bis der Winter verstrichen war.

Je mehr Unthätigkeit in Abwendung des gedroheten Verderbens von Antwerpen die Niederländer zeigten, desto thätiger war der Herzog von Parma es zu beschleunigen und unvermeidlich zu machen. So lange es die Jahreszeit verstattete, ließ er an Vollendung der Brücke und der aufgeführten Schanzen arbeiten. Oft störten die Antwerper diese Arbeiten durch Angriffe auf die noch nicht vollendete Brücke, wobei sie einst drei bis vier Spanische Schiffe eroberten. Auch gelang es mehreren Proviantflotten aus Seeland, durch die Brücke, welche noch nicht geschlossen war, nach Antwerpen zu segeln (9. Oktob., 16. Novemb., 25. Decemb.), deren Ladungen unter großen Streitigkeiten zwischen dem Rath, den Bürgerhauptleuten und den Vorstehern der Zünfte, welche sich alle gern das Ansehn von Wichtigkeit gaben, in die Stadt geschafft wurden. Noch öfter würden Proviantschiffe nach Antwerpen gekommen seyn, da aber manche auf ihrer Fahrt dahin vom Feinde genommen wurden: so erging in Seeland der Befehl, daß nicht mehr einzelne Schiffe, sondern immer nur ganze Flotten abfahren sollten, um

sich gemeinschaftlich wider die feindlichen Geschwader vertheidigen zu können. Dadurch ging manche günstige Gelegenheit für einzelne Schiffe verloren, und war denn endlich eine hinreichende Anzahl beisammen, so hielten Stürme oder andere ungünstige Umstände sie zurück.

Um die Aufmerksamkeit der Spanier zu theilen und von Antwerpen ab auf einen andern Punkt zu ziehen, machte Graf Hohenlohe, mit Genehmigung der Generalstaaten, im Anfange des Jahrs (1585.), einen Versuch die Stadt Herzogenbusch zu überfallen. Der tapfere Hauptmann Julian von Kleerhage erhielt den Auftrag, mit 60 auserlesenen Soldaten den Angriff zu machen. Hohenlohe an der Spitze eines beträchtlichen Corps stand zu seiner Unterstützung bereit. Der Hauptmann mit seinen Leuten drang glücklich in die Stadt (20. Januar), und der Anschlag schien schon gelungen, als ein unerwarteter Umstand plötzlich alles verdarb. Ein feindlicher Reiterhaufen, der Tags zuvor als Eskorte einiger reisenden Kaufleute in die Stadt gekommen war, und jetzt eben im Begriff stand wieder aufzusitzen und auszurücken, schreckt die mit Kleerhage eingedrungenen Kriegsleute. Sie glauben sich verrathen und die Feinde zu ihrem Empfange bereit. Dadurch entsteht Aufenthalt. Die Besatzung greift zu den Waffen. Ein schneller Rückzug ist das einzige Rettungsmittel. Man ergreift ihn durch das Thor und über den Wall. Viele verlieren das Leben. Kleerhage selbst, der bis auf den letzten Mann gefochten hat, springt von einem Thurm in den Graben, und rettet sich durch

die Flucht. So endete dieser Versuch, der übrigens auf das Schicksal Antwerpens keinen Einfluß hatte.

Der strenge Winterfrost hatte die Arbeiten der Spanier an der Brücke unterbrochen, und den Strom mit Eis bedeckt. Sie mußten sich jetzt begnügen, für die Sicherheit derselben zu wachen. Eine große Gefahr drohete ihr, als beim Aufthauen sich das Eis in großen Massen zusammenschob. Glücklicherweise senkten sie sich größtentheils gegen das Pfahlwerk, dessen Stärke und Festigkeit ihnen widerstanden. Hätte sie der Zug des Stroms gegen die Mitte getrieben, so würden sie gewiß die schon zum Theil aufgestellten Brückenschiffe zerstreut oder zermalmt haben. Mit dem Eintritt der gelinderen Witterung, als weniger vom Frost zu besorgen war, kehrten die Belagernden zum Bau der Brücke zurück, um die letzte Hand an das Werk zu legen.

Zwischen beiden Kastellen am Ende des Pfahlwerks war noch ein Raum von 1250 Fuß offen. Zur Ausfüllung desselben wurden 32 Plaiten oder platte Fahrzeuge, jedes von funfzig Fuß Breite, quer über den Strom gestellt. Sie wurden durch starke eiserne Ketten und Kabeltaue mit einander verbunden, und jeder war mit zwei Ankern am Vorder= und Hintertheil befestiget. Ueber diese Schiffe hin ward die Brücke eben so geführt wie über das Pfahlwerk, und mit einer Blendung von Holzwerk versehen, so daß das Werk eher das Ansehn einer schwimmenden Verschanzung als einer Brücke hatte. Zur Vertheidigung derselben ward jedes Schiff mit vier Matrosen, 30 Soldaten und

zwei Stück Geschütz besetzt. Ueberhaupt droheten dem Feinde zwei und neunzig Feuerschlünde von jeder Größe, von der Brücke und aus den beiden Brückenköpfen, entgegen. Eine Flotte von Kriegsschiffen lag zur Beschützung der Brücke bereit, und beide Ufer des Stroms waren mit Forts und Schanzen bedeckt. Außerdem war zu ihrer Sicherheit wider die Angriffe der Feinde ein schwimmendes Werk von Barocci's Erfindung ober- und unterhalb derselben angelegt. Zusammengesetzt aus drei und dreißig kleinen platten, mit Ballast angefüllten Fahrzeugen und einer großen Anzahl leerer Tonnen und durch starke Balken und Mastbäume verbunden, nahmen diese Werke auf dem Strome eine Breite von 1252 Fuß ein, und streckten dem Feinde eine dichte Reihe starker, mit eisernen Spitzen versehener Sturmpfähle entgegen. Man nannte sie die Schwimmer, weil sie in steter Bewegung waren, denn die Fahrzeuge, woraus sie bestanden, hingen an doppelten aber schlaffen Ankertauen, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können. Wagte es eine feindliche Flotte sich der Brücke nähern zu wollen, so ward sie von diesen Floßartigen Außenwerken aufgehalten, und ehe es ihr gelingen konnte sich davon loszumachen, hatten die Kanonen von den Brücken- und Kriegsschiffen, von den Kastellen und Uferbatterien Zeit, sie zurück zu treiben oder zu zerschmettern und in den Grund zu bohren.

Nach einer sechsmonatlichen Arbeit und einem ungeheuern Aufwande an Geld und Kräften, stand endlich das ganze wunderbare Werk vollendet da, als ein

Denkmal des unvergänglichen Ruhms seines Schöpfers. Der Tag, an welchem die Brücke sammt dem Schutzwerke vollendet waren (28. Febr.), ward von den Belagernden wie ein erfochtener Sieg mit militärischem Pompe gefeiert. Sie rückten in kriegerischem Gepränge vor das Lager heraus, besetzten Brücke, Schiffe, Ufer und Forts, und riefen unter dem Donner des Geschützes ihrem Feldherrn ein Lebehoch! Der letztere selbst warf sich auf seine Knie, dankte den höheren Mächten für die Beförderung des Werks, und empfahl es ihrem Schutze.

Der Ruf von diesem Wunder verbreitete sich schnell nach allen Gegenden, und von nahen und fernen Orten strömten Neugierige in großer Zahl herbei, und betrachteten es mit Erstaunen. Der Aberglaube des Zeitalters, der sich nicht überzeugen konnte, daß es allein durch Anwendung natürlicher Kräfte in so kurzer Zeit entstanden sey, wähnte, daß der Teufel dabei mitgewirkt und dem Spanischen Feldherrn Schmiede und Werkzeuge dazu aus der Hölle gesandt habe. Ein Kundschafter aus Antwerpen, von St. Aldegonden abgeschickt, um sich von der Vollendung der Brücke, wovon einige Flüchtlinge, welche sich durch die Spanischen Posten geschlichen hatten, die erste Nachricht in die Stadt brachten, zu überzeugen, ward im Lager ergriffen und erkannt. Der Herzog befahl, ihn durch das ganze Lager und auf der Brücke umher zu führen, und ihm die Anlage derselben und die Anzahl der Schiffe und Kanonen sammt allen Forts zu zeigen. Als dieses

geschehen war, ließ er den Zitternden, welcher nichts als den augenblicklichen Tod erwartete, vor sich kommen, und sagte zu ihm: „Du bist frei! kehre jetzt zu denen zurück, die dich hieher sandten, berichte was du sahest, und sage ihnen, Alexander Farnese werde nicht ablassen von der Belagerung bis er entweder unter den Ruinen jener Brücke sein Grab gefunden, oder sich durch sie einen Eingang in die Stadt gebahnt habe!“

Ueber alle Beschreibung groß war die Bestürzung, welche die Bestätigung der Nachricht, daß die Brücke vollendet sey, in Antwerpen verbreitete. Selbst die Klügsten hatten die Möglichkeit bezweifelt, den breiten gewaltigen Strom durch eine Brücke zu fesseln und zu verschließen. Jetzt ward der Stadt die Straße nach Seeland versperrt, von wo her sie allein Unterstützung an Proviant erwarten konnte, und eine düstere Ahnung ihres Schicksals erzeugte eine allgemeine Niedergeschlagenheit. Bald vermehrte die Besorgnisse eine andere unglückliche Begebenheit, — der Verlust von Brüssel.

Diese volkreiche und einst so blühende Stadt war, durch die Spanische Blokade seit dem Heumonat des vergangenen Jahrs, in einen bedauernswerthen Zustand versetzt und zu einem Sitz der Zerrüttung und des äußersten Mangels geworden. Um die Consumtion zu mindern, ward ein Theil der ärmern Einwohner aus der Stadt geschafft, aber die Spanier ließen diese Unglücklichen entweder nicht durch, oder hingen die Männer auf und sandten die Weiber mit abgeschnittenen Röcken in die Stadt zurück. Der Hunger erzeugte die

gräßlichsten Scenen. Die Mutter einer zahlreichen Familie, aller Mittel beraubt sich und diese zu ernähren, vergiftete erst ihre Kinder und dann sich selbst, um den Qualen des Hungertodes zu entgehen.

Die Stadt war ihrem traurigen Schicksal überlassen. Keine Hülfe war zu hoffen, denn Frankreich verweigerte sie und Holland beschäftigte die Vertheidigung des Nordens der Niederlande, wo die Spanischen Waffen ebenfalls thätig waren. In dieser Noth ward endlich beschlossen, mit den Feinden in Unterhandlung zu treten, und der Ritter Tempel, Befehlshaber der Besatzung, sowohl als der Rath sandten in dieser Absicht Deputirte in das Lager bei Beveeren. Hier ward am 10. März (1585.) eine Kapitulation abgeschlossen, nach deren Inhalt sich Brüssel den Spaniern ergab und die Besatznng freien Abzug erhielt. Den nichtkatholischen Einwohnern ward noch ein zweijähriger Aufenthalt in der Stadt verstattet, um sich während desselben zu bedenken, ob sie dem Protestantismus entsagen oder auswandern wollten. Den Tag nach der Uebergabe Brüssels hatte sich Graf Hohenlohe mit einem Convoi von Lebensmitteln und andern Vorräthen, von Bergen op Zoom aus dahin in Marsch gesetzt. Als er aber unterwegs den Fall der Stadt erfuhr, brachte er seine Vorräthe nach dem ebenfalls blokirten Mecheln, welches dadurch in den Stand gesetzt ward, sich noch vier Monat länger zu halten.

Dem Verlust von Brüssel folgte unmittelbar der von Nimwegen und Dösburg (15. 30. März). Beide

Städte unterwarfen sich dem Könige freiwillig, auf Veranstaltung ihrer katholischen Einwohner. Der unternehmende Tassis, welcher in den Gegenden der Yssel den Meister spielte, verwüstete die Velau, eroberte die beiden Schlösser Hakfoort und Nieuwbeek und ließ die Besatzung des erstern bis auf den letzten Mann niederhauen, den Befehlshaber des letztern aber aufhängen. Er unternahm darauf einen Streifzug durch Gooiland, plünderte, machte Gefangene, erpreßte über 100000 Gulden Kontribution, eroberte mehrere Schlösser, und bedrohete sogar die Grenzen der Provinz Holland, welche dadurch genöthigt ward, für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, und um so weniger für die Rettung Antwerpens thun konnte.

Hier hatten die schnell auf einander folgenden Nachrichten von so vielfachen Verlusten und Unfällen zwar einen lebhaften Eindruck auf die Gemüther gemacht, aber den Muth der Einwohner nicht niedergeschlagen. Die wachsende Gefahr schien sie nur kühner und entschlossener zu machen, und man hörte nur Eine Stimme, die, welche eine fortgesetzte und entschlossene Vertheidigung wider die Angriffe des Feindes forderte. Sollte die Tyrannei ihren Fuß von neuem in eine Stadt setzen, welche die erste im Bunde der Freiheit und so lange der Sitz der großen Nationalrepräsentation gewesen war? Diesen geheiligten Boden durfte kein Sclave des Despotismus betreten, so lange noch ein Bürger lebte, ihn mit seinem Blute zu vertheidigen. So dachten und sprachen die Bewohner Antwerpens, und

überzeugt, daß die Erhaltung ihrer Stadt allein von der Zerstörung der Brücke abhange, sannen alle Patrioten auf Mittel diese zu bewirken.

Unter denen, welche deshalb Vorschläge thaten, trat auch Friedrich Gianibelli auf, derselbe, der beim Anfange der Blokade einen Plan zur Verproviantirung der Stadt entworfen hatte. Dieser außerordentliche Mann war aus Mantua gebürtig, hatte anfangs als Kriegsbaumeister in Italien gedient und war von dort nach Spanien gegangen, wo er dem Könige seine Dienste in den Niederlanden anbot. Man machte ihm Hoffnung, seinen Wunsch zu erfüllen, aber seine Anstellung verzog sich von einer Zeit zur andern, bis er endlich voll Unwillen ein Land verließ, wo man seinen Talenten so wenig Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Vor seiner Abreise soll ihm die Drohung entfahren seyn: die Spanier sollten einst mit Thränen den Namen des verachteten Mannes hören. Er ließ sich hierauf zu Antwerpen nieder, wo er sich verheirathete und allgemeine Achtung genoß, weil er als ein treffliches Kunstgenie, vorzüglich als ein guter Physiker und Feuerwerker bekannt war. Besonders schätzte ihn die Königin Elisabeth von England, von der er auch ein Jahrgehalt empfing.

Das Mittel, welches er zur Bewirkung des Untergangs der Brücke vorschlug, war eben so groß und genialisch, als jenes wunderbare Werk selbst. Durch Brander und Minenschiffe, welche er zurüsten wollte, sollte die Zerstörung geschehen. Er forderte zu diesem

Zwecke die drei großen zu Antwerpen liegenden Schiffe den Löwen von 500, die goldne Post von 350, und Oranien von 150 Tonnen, und außerdem 60 kleinere Fahrzeuge mit platten Böden. Jene sollten als Minenschiffe, diese als Brander zugerüstet und dann die ganze Flotte, durch Ketten, Taue und Mastbäume mit einander verbunden, gegen die Brücke herabgesandt werden. Welche Wirkungen wären durch die Ausführung dieses Plans in seinem ganzen Umfange zu erwarten gewesen, wenn man sie nach dem berechnet, was in der Folge wirklich geschah! Aber der Plan des Künstlers war zu neu und kolossal, als daß er den Beifall derer, welchen er ihn vortrug, hätte gewinnen können. Diese gemeinen Köpfe waren für keine großen Ideen empfänglich, sie begriffen Gianibelli nicht, und mißtraueten deshalb seinen Kräften. Dabei sträubte sich ihr Krämergeist gegen den Kostenaufwand für eine Sache, deren Erfolg und Nutzen ihnen so problematisch schien. Man bewilligte dem Künstler endlich zwei Schiffe, die Hoffnung von 80 und das Glück von 70 Tonnen nebst 13 flachen Fahrzeugen. So wenig entsprechend seinen Erwartungen auch dieser Erfolg seines Vorschlags war, mußte er sich doch damit begnügen, und durch sein Genie den Mangel an Hülfsmitteln ersetzen.

Er ging sogleich an die Verderben drohende Arbeit, und während er die Ausrüstung seiner Feuerflotte mit unermüdetem Eifer betrieb, wurden auch in Seeland lebhafte Anstalten zum Entsatz von Antwerpen getroffen. Die Holländer und Seeländer hatten endlich zu

spät eingesehen, daß sie die günstigste Gelegenheit, die Vollendung der Brücke zu hindern, versäumt, und an eine fruchtlose Belagerung von Zütphen die kostbare Zeit verschwendet hatten. Jetzt bestimmte sie dringende Noth zu schleuniger Unterstützung ihrer Bundesgenossen, und die zu Mittelburg versammelten Staaten ertheilten dem Grafen Hohenlohe und dem Admiral Justin von Nassau Befehl, dem bedrängten Antwerpen zu Hülfe zu eilen. Die Feldherren beschlossen einen Angriff auf das Fort Lieffenshök, um sich durch dessen Wiedereroberung den Weg zur Zerstörung der Brücke zu bahnen. Mit einer Flotte von großen und kleineren Fahrzeugen erschienen sie so plötzlich vor Lieffenshök, daß die überraschte Besatzung kaum Zeit hatte, ihr grobes Geschütz abzufeuern. Das Fort ward beim ersten Anfall erstiegen (3. April), und alles darin niedergehauen, was sich nicht mit der Flucht retten konnte. Eben so leicht bemächtigten sie sich auch der Schanzen Antonihök, Terventa, Torta und der ganzen Insel Doel. Der Herzog von Parma war so aufgebracht über den Verlust dieser Plätze, daß er die Befehlshaber derselben, wegen ihrer schlechten Vertheidigung, im Angesichte des ganzen Heers enthaupten ließ. Um die Folgen davon minder nachtheilig zu machen, ließ er in größter Eil durch die Teutschen einige neue Schanzen zur Sicherung der Brücke aufführen.

Die Niederländischen Befehlshaber begingen einen großen Fehler, daß sie nicht, nach Aldegonde's Rath, unmittelbar nach Eroberung der Forts bis an das

äußerste Ende des Dammes von Calloo vordrangen, und sich dort, nach Durchstechung desselben, verschanzten; denn von diesem Winkel her konnte die Brücke am leichtesten mit dem schweren Geschütz bestrichen werden. Indeß hatten sie doch durch die gemachten Fortschritte die freie Schifffahrt vom Meere bis zur Brücke wieder hergestellt. Alles kam jetzt auf den Erfolg des Kunstwerks an, woran Gianibelli mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete. Es war seiner Vollendung nahe, und die Seeländischen Befehlshaber trafen mit den Antwerper Bundesgenossen die Verabredung, daß in dem Augenblick, wo die Minenschiffe die Brücke gesprengt haben würden, sich die Seeländischen und Antwerpischen Flotten von beiden Seiten derselben nähern, ihren Ruin vollenden und die Durchfahrt einer Proviantflotte nach Antwerpen bewirken sollten. Um das Schutzwerk vor der Brücke auf der Antwerpischen Seite zu zerstören, damit es die Brandflotte nicht aufhalten könne, ward zu Antwerpen eine Anzahl leichter Boote zugerüstet, welche unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels, mit großen unter dem Wasser verborgenen Haken und Sensen, die Ankertaue des Flosses zerschneiden und die Balken, welche es zusammenhielten, davon trennen, und gegen die Brücke treiben lassen sollten. Aber die Feinde erhielten durch ihre Spione in der Stadt von diesem Anschlage Nachricht, und Barocci ließ die Anker mit Ketten statt der Taue befestigen und die ganze Nacht hindurch auf den Ufern große Feuer unterhalten, wodurch das Vorhaben der Belagerten vereitelt ward.

Gianibelli hatte endlich sein außerordentliches Kunstwerk vollendet. Nie hatte man zuvor von etwas Aehnlichem gehört, und je mehr die meisten einen glücklichen Erfolg der versprochenen Wirkung desselben bezweifelten, mit desto gespannterer Erwartung sah man demselben entgegen. Der Künstler hatte beide größeren Schiffe, das Glück und die Hoffnung, als Minenschiffe, und 32 platte Fahrzeuge als Brander ausgerüstet. Jene waren mit einem Kasten aus Ziegelsteinen, inwendig drei Fuß breit und hoch und sechzig Fuß lang, versehen. Er war oben sechs Fuß hoch mit Leichensteinen, Mühl- und andern großen Steinen in Form eines Daches übermauert, damit die Explosion sich mehr seitwärts verbreiten sollte. Diese Steinkasten bildeten die Mine. Die des größeren Schiffes war mit 7500 und jene des kleineren mit 6000 Pfund des feinsten Schießpulvers geladen, und unter dem Dache lagen große Lasten von eisernen und steinernen Kugeln, Nägeln, Ketten, Klammern und andern verderblichen Dingen. In einigen offenen Löchern des verschlossenen Kastens waren Lunten zum Zünden des Pulvers niedergelegt. Der noch übrige Raum im Schiffe zwischen dem Borde und den Seitenwänden des Minenkastens war mit Balken, durch eiserne Bolzen verbunden, mit einem Mauerwerk von Quadersteinen angefüllt, und das Ganze mit starken Balken und Dielen bedeckt, um dem Schiffe das Ansehn eines gewöhnlichen Branders zu geben. Diese Täuschung zu vollenden, ward beim Gebrauch auf dem Dache der Mine ein Feuer angezün-

det, welches eine ganze Stunde brennen konnte. Zum Anzünden der Mine war ein Uhrwerk angebracht, dessen Mechanismus von der Art war, daß es gerade nur die erforderliche Zeit lief, dann aber, vermittelst eines losschlagenden Musketenschlosses, das Leitfeuer zündete. Die 32 platten Fahrzeuge waren mit Brennstoffen, und einige kleinere mit Büchsenpulver angefüllt. Die beiden großen Vulkane waren es eigentlich, von denen die Zerstörung der Brücke erwartet ward, die übrigen Fahrzeuge sollten dazu dienen, theils die gefährliche Kriegslist zu verbergen, theils die Aufmerksamkeit der Feinde zu beschäftigen und den Minenschiffen den Weg über das Schutzwerk vor der Brücke zu bahnen. Der 4. April ward zur Ausführung des Unternehmens bestimmt, und die Anführer der bei Lillo liegenden verbündeten Flotte wurden davon benachrichtiget, um sich zum Angriff bereit zu halten.

Der entscheidende Tag ist da. Alle Anstalten sind getroffen, alles ist zur Ausführung fertig. Zwischen Hoffnung und bangen Besorgnissen getheilt, erwartet Antwerpen die Entscheidung seines Schicksals. Dem Antwerpischen Admiral Jakob Jakobson war aufgegeben, das Auslaufen der Feuerflotte zu veranstalten und zu leiten, und ein Kriegsgeschwader lag in Bereitschaft, die Zerstörung der Brücke zu vollenden, und über den Ruinen derselben den Seeländischen Bundesgenossen die Hand zu reichen.

Der Abend bricht an. Das dumpfe Schweigen der Erwartung ruht über Antwerpen. Aldegonde und

Gianibelli begeben sich auf den Damm bei der Bauerschanze, den Erfolg abzuwarten. Die Brander werden angezündet, und die Feuer auf den Dächern der beiden Minenschiffe lodern auf. Das Geschwader, an welches so große Hoffnungen geknüpft sind, tritt seine Fahrt an. Voran schwimmen einzeln die kleinern Fahrzeuge, dann folgen die 32 Brander in Gruppen von acht und acht mit Ketten zusammengefügt. Den Beschluß machen die beiden Minenschiffe. Gleich anfangs entstand eine Art von Verwirrung, denn der Admiral Jakob beging den Fehler, — vielleicht vorsätzlich aus Haß oder Neid gegen den Künstler — daß er bei der Abfahrt die Brander und Minenschiffe zu schnell auf einander folgen ließ. Matrosen in kleinen Nachen leiteten an Tauen die Schiffe. Die ganze Flotte schwamm an der Küste hin dem Strom entlang, und tausend Wünsche folgten ihrer Fahrt.

Die Belagernden hatten früher schon durch ihre Kundschafter Nachricht erhalten, daß man in Antwerpen mit einem gefährlichen Anschlage gegen die Brücke umgehe, von der eigentlichen Beschaffenheit desselben aber waren sie nicht unterrichtet. Indeß wurden Maßregeln gegen jeden möglichen Versuch getroffen, und die Wachen in den Forts, auf den Dämmen und auf der Brücke vermehrt. So vorbereitet erwartet man ruhig die Unternehmungen des Feindes. Auf einmal erblicken die ausgestellten Posten während der Nacht oberhalb auf dem Strome ein brennendes Fahrzeug, dann noch eins und endlich eine ganze im Feuer ste-

hende Flotte. Sie rufen ins Gewehr, und nach wenigen Augenblicken ist das ganze Lager in Bewegung. Jede Fahne eilt auf ihren Allarmplatz. Die ganze Brücke von einem Ende bis zum andern, die Dämme, Batterien und Uferschanzen und die Brückenschiffe werden mit Soldaten besetzt. Mit brennenden Lunten, in gespannter Erwartung stehen sie zum Kampfe bereit, und harren der Entwickelung der räthselhaften Erscheinung entgegen. Alexander selbst war zugegen und ertheilte die nöthigen Befehle. Näher und näher schwamm die brennende Flotte. Ihr Anblick gewährte ein herrliches Schauspiel in der schönen milden Frühlingsnacht. Es war die schönste nächtliche Erleuchtung, die man sehen kann. Nicht die Brandstoffe in den Schiffen, sondern diese selbst schienen in Flammen zu stehen. Der Strom glich einem Feuermeer, die Ufer glänzten, die Gegenstände traten aus dem nächtlichen Dunkel hervor, ein magischer Schattentag ging über der umliegenden Gegend auf, und die Waffen der Soldaten funkelten im Wiederschein der brennenden Flotte. Die letztere hatte sich der Brücke bis auf zweitausend Schritte genähert. Jetzt lenkten die Bootsleute die Schiffe nach der Mitte des Stroms, zündeten die Lunten auf den Minenschiffen an, kappten ihre Taue und ruderten dann eilend davon, um den Erfolg in der Ferne abzuwarten. Die zu früh sich selbst und der Willkühr des Stroms überlassenen Schiffe, nahmen nicht alle denselben Lauf und kamen bald in Unordnung. Mehrere von den Brandern geriethen auf Untiefen, oder ver-

brannten ohne Schaden zu thun. Selbst das kleinere der beiden Minenschiffe ward an das Ufer geworfen, bekam einen Leck und sank in den Grund. Von den kleineren Feuerschiffen verwickelten sich verschiedene in den Sturmpfählen der Schwimmer. Schon verminderte sich die Anzahl der Brander, die Feuer erloschen nach und nach, alle Gefahr schien vorüber, und die Soldaten scherzten und ergossen sich in Spöttereien über den Feind, der so große Anstalten um nichts gemacht habe, — als plötzlich das zweite größere Minenschiff, die Hoffnung, von der Flandrischen Küste herüber sich gegen das Schutzwerk vor der Brücke senkte. Mit gewaltiger Kraft drang es auf die Sturmpfähle, zersprengte das Werk, und näherte sich drohend der Brücke, da wo auf der Flandrischen Seite die Steckada in dem hölzernen Kastell sich endete. Die Soldaten erhoben ein Geschrei, alle Gemüther wurden mit Besorgniß erfüllt, und der Herzog, welcher das Geräusch vernahm, eilte mit Roubair, Billi, del Vasto und Gajetano nach dem bedroheten hölzernen Kastell, und befahl den Spanischen Matrosen, den Brander von der Brücke abzulenken. In diesem Getümmel nähert sich ihm plötzlich mit ängstlicher Eile ein Spanischer Fähnrich von seiner Leibwacht, der vielleicht von dem berühmten Feuerkünstler Gianibelli und dessen Drohung gegen seine Landsleute gehört hatte, und bestürmt den Fürsten mit dringenden Bitten, die Brücke eilend zu verlassen, weil hier sicher eine große Gefahr drohe. Der Feldherr, keine Furcht kennend, sieht ihn voll Ver-

wunderung an und bleibt. Aber sein Warner hört nicht auf ihn zu bitten, wirft sich vor ihm nieder und beschwört ihn: nur diesmal ihn zu folgen! ergreift sein Gewand und zieht ihn sanft hinweg. Der Herzog gibt endlich nach, und verläßt mit del Vasto und Gajetano das Kastell, Villi und Roubair aber bleiben zurück. Kaum hat er die Brücke zurückgelegt und den ersten Schritt in das Fort Santa Maria gethan, da stößt das Minenschiff an die Brücke und fliegt mit einem entsetzlichen zermalmenden Knall auf, als stürzten Himmel und Erde zusammen. Der mächtige Strom wird bis auf den Grund aufgewühlt, und tritt zürnend über seine Ufer heraus. Zwei Meilen in der Runde wird die Erde, wie in einem Erdbeben gerüttelt, und die furchtbaren Eingeweide des Vulkans, vermischt mit Balken und Trümmern der Brücke, mit Geschütz, Gewehren, Matrosen, Soldaten und den Trümmern des Minenschiffs, von welchem sich nie eine Spur wiederfand, werden hoch in die Luft geschleudert. Der Herzog mit seinen Begleitern stürzten bewußtlos zu Boden. Ein Pfahl verwundete ihn an der Schulter, und del Vasto und Gajetano erhielten ebenfalls Verletzungen; indeß erwachte er bald wieder aus seiner Betäubung und eilte, ohne noch zu wissen was vorgefallen war, mit gezogenem Degen nach der Brücke.

Welch ein entsetzliches Schauspiel bot sich ihm hier dar! Der Strom schäumte und rauschte in furchtbaren Strudeln, mit Trümmern, todten Leichnamen und

Verwundeten bedeckt. Ein dumpfes Gewimmer der Unglücklichen, welche hülflos zwischen Pfählen und Balken hingen, oder unter den Trümmern des Pfahlwerks vergraben lagen, drang herzzerschneidend in sein Ohr. Das Kastell, wo er selbst noch erst gestanden hatte, mit allen darin gewesenen Officieren, Soldaten und Kanonen war verschwundeu, ein Theil des daran stoßenden Pfahlwerks vernichtet, und sechs Schiffe mit ihrer sämmtlichen Mannschaft hatte der Abgrund verschlungen. So über alle Beschreibung schrecklich war die Verwüstung der Explosion. Nie hatte man seit Erfindnng des Pulvers von ähnlichen Wirkungen desselben gehört. Die Schelde war über zweitausend Schritte über ihre Ufer getreten, und das Fort Calloo dergestalt überschwemmt, daß die Soldaten bis an das Knie im Wasser standen; selbst im Fort Maria stand es über zwei Fuß hoch. Die stärksten Grabsteine waren bis auf tausend Fuß weit über das Ufer geschleudert, und man fand sie zum Theil vier Fuß tief in die Erde versunken.

Ueber 800 Soldaten und Matrosen hatten auf eine eben so mannigfaltige als gräßliche Art das Leben verloren. Ein Theil ward durch den infernalischen Dampf des Vulkans erstickt, oder durch die heftige Erschütterung getödtet; andere ertranken oder verbrannten in dem kochenden Strome, wurden von den umherfliegenden Steinen und Balken zermalmt, oder mit solcher Heftigkeit einer wider den andern geworfen, daß sie sich gegenseitig zerschmetterten. Der Mar-

quis von Roubaix und Billi, zwei Niederländer, wovon jener anfangs die Partei der Staaten gehalten hatte und dieser seit Anfange der Revolution ihr unversöhnlicher Feind gewesen war, Torci, Sigura und zwei und zwanzig andere Befehlshaber waren ein Raub des Todes geworden. Roubaix Leichnam hing an einem Schiffsseile; Billi's vermoderter Körper ward erst einige Monate darauf, nach Abtragung der Brücke, unter einem Balken gefunden und an einer goldnen Kette, die er gewöhnlich zu tragen pflegte, erkannt.

Manches von den dem Tode geweiheten Opfern ward wunderbar erhalten. Den Marquis von Brüssel warf die Explosion unbeschädigt aus einem Schiffe in das andere. Der Hauptmann Tucci ward am Fort Santa Maria in voller Rüstung in die Luft gehoben, einige Minuten gleich einer Feder umhergewirbelt und dann in den Strom geworfen, wo er sich des Panzers entledigte und durch Schwimmen an das jenseitige Ufer rettete. Einen jungen Menschen von des Herzogs Leibwache ergriff auf der Brücke, nahe an der Flandrischen Küste, ein Wirbel, und schleuderte ihn über den ganzen Strom auf das Brabantische Ufer, ohne daß er eine andere Beschädigung als eine kleine Verletzung an der Schulter beim Herabfallen erhielt.

Man fürchtete anfangs, auch der Herzog sey durch die Explosion getödtet, weil er nur wenige Minuten vor derselben noch auf der Brücke gesehen worden war. Mondragone, Karl Mansfeld und Capisucci eilten da=

her ihn aufzusuchen, und fanden ihn zu ihrer Freude noch lebend. Er war der Brücke zugeeilt und stand hier die schreckliche Zerstörung überblickend, und den Schmerz der erhaltenen Verletzung über den weit größeren seiner verlornen Hoffnungen vergessend. Welche Empfindungen durchdrangen in diesem Augenblick den großen Mann! Die Brücke, das mühsame Werk überspannter Anstrengungen ist durchbrochen, zwei seiner besten Feldherren und eine zahlreiche treffliche Mannschaft sind getödtet; allgemeine Verwirrung herrscht im Heere, das Entsetzen hat alle Kräfte gelähmt; die Pulvervorräthe sind durch die Ueberschwemmung unbrauchbar gemacht und die Lunten feucht. Alles ist verloren, wenn die feindlichen Flotten von Antwerpen und aus Seeland erscheinen, und mit jedem Augenblick muß man ihrer Ankunft entgegensehen. Wie ein großes schauderhaftes Gemälde stand die ganze gräßliche Scene mit allen ihren schrecklichen Folgen vor seiner Seele. Aber nur einen Augenblick überließ er sich dem Schmerze und der Trostlosigkeit. Einen Helden wie Parma kann das Unglück wohl erschüttern, aber nicht zu Boden schlagen; und wo die gemeinere Natur unter fruchtlosen Klagen duldet, oder im Sturm der Verzweiflung untergeht, da schaft sich ein solcher Geist die Mittel, den Schlägen des feindseligen Geschickes kraftvoll entgegen zu wirken. Kaum hat er sich von der ersten Betäubung erholt, so befiehlt er Georg Basta, der auf das Krachen des auffliegenden Vulkans mit einigen Reitergeschwadern her-

beigeeilt war, die Brücke, die Schanzen und alle Posten am Ufer zu bereiten, die Ordnung wieder herzustellen und Kundschaft einzuziehen, ob der Feind Bewegungen mache. Er läßt die Verwundeten, diese Gegenstände des Schreckens, hinwegschaffen, spricht den niedergeschlagenen Kriegsleuten Muth und Trost ein, und da noch immer kein Feind erscheint beschließt er, ungesäumt die beschädigte Brücke wieder herzustellen. Sogleich wird Hand an das Werk gelegt. Er selbst, der Feldherr und alle seine Officiere unterziehen sich der Arbeit, und willig folgen ihrem Beispiel Soldaten und Matrosen. Unter einem furchtbaren Geräusch von Trommeln und Trompeten, um das Getöse der Arbeitenden zu übertönen, werden die Trümmer fortgeschaft, und noch in derselben Nacht wird die Oeffnung in der Brücke durch Pfahlwerk, aufgefischte Balken und einige in der Eile herbeigeschafte Fahrzeuge wieder verschlossen. Freilich war diese ganze Arbeit mehr auf eine Täuschung als auf eine wirkliche Wiederherstellung der Brücke berechnet, denn diese in einer so kurzen Frist zu bewirken, war eine Unmöglichkeit; aber die feindlichen Kundschafter konnten doch dadurch betrogen werden. Um das Blendwerk zu vollenden, ward die ganze Brücke mit Soldaten besetzt. Als der Tag anbrach, und immer noch kein feindliches Segel erschien, war der Herzog schon halb getröstet. Alles kehrte nach und nach in die alte Ordnung zurück, und man fing an mit Ernst an einer dauerhafteren Wiederherstellung der Brücke zu arbeiten.

Ein teutsches Regiment, welches der Feldherr nach dem Verlust von Lieftenshök aus Geldern herbeigerufen hatte, traf gerade jetzt zur gelegensten Zeit im Lager ein, ersetzte den durch die Explosion veranlaßten Abgang an Mannschaft und vermehrte die Zahl der Arbeiter.

Je außerordentlicher die Wirkungen von Gianibelli's Höllenmaschine waren, desto mehr Erstaunen erregt die gänzliche Unthätigkeit der Belagerten und ihrer Bundesgenossen. Auch nicht der kleinste Versuch ward von ihnen gemacht, die so günstigen Folgen derselben zu benutzen. Die Veranlassung zu dieser unbegreiflichen Erscheinung war — eine gänzliche Unwissenheit dessen, was bei der Brücke vorgefallen war. So fabelhaft und unglaublich das scheint, gibt uns doch die Geschichte hinreichende Aufschlüsse über den Zusammenhang dieses räthselhaften Ereignisses.

Als die brennende Flotte von Antwerpen zu ihrer Bestimmung abfuhr, erhielten zugleich einige Galeeren den Auftrag: ihr von fern nachzufolgen, und so bald die Explosion erfolgt und die Brücke gesprengt sey, ein Signal durch Raketen und Feuerpfeile zu geben, sodann durch die geöffnete Brücke zu eilen und die zu Lillo vor Anker liegende Seeländische Flotte ebenfalls davon zu benachrichtigen. Zugleich ward dem Antwerpischen Admiral Jakob befohlen: in dem Augenblick, da die Signale erfolgen würden, die Anker zu lichten und mit seinem Geschwader die Brücke anzugreifen. Aber indeß Aldegonde, Gianibelli und ganz Antwerpen mit Ungeduld harrten, blieb alles ruhig,

keine Signale erfolgten, und endlich kehrten die ausgesandten Galeeren mit der unerwarteten Nachricht zurück, daß die Feuerflotte keine Wirkung gethan habe. Die furchtsamen Bootsleute aber hatten den erhaltenen Befehl nicht befolgt, ob ihnen gleich eine Belohnung von hundert Gulden dafür versprochen worden war; sie blieben in weiter Entfernung, und ruderten ohne die Catastrophe abzuwarten nach der Stadt zurück. Auch den folgenden Tag, wie günstig auch der Wind zuweilen blies, erschien kein Seeländisches Fahrzeug von Lillo her. Der falsche Bericht der Galeeren schien dadurch bestätigt, und man unterließ deshalb von Antwerpen aus jede nähere Untersuchung, ohne zu ahnen, daß das Ausbleiben der Bundesgenossen lediglich eine Folge der eigenen Indolenz war, da jene ohne alle Nachricht blieben. So verloren die Antwerper durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit alle Vortheile jener merkwürdigen Nacht und den günstigsten Moment zu ihrer Rettung, welcher nie wiederkehrte. Gianibelli war in Verzweiflung und schwebte in Gefahr, ein Opfer des wüthenden Volks zu werden; denn auf ihn warf man alle Schuld des Mißlingens, und nannte ihn einen Charlatan, der seine Mitbürger mit glänzenden Versprechungen geäfft, und große Summen unnütz verschwendet habe. Doch schon den dritten Tag nach der Explosion ward der mißhandelte und tiefgekränkte Künstler vollkommen gerechtfertigt. Ein von Lillo abgesandter Bote des Grafen Hohenlohe, welcher während der Nacht ganz nackend unter der Brücke durch-

geschwommen war, brachte die erste Nachricht von den großen Zerstörungen des Minenschiffs nach Antwerpen. Zu spät bedauerte man jetzt, sie nicht besser benutzt zu haben, und Gianibelli erhielt den Auftrag, unverzüglich an einer neuen Höllenmaschine zu arbeiten, aber die Gunst des Glücks war auf immer verscherzt.

Im ersten Eifer und noch voll von Bewunderung über die großen Wirkungen des Vulkans, wollte man dem Künstler die drei zuerst verlangten großen Schiffe und sechszig kleinere Fahrzeuge zur Ausrüstung einer neuen und stärkeren Feuerflotte überlassen; bei kälterer Ueberlegung aber fand man die Sache zu kostbar, und Gianibelli erhielt nur das einzige Schiff Oranien. Dieses rüstete er als Minenschiff aus, und gab ihm eine Ladung von 4000 Pfund Pulver. Um zu verhindern, daß sich der Feind demselben nicht nähern, das Feuer löschen und die Wirkungen des Vulkans hindern könne, behing er das Schiff mit drei und zwanzig Biertonnen, welche mit Steinen und Pulver angefüllt waren und aufflogen, so wie das Pulver sie nach und nach ergriff. Ueberdem wurden noch vier Brander zur Begleitung des Minenschiffs ausgerüstet. Doch als die Arbeit vollendet war, wagte Niemand das Schiff zu besteigen und die Expedition unterblieb. Die Brander wurden in der Folge bei dem Angriff auf den Covensteinschen Damm gebraucht, das Minenschiff aber blieb ganz unbenutzt, und ward nach Eroberung der Stadt von dem Herzog von Parma sehr genau untersucht. Die Unthätigkeit der Belagerten

ließ dem Feldherrn Zeit, den der Brücke zugefügten Schaden vollkommen wieder herzustellen. Um sie gegen ähnliche Unfälle für die Zukunft zu sichern, wurden in der Mitte einige Schiffe beweglich gemacht und so eingerichtet, daß sie aus der Reihe genommen werden konnten, um die ankommenden Brander oder Minenschiffe durchgehen zu lassen; das erste Beispiel eines Durchlasses bei Schiffbrücken, dessen die Geschichte erwähnt. Auf den Rath eines Engländers mußten des Nachts kleine Ruderschiffe, mit Ankern und Haken versehen, oberhalb der Brücke hin und herfahren, um die feindliche Feuerschiffe aufzufangen und mit den Ankern an das Ufer zu befestigen.

Indeß war zwischen den Belagerten und den Seeländischen Bundesgenossen ein neuer Entwurf zur gemeinschaftlichen Rettung der Stadt verabredet worden. Was das Element des Feuers nicht bewirkt hatte, das sollte jetzt durch Hülfe eines andern, des Wassers ausgeführt werden. Der Plan war, Antwerpen auf eine ähnliche Art, wie einst Leiden, zu entsetzen, indem man der Flotte auf dem überschwemmten Lande zur Seite der Schelde einen Weg dahin bahnte, wodurch die Brücke der Spanier umgangen und ganz unnütz ward. Dies konnte entweder auf der Flandrischen oder Brabantischen Seite geschehen, denn beide waren schon durch die Durchstechung der Scheldedämme überschwemmt. Aber auf der ersteren, wo die Flotten auf ihrer Fahrt die Dämme von Klopperen und Calloo nicht vermeiden konnten, boten sich unend-

liche Schwierigkeiten dar. Leichter ausführbar schien das Unternehmen auf der Brabantischen Seite, wo das ganze niedere Land von Lillo bis Antwerpen überschwemmt war, und nur ein bedeutendes Hinderniß, der Covensteinsche Damm, welcher erst durchstochen werden mußte, sich der Fahrt zwischen beiden Orten entgegenbot.

Diesen Damm, der von dem Brabantischen Hochlande ohnweit dem Dorfe Stabrök an, neben der Burg Covestein vorbei in einer Länge von dreitausend Schritten mitten durch die Niederung lief und sich zuletzt an den Scheldedamm lehnte, hatte der Spanische Feldherr gleich beim Anfange der Belagernng nicht nur durch einen Anwurf von Balken, Faschinen und Erde verstärkt, sondern ihn auch durch ein Fort bei Stabrök und ein anderes die heilige Kreuzschanze genannt, an der Stelle seiner Vereinigung mit dem Scheldedamm, wider feindliche Angriffe zu sichern gesucht. Vermittelst dieses und des Scheldedammes und der Brücke hatte das Lager bei Stabrök eine sichere Gemeinschaft mit dem bei Beveren auf der Flandrischen Seite. Die allgemeine Ueberschwemmung schränkte die Belagernden in ihren Bewegungen fast nur allein auf die Dämme ein, welches sehr oft in den Niederlanden der Fall war.

Ohne sich des Covensteinschen Dammes zuvor bemächtigt zu haben, konnten die Niederländer ihren Plan, Antwerpen durch eine Fahrt über das überschwemmte Land zu entsetzen, nicht realisiren, und der Herzog beschloß daher, so bald er von ihrem Vorhaben

Nachricht erhielt, diesen wichtigen Posten noch mehr zu verstärken. Er zieht schleunig eine Anzahl Truppen und Kanonen aus den benachbarten eroberten Städten an sich, übergibt dem Grafen Karl Mansfeld die Aufsicht über die Brücke, und geht nach dem Damme ab, um durch seine Gegenwart die neuen Arbeiten zu beschleunigen. Es wurden neben den alten noch drei neue Schanzen angelegt: die Jakobsschanze, tausend Schritte oberhalb der Kreuzschanze, in gleicher Entfernung von jener die St. Georgen- und endlich die Siegs- oder Pfahlschanze, welche auf Pfählen vor den Damm herausgebaut ward. Diese Werke gewährten in der Ferne den sonderbaren Anblick, daß sie über dem Wasser in der Luft zu schweben schienen, weil die ganze umliegende Gegend und selbst die Oberfläche des Dammes überschwemmt war. Die neuerbauten Schanzen erhielten eine zahlreiche und auserlesene Besatzung und drei der bravsten Officiere, Camillo Delmonte, Michael Benitto und Juan Gamboa, zu Befehlshabern. So vorbereitet erwartete der Herzog die Unternehmungen der Feinde.

Nach der zwischen den Belagerten und den Bundesgenossen getroffenen Verabredung sollte der Damm von Lillo und Antwerpen her zugleich angegriffen und dabei auch ein neuer Versuch zur Zerstörung der Brücke gemacht werden. Die vereinigte Holländisch-Seeländische Flotte, 150 Segel stark, setzte sich zuerst von Lillo aus in Bewegung, und während der Admiral Justin von Nassau mit einem Theile derselben auf der Schelde

umherschwamm und bald die Brücke bald die Ufer des Stroms bedrohete, erschien Hohenlohe mit dem Ueberreste der Flotte vor dem Covensteinschen Damm, und machte zum Schein auf mehreren Punkten desselben Versuche zu einem Angriff. Durch diese Bewegungen ward die Aufmerksamkeit der Spanier überall beschäftiget, und ihre Truppen litten sehr, weil sie stets unter den Waffen seyn mußten.

Plötzlich während einer stürmischen Nacht (Mai 6.—7.), da die Verbündeten die verabredeten Signale von Antwerpen her zu bemerken glauben, schwimmt Hohenlohe mit seinen platten Fahrzeugen, zwischen der Siegs- und Georgenschanze, an den Damm und greift ihn an. Die Spanischen Wachen werden überrascht und flüchten in die nächsten Schanzen, worauf die Niederländer im ersten Anlauf den Damm ersteigen. Mit Ungeduld erwarten sie jetzt die Antwerper Flotte, um die gewonnenen Vortheile behaupten und verfolgen zu können; aber sie erscheint nicht. Die Spanier haben sich indeß von der ersten Bestürzung erholt, von allen Seiten eilen Verstärkungen herbei, und nach einem heftigen Gefecht werden die Seeländer gezwungen, den Damm wieder zu räumen. Sie hatten einen großen Verlust an Mannschaft erlitten, auch einige Schiffe eingebüßt, die von dem feindlichen Geschütz zerschmettert wurden, und führten bei ihrer Rückkehr die bittersten Klagen über das Ausbleiben der Antwerpischen Flotte.

Letzteres war abermals die Folge eines unglücklichen Zufalls, — ein sichtbarer Beweis, wie Meteeren voll

Wehmuth ausruft, von dem Willen des Himmels die Stadt Antwerpen zu züchtigen! — oder vielmehr die Folge einer kraftlosen und indolenten Regierung, die ihren Befehlen keinen Gehorsam zu verschaffen weiß. Das Auslaufen der Antwerpischen Flotte sollte, nach dem getroffenen Uebereinkommen, durch ein Feuerzeichen von dem höchsten Thurme der Stadt signalisirt werden, und das Signal auf ein von Aldegonde in einer Schanze gegebenes Zeichen erfolgen. Derjenige, welchem jenes Geschäft aufgetragen war, übertrug es einem andern, der weder von dem Zusammenhange noch von der Wichtigkeit der Sache unterrichtet war. Durch einen Irrthum hielt er ein entferntes Feuer für Aldegonde's Zeichen, und gab sogleich das verabredete Signal vom Thurme, ehe die Antwerpische Flotte zum Auslaufen bereit war. Daher kam es, daß die Seeländer ohne Unterstützung blieben. Der Herzog von Parma sagt in seinem Bericht an den König: Die Antwerper wären mit Vorsatz zurückgeblieben, um erst den Erfolg des Angriffs ihrer Bundesgenossen abzuwarten. In den Niederländischen Geschichtschreibern wird dieser Beschuldigung nicht gedacht.

Wider Aldegonde's Rath ward bald nach jenem ersten, ein zweiter Angriff des Covensteinschen Dammes zwischen den Antwerpern und den Bundesgenossen verabredet und beschlossen. Die Seeländer verstärkten ihre Flotte, und ersetzten den Abgang an Mannschaft aus den Festungsbesatzungen. Auch der Herzog von Parma versah die Forts auf dem Damme mit mehre-

rem Geschütz, und umgab den ganzen Damm mit Brustwehren und Pfahlwerk, um dem Feinde noch größere Schwierigkeiten bei einem Landungsversuche entgegen zu setzen.

Nicht nur dem Covensteinschen Damme, auch der feindlichen Brücke ward ein neuer Sturm bereitet. Gianibelli's zerstörende Kunst hatte abermals eine Feuerflotte von sechs Minenschiffen und acht Brandern zur Vernichtung der letzteren ausgerüstet. An den Vordertheilen der Minenschiffe waren eiserne Schnaupen und Spieße angebracht, um desto leichter, vermittelst eines heftigen Stoßes, die Brücke zu sprengen, und damit sie sich in ihrer Richtung erhielten und nicht wieder durch Strom und Sturm an das Ufer geworfen würden, hatte man, nach Strada's Versicherung, unter dem Vordertheil jedes Schiffes ein Segel befestiget, welches vom Strome selbst angeschwellt, nicht nur das Fahrzeug schneller forttrieb, sondern auch das Abweichen desselben von seinem Laufe verhinderte. Ein teutscher Arbeiter Gianibelli's soll der Erfinder dieser sonderbaren und räthselhaften Einrichtung gewesen seyn. In der Nacht vom 20. Mai brach die Feuerflotte auf. Vor ihr her den Strom hinab schwammen siebzehn kleine Maschinen oder Flöße, die aus angeborten Fahrzeugen und leeren Tonnen zusammengesetzt waren, und nur einen Fuß aus dem Wasser hervorragten. Vermöge dieser Einrichtung konnten sie nicht von den hervorragenden Spitzen des Schutzwerks vor der Brücke ergriffen werden, und es um so leichter

durchbrechen. Die Spanier, von dem Auslaufen der Brandflotte benachrichtigt, hatten sich zu ihrem Empfange vorbereitet. Die kleinen schnellrudernden Wachtbote waren in der größten Thätigkeit, fingen einen Theil der Brander mit ihren Haken auf und schleppten sie nach dem Ufer, wo sie, ohne Schaden zu thun, sich in ihren eigenen Flammen verzehrten. Eines von den mit Schwertern und Spießen versehenen Schiffen entging den Boten, und zersprengte mit einem Stoße das Schutzwerk. In dem Augenblick trieb ein anderes Schiff mit dem vollen Zuge des Stroms durch die entstandene Oeffnung gegen die Brücke, und obgleich der Durchlaß sogleich geöffnet ward, stieß doch der feindliche Vulkan an das nächste Brückenschiff und vernichtete es. Einige nachfolgende Minenschiffe schwammen ohne Schaden zu thun durch die Brücke, und flogen in weiter Entferunng auf. Dies war das unbedeutende Resultat dieser Expedition, die Brücke ward sogleich wieder hergestellt, und ein paar ähnliche spätere Versuche gegen dieselbe hatten gar keinen Erfolg. Auch wiederholte man sie nur um die Aufmerksamkeit des Feindes zu beschäftigen; ohne eine große Wirkung davon zu hoffen; denn alle Kräfte der Verbündeten waren zur Bestürmung des Covensteinschen Dammes angespannt, wo das Schicksal Antwerpens entschieden werden sollte. Der 26. Mai war der dazu bestimmte Tag, und die Wichtigkeit der Unternehmung machte ihn zu einem der merkwürdigsten, so wie die überspannte Tapferkeit, mit der die Kämpfenden sich

schlugen, zu dem blutigsten im ganzen Laufe der Belagerung.

Die vereinigte Holländisch-Seeländische Flotte, geführt von Hohenlohe, Justin von Nassau und Haultein, Befehlshaber von Walcheren, näherte sich, hundert Segel stark, dem Damme; und zu gleicher Zeit rückte die Antwerpische, fast von derselben Stärke, unter Aldegonde, dem Admiral Jakob und den Obersten Morgan und Balfour, über Osterwel heran. Die größeren Schiffe waren mit Geschütz und Soldaten besetzt; die kleineren trugen Erd- und Wollsäcke, Faschinen und Schanzkörbe, Feuertöpfe und Kunstfeuer, Schanzgräber und Handwerker. Eine große Anzahl anderer Schiffe im Gefolge der Seeländischen Flotte, war mit Getreide und anderem Proviant befrachtet und für Antwerpen bestimmt.

Zuerst näherte sich die vereinigte Seeländische Flotte dem Damme. Vier Brander, die das Ansehn von Minenschiffen hatten, schwammen vor ihr her, um die feindlichen Posten vom Rande des Damms zu verscheuchen. Diese List gelingt. Einer von den Brandern fliegt mit schrecklichem Krachen in die Luft, und alle Spanischen Posten zwischen der Georgs- und Pfahl-Schanze, einen Eisen- und Stein-Hagel wie einst an der Scheldebrücke befürchtend, ziehen sich eilend zurück. In diesem Augenblick werfen sich 800 Seeländer ans Land und bemächtigen sich, unter einem mörderischen Kanonenfeuer des ganzen Raums zwischen der Georg- und der Pfahlschanze. Zwar flogen sogleich die Spani-

schen Hauptleute Gamboa und Padilla herbei und griffen die Seeländer an; da aber in eben dem Augenblick auch die Antwerper auf der andern Seite des Dammes landeten, mußten jene der Uebermacht weichen und sich in ihre Schanzen werfen. Die Antwerper vereinigten sich jetzt mit ihren Bundesgenossen, und führten mit gemeinschaftlichen Kräften eine Brustwehr aus Erdsäcken, Faschinen und Balken auf, um sich auf dem gewonnenen Terrain zu behaupten. Eine Anzahl auserlesener Büchsenschützen besetzte die Verschanzung, und dem Obersten Morgan ward ihre Vertheidigung anvertraut. Zugleich wurden eine Menge Schanzgräber gelandet, welche unverzüglich anfingen, den Damm auf beiden Seiten an mehreren Stellen zu durchgraben; eine mühsame langwierige Arbeit, wegen des Pfahlwerks und anderer Vorrichtungen, womit der Herzog von Parma den Damm umgürtet hatte. Auch griffen der Oberst Balfour mit den Schotten und Haultein mit den Seeländern die mit Verwundeten angefüllte Georgs-Schanze an, und hätten sich derselben im ersten Anlauf bemächtiget, wäre nicht Camillo a Monte, mit einer Elite der tapfersten Italiener und Wallonen, aus der Jakobs-Schanze zum Beistande herbeigeeilt. Lange widerstand er den Niederländern trotz des heftigen Kanonenfeuers von den Schiffen, welches viele seiner Leute zu Boden streckte. Am wüthendsten entbrannte das Gefecht am Rande des Dammes, wo die Schanzgräber an dessen Durchstechung arbeiteten. Je mehr die Arbeiter, aufgemuntert durch die Kaufleute, welche

mit Ungeduld der Eröffnung einer Durchfahrt für ihre Vorräthe entgegen sahen, alle ihre Kräfte anstrengten, desto ungestümer kämpften die Königlichen, die Durchgrabung zu verhindern. Beide Theile standen größtentheils am untern Rande des Dammes bis an die Brust im Wasser, und verwundeten und mordeten einander mitten in den Wellen. Die Niederländischen Kriegsleute hatten einen dichtgeschlossenen Kordon um die arbeitenden Schanzgräber gezogen, aber es gelang den Königlichen verschiedenemal diese lebendige Mauer zu durchbrechen, und sich bis zu den Arbeitern durchzuschlagen. Dann durchstachen sie diese mit ihren Lanzen, und verstopften die Oeffnungen mit den Leichnamen der Getödteten. Als sich aber die Anzahl der Arbeiter stets vermehrte, und die meisten Offiziere der Italiener und Wallonen erschlagen waren, entfiel diesen sonst so tapfern Kriegern der Muth und sie zogen sich in ihre Schanzen zurück. Die Niederländer sahen sich jetzt von dem ganzen Theil des Dammes zwischen der Georg- und Pfahl-Schanze Meister. Sie theilten das gewonnene Terrain in mehrere Bezirke, und jedem ward ein besonderer Befehlshaber vorgesetzt, um ihn zu befestigen und zu vertheidigen. Der Bezirk zunächst der Schelde ward dem Obersten Morgan anvertraut, die Seite nach Antwerpen hin besetzten die Hauptleute Balfour und Fremin mit den Antwerpischen, und den übrigen Theil der Oberst Isselstein mit den Holländischen und Seeländischen Truppen.

Alles kam jetzt darauf an, die Durchgrabung des

Dammes mit dem größten Eifer fortzusetzen, ehe die Spanier Verstärkung erhielten. Da jedoch trotz aller Anstrengung der Arbeiter dieses Geschäft nur langsam fortschritt: so fielen einige darauf, ein Seeländisches Proviantschiff auszuladen und die Fracht über den Damm auf ein Antwerpisches zu bringen, um die ungeduldig harrende Stadt mit diesem Beweise der gemachten Fortschritte zu überraschen. Der Gedanke ward sogleich ausgeführt, Hohenlohe und Aldegonde selbst begaben sich an Bord des Schiffs, nahmen den gefangenen und verwundeten Marchese Spinola mit sich, und segelten darauf mit Hülfe der Fluth nach Antwerpen herauf. Die Ankunft der Befehlshaber, die Versicherungen derselben von dem Gelingen des Unternehmens, und der Anblick der Lebensmittel und Gefangenen, als Zeugen des glücklichen Erfolgs, erfüllten die ganze Stadt mit ausschweifender Freude. Als wäre schon ein vollständiger Sieg erfochten, läutet man alle Glocken, das Geschütz donnert von den Wällen, und die exaltirten Einwohner strömen schaarenweise vor das Osterweler Thor, um die Proviantflotte zu empfangen, welche schon unterwegs seyn soll.

Und in der That, noch war aller Anschein eines günstigen Ausgangs auf Seiten der Niederländer. Schon betrug die Anzahl der gelandeten Mannschaft über 2500 Köpfe. Durch die aufgeworfene Brustwehr hatten sie nicht nur festen Fuß auf dem Damme gewonnen, sondern auch die Gemeinschaft zwischen der Georgs- und Pfahlschanze unterbrochen, und endlich be-

mächtigten sie sich nach einem blutigen Kampfe der durch das Geschütz der Schiffe größtentheils demolirten Pfahlschanze selbst. Aber leider verloren sie bald alle errungene Vortheile wieder durch ihre eigene Schuld. Das ungünstige Gestirn, welches über alle zur Rettung Antwerpens versuchte Unternehmungen zu walten schien, zeigte auch hier seinen feindseligen Einfluß. Der unglückliche Gedanke einiger Kaufleute, die großen Transportschiffe in kleinere umzuladen und mit der Fluth nach Antwerpen zu senden, wodurch die Kräfte getheilt wurden, und die nicht zu rechtfertigende Entfernung der Befehlshaber im entscheidenden Moment verdarben alles. Der Eifer der Arbeiter fing an zu erkalten, und man ließ den Spaniern Zeit sich von der ersten Betäubung zu erholen und neue Kräfte zu gewinnen. Schnelligkeit, Ausdauer und Konsequenz hätten den Niederländern die goldene Frucht des Siegs verschafft.

Graf Peter Ernst von Mansfeld war auf die erste Nachricht von der Landung des Feindes aus dem Lager bei Stabrök nach dem Damme geeilt, und berathschlagte hier mit seinen Offizieren über die zweckmäßigsten Maßregeln die Fortschritte der Niederländer zu hemmen. Einige riethen, den Herzog von Parma, welcher sich bei der Brücke befand, von der Gefahr zu benachrichtigen und seine Befehle zu erwarten. Andere meinten, man müsse alle Unternehmungen wider den Feind bis zum Anbruch der Nacht aufschieben, wo ihm seine Ueberlegenheit an Mannschaft keine Vortheile gewähren könne. Aber Capisucci und Silvio Piccolomini, der

Vater des aus der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs so bekannten Ottavio Piccolomini, erklärten: es sey kein Augenblick zu versäumen und der Feind müsse unverzüglich angegriffen werden, möchten auch die Streitkräfte noch so ungleich seyn, damit man ihn verhindere die Durchstechung des Dammes, die Hauptsache, worauf ihm alles ankommt, zu vollenden. Diese Meinung ward allgemein gebilligt, und erhielt auch Mansfelds Beifall. Es wurden 300 Soldaten unter Capisucci's Italienischem Regimente ausgewählt und den Hauptleuten Marco Madaleno, Giovanni Batista a Prado und Ludovigo Gamboaita anvertraut. Zu ihnen stieß der Oberst Juan de Aquila mit 300 Spaniern aus dem Regimente Paz, unter den Hauptleuten Toralva, Cardone und Castrio. Diese auserlesene Schar ward abgesandt den Feind aus seinen Posten zu vertreiben, und indem sie sich in Marsch setzt, dieß schwere Geschäft auszuführen, kommt zugleich an der entgegengesetzten Seite des Dammes der Herzog von Parma an. Die Ankunft dieses Helden, gleich der Erscheinung der helfenden Gottheiten in den Epopöen der Dichter, verändert plötzlich die ganze Lage der Dinge.

Während der größere Theil der Niederländischen Flotten den Covensteinschen Damm angriff, zeigte sich zugleich eine Abtheilung derselben vor der Scheldebrücke, um die Spanier zu täuschen und ihre Aufmerksamkeit zu theilen. Der Herzog, ungewiß über die Absichten des Feindes, verweilte dort, bis es sich entwickelte, wohin sein Hauptaugenmerk gerichtet war, darauf übertrug

er die Bewachung der Brücke dem Grafen Karl Mansfeld und eilte mit 200 Spanischen Lanzenträgern nach dem Damme. Mehrere Eilboten kamen ihm mit der Nachricht von der drohenden Gefahr entgegen, und er legte den drei Stunden weiten Weg mit wunderbarer Schnelligkeit zurück. Sogleich nach seiner Ankunft, als er sich von der Lage der Sachen unterrichtet hat, sendet er eine Anzahl Feuerschlünde aus der Peters- und Barbara-Schanze nach der Schanze St. Jakob, um aus der letzteren die feindliche Flotte desto kräftiger zu beschießen. Darauf sammelt und ordnet er, von den Grafen Bevilaqua und Sforza, Manriquez, Bentivoglio und mehreren anderen vornehmen Offizieren unterstützt, die zerstreuten Soldaten, stellt sich, die Lanze in der Hand, an ihre Spitze, und führt sie mit den Worten: „Wem Gottes und des Königs Sache und die Ehre lieb sind, der folge mir nach!" auf dem überschwemmten Damme bis dahin, wo die Niederländer an der Durchgrabung desselben arbeiten.

Die letzteren sahen sich jetzt plötzlich auf zwei Seiten angegriffen, denn zugleich mit dem Herzog ist auch Aquila mit seinen 600 Spaniern und Italienern von der entgegengesetzten Seite herangerückt. Die Breite des Dammes betrug nicht über siebzehn Fuß, und auf diesen engen Raum beschränkt, kämpften jetzt 5000 Mann mit einem Heroismus, wie keine Nation ihn jemals glänzender entwickelt hat. Die Antwerper haben geschworen, nicht von dem Damme zu weichen, bis er durchstochen sey; und die Königlichen, von gleichem

Enthusiasmus beseelt, sind fest entschlossen, lieber zu sterben als den Durchbruch zu verstatten. Auf mehreren Punkten zugleich beginnt der Kampf. Man schlägt sich auf der Oberfläche des Dammes, und unten am Rande desselben, wo die Schanzgräber arbeiten. Alexander selbst ist überall gegenwärtig, und oft springt er bis an die Brust ins Wasser, um den Muth seiner Krieger zu beleben. Endlich gelingt es den Spaniern, einen Theil des verlornen Terrains wieder zu gewinnen, und die Gemeinschaft mit der Georgsschanze zu erzwingen. Jetzt, durch eine Anzahl frischer Truppen aus dieser Schanze verstärkt, greifen sie die feindliche Brustwehr an. Um den Angriff zu erleichtern, läßt der Herzog vor der Georgsschanze eine Brustwehr aus Erdsäcken aufführen, welche gleiche Höhe mit der feindlichen erhielt, und mit Feldstücken und Schützen besetzt ward, welche letzteren Befehl hatten, auf die Bootsleute in den feindlichen Schiffen, die sich zu beiden Seiten nahe an den Damm gelegt hatten und ein heftiges Feuer machten, zu schießen.

Aquila mit seinen Spaniern und Italienern hatte indeß die Pfahlschanze angegriffen und nach einem mörderischen Kampfe wieder genommen; jetzt griff er zugleich mit dem Herzog die Brustwehr an. Die Niederländische Besatzung in derselben vertheidigte sich auf das tapferste, und schlug die Spanier zweimal zurück. Mit verdoppelter Wuth wiederholten die letzteren den Sturm. Einige wühlten mit ihren dichtgeschlossenen Speeren und geschwungenen Beilen eine Bresche in die Brust=

wehr, andere schwangen sich auf die Schultern ihrer Kameraden und erstiegen auf ihren hochemporgehobenen Schilden den Wall. Bartholomeo Toralva und Capisucci waren die ersten auf der Brustwehr. Ihnen nach folgten die übrigen über den Wall hin und durch die Bresche, und bemeisterten sich unter einem schrecklichen Gemetzel der Verschanzung. Der Wunderglaube war es, welcher hier den Muth der Spanier bis zur Schwärmerei entflammte. Mitten im heftigsten Kampfgetümmel wähnen einige exaltirte Köpfe den Geist ihres geliebten Obersten Paz, der bei der Belagerung von Dendermonde gefallen war, in voller Waffenrüstung vor sich her ziehen zu sehen, und dieses selbstgeschaffene Fantom entscheidet die Eroberung der Brustwehr. Der tapfere Toralva war mit Wunden bedeckt. Alexander ließ ihn nach Stabrök bringen, in sein eigenes Bette legen, auf das sorgfältigste pflegen und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst am Tage vor dem Treffen getragen hatte. Den Italiener Capisucci umarmte er im Angesichte der Truppen, und erklärte, daß er vorzüglich dem Muthe dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr verdanke. Er ermunterte darauf seine Krieger, nicht zu rasten, bis sie den ganzen Damm wieder gewonnen und damit die letzte Hoffnung der Antwerper vernichtet hätten.

Indem bemerkt er, daß sich die feindlichen Schiffe vom Ufer zurück ziehen, welches geschah, weil die Fluth anfing zu verlaufen und die Anführer der feindlichen Flotte fürchteten, bei längerem Verweilen auf dem

Schlamme sitzen zu bleiben. Er macht seine Soldaten aufmerksam darauf, als auf ein gewisses Zeichen des Siegs. Der Kampf erhob sich von neuem. Noch widerstanden die Feinde, besonders die Engländer und Schotten, welche sich an diesem blutigen Tage mit Ruhm bedeckten, aber der Rückzug der Schiffe machte den Muth dieser Tapfern wankend. Augustin Romero brach in eine Fahne Seeländer ein, und sprengte sie auseinander. Der Schrecken theilte sich den übrigen mit, sie gaben alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges auf, und dachten nur auf Rettung. Holländer und Seeländer drängen in größter Verwirrung von dem Damme nach den Schiffen herab. Jeder will der erste seyn sich zu retten, ganze Haufen springen auf einmal in die Schiffe und mehrere der letzteren versinken unter der Ueberlast. Andere werfen sich in voller Rüstung in die Wellen, und werden von ihnen verschlungen. Der schwergewapnete Haultein, Statthalter von Walcheren, versank und erstickte im Schlamme.

Die Antwerper hatten noch fest gehalten auf ihrem Posten, aber das Beispiel der Bundesgenossen riß sie zu gleicher Muthlosigkeit hin. Auch sie eilen nach ihren Schiffen herab, aber diese sitzen zum Theil am Rande des Dammes fest, und können nicht wieder abgebracht werden. Das Geschütz der Spanier richtete eine furchtbare Niederlage unter der dichtgedrängten Mannschaft auf denselben an. Viele davon sprangen über Bord, um den schon abgestoßenen Fahrzeugen nachzufolgen. Aber die erbitterten Spanier, mit dem Degen zwischen

den Zähnen, schwammen ihnen nach, und holten die Flüchtlinge, ja selbst mehrere Schiffe wieder zurück. Viele von den geflohenen Niederländern hatten sich an den untersten Rand des Dammes geschmiegt, um den feindlichen Kugeln zu entgehen. Aber auch hier wurden sie von den Spaniern entdeckt und ohne Schonung niedergemacht, nachdem mancher von ihnen sein Leben theuer verkauft hatte.

Jetzt endlich, nach einem siebenstündigen Kampfe, war der Damm von den Niederländern geräumt, und die Spanier sahen sich wieder im Besitz desselben. Die sieben Stunden lange Behauptung eines Theils davon hatte die ersteren 3000 Mann und mehrere ihrer besten Offiziere gekostet; und die Königlichen bezahlten den erfochtenen Sieg mit einem Verlust von 1200 Mann. Sie hatten 28 große Schiffe erobert, die mit 150 metallenen und eisernen Feuerschlünden, mit Kriegsvorräthen und Proviant befrachtet waren. Ein feierliches Seelenamt ward für die in der Schlacht gefallenen Krieger im Beiseyn des ganzen Heers gehalten; und die an dreizehn verschiedenen Stellen von den Niederländern in den Damm gemachten Oeffnungen, wurden unverzüglich mit Erde, Faschinen und den Leichnamen der erschlagenen Feinde wieder verstopft.

Den Tag nach diesem Siege fiel den Spaniern ein Fahrzeug von außerordentlicher Größe und einer seltsamen Bauart in die Hände, woran die Antwerper eine siebenmonatliche Arbeit und 100000 Gulden verschwendet hatten. Es war eine Art von Floß aus leeren Ton=

nen und starken Baumstämmen zusammengesetzt, und oben mit einem Verdeck versehen, auf welchem 1000 Bewaffnete Platz fanden, geschützt selbst gegen Kanonenkugeln durch eine zwölf Fuß dicke Brustwehr aus Kasten voll festgestampfter Schafwolle und Schiffstaue. Sechs Feuerschlünde standen auf jeder Seite im unteren Raume, und zwei Masten mit dem nöthigen Takelwerk versehen, sollten das schwimmende Blockhaus fortbewegen. Vergebens hatten sich Aldegonde und mehrere der Vernünftigeren dem kostbaren Bau der unförmlichen Maschine widersetzt, und mit überzeugenden Gründen bewiesen, daß sie zu schwach gegen die Wirkungen des feindlichen Geschützes und zu groß und schwer für die nöthigen Wendungen sey. Die große Masse des Volks war enthusiastisch dafür eingenommen. Es versprach sich außerordentliche Dinge von dem ungeheuern Fahrzeuge, dessen Bestimmung keine geringere war, als die Eroberung aller Spanischen Forts an beiden Schelde-Ufern und selbst die Vernichtung der Brücke. Zum Beweise des großen Vertrauens, welches man auf seine Erfolge gesetzt hatte, gab man ihm den Namen Fin de la guerre, welchen die Spötter in Depenses perdues umwandelten.

Mit 1000 Musketiren, außer den Bootsleuten, besetzt und von mehreren kleineren Fahrzeugen begleitet, ward es endlich vom Ufer ab und mühsam bei Osterwel vorbeigebracht, um seine Thaten mit Eroberung des feindlichen Forts bei Obdam zu eröffnen. Aber es gerieth ohnweit Obdam, ohne noch irgend einen Dienst

geleistet zu haben, auf den Grund, und alle Bemühungen es wieder flott zu machen waren umsonst. Der Herzog von Parma sandte sogleich eine Flotte dahin, welche das Antwerpische Geschwader zerstreute, und das große Fahrzeug, welches schon Tages zuvor von den Antwerpern ganz ausgeleert worden war, in Besitz nahm. Die Spanier wagten sich anfangs nicht an Bord desselben, weil sie irgend eine verborgene Gefahr befürchteten. Als sie aber nach genauerer Untersuchung nichts Verdächtiges darin fanden, schleppten sie es wie im Triumphe nach der Scheldebrücke herab, wo es mit einem allgemeinen Freudengeschrei und unter dem Donner des Geschützes empfangen ward.

Mit dem vereitelten Angriff auf den Covensteinschen Damm war die letzte Hoffnung der Antwerper vernichtet; ihr Muth sank und sie fingen an des langen Kampfes überdrüßig zu werden. Der größte Theil der Einwohner sehnte sich nach dem Ende der Belagerung, und Aldegonde, um das Volk zu beruhigen und wenigstens Zeit zu gewinnen, beschloß eine Unterhandlung mit dem Feinde zu eröffnen. In dieser Absicht begab er sich selbst in das feindliche Hauptquartier zu Beveeren (6. Jul.), und that dem Herzog Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden für die Niederlande, unter der Bedingung einer freien Uebung der reformirten Religion und Vergebung alles Vergangenen, ohne dabei der Stadt Antwerpen besonders zu erwähnen. Aber der Herzog, welchem die Absicht, ihn durch einen so weitaussehenden Antrag nur hinzuhalten, leicht einleuchtete,

erwiederte: er könne das Schicksal der Stadt einer so ungewissen Unterhandlung wegen nicht aufschieben, und werde sich daher nur auf solche Anträge einlassen, welche die letztere allein angingen; sobald die Deputirten dazu Vollmacht hätten, würde er ihnen Gehör geben. Aldegonde mußte also, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, nach Antwerpen zurückkehren, und die Belagernden setzten die Feindseligkeiten fort. Alle noch übrigen Forts im Umkreise der Stadt bei Bourgerhout, Berchem u. s. w. selbst die Bauerschanze, fielen, größtentheils durch die Feigheit der Befehlshaber, in ihre Gewalt.

Immer trüber wurden jetzt die Aussichten, immer geringer die Wahrscheinlichkeit eines Entsatzes. Mit jedem Tage stiegen der Mangel an Lebensmitteln und die Seltenheit des Brodes. Bei der strengsten Sparsamkeit wurden doch die wenigen noch übrigen Vorräthe aufgezehrt, und man bedauerte jetzt sehr, Gianibelli's frühere Vorschläge zur Versorgung der Stadt nicht angenommen zu haben. Mancherlei Maßregeln wurden ergriffen zur Entfernung der bevorstehenden Hungersnoth. Der Rath verbot Bier zu brauen, er ließ allgemeine Haussuchungen nach versteckten Getreidevorräthen anstellen, und um die Verzehrer zu vermindern ward befohlen, Weiber, Kinder, Bettler und andere brodlose Menschen aus der Stadt zu schaffen. Aber man verfuhr nicht mit Schärfe bei Vollziehung dieser Befehle, theils aus Schwäche, theils aus Menschlichkeit, und sie blieben deshalb ohne Erfolg. Auch das Geld zur Bezahlung der Miliz, welche man aus den ärmeren Bürgern, um

ihnen einigen Unterhalt zu verschaffen, errichtet hatte, fing an zu fehlen, denn die vermögenden Einwohner, von denen manche, außer den gewöhnlichen Steuern, schon 6 bis 16000 Gulden hergeschossen hatten, verweigerten alle ferneren Beisteuern. Es kam in Vorschlag, alle Katholiken aus der Stadt zu schaffen, wodurch diese so erbittert wurden, daß fast ein allgemeiner Aufstand erfolgt wäre. Noch stürmischer war ein anderer Auftritt. Der Rath hatte befohlen, die Feldfrüchte zwischen der Stadt und den äußern Schanzen abzuschneiden und in die Stadt zu schaffen. Das Volk gerieth darüber in Wuth, rottete sich in zahlreichen Haufen zusammen und würde den Obersten Moucheron, dem das Geschäft übertragen war, ermordet haben, hätte ihn nicht Aldegonde's Dazwischenkunft gerettet. Als darauf die Außenschanzen von den Spaniern genommen wurden, geschah was der Rath besorgt hatte, sie eigneten sich die ganze Erndte zu und ließen die Früchte ins Lager schaffen.

Den 19. Julius ergab sich auch Mecheln den Spaniern, und damit verloren die Antwerper auch die letzte Aussicht Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Nach dem Verlust aller Außenschanzen ward die Einschließung enger, und die Gefahr dringender. Die große Masse des Volks bestand auf einer Aussöhnung mit dem Feinde, und drohete jeden zu ermorden, der sie hindern werde. Zwar ermahnten von Zeit zu Zeit die Generalstaaten und Staaten von Holland und Seeland die bedrängte Stadt durch Sendschreiben und Abgeordnete zur Beharrlichkeit, und versprachen binnen drei Monat ein Heer von 7000

Reitern und 12000 Mann zu Fuß zum Entsatz aufzustellen. Selbst die Königin Elisabeth versprach eine gewisse Hülfe. Doch alle diese Versicherungen boten wenig Hoffnung dar. Gelang es auch wirklich den Bundesgenossen, eine so ansehnliche Macht auf die Beine zu bringen, immer blieb der Erfolg ihrer Operationen höchst zweifelhaft. Der Entsatz konnte nicht anders als zu Wasser geschehen, und jede Unternehmung dieser Art bot jetzt, nach dem Verlust der umliegenden Schanzen, noch weit mehr Schwierigkeiten dar als zuvor.

Unter diesen Umständen beschlossen der Rath und die Vorsteher der Zünfte, den Wünschen und Forderungen der Einwohner nachzugeben, und mit dem feindlichen Feldherrn, wegen Uebergabe der Stadt in Unterhandlung zu treten. Eine Deputation von ein und zwanzig Mitgliedern des Raths, der Zünftevorsteher und der Bürgerschaft, an deren Spitze sich die beiden Bürgermeister Aldegonde und Wilhelm Merode, Johann Schonhofen und Andreas Hesselt befanden, begab sich in das Lager bei Beveeren. Der Herzog ernannte die Räthe Assonville, Verreiken und einige andere Personen zu Kommissarien bei der Unterhandlung. Am 17. August kam eine Kapitulation unter nachfolgenden Bedingungen zu Stande: Antwerpen unterwirft sich dem Könige von Spanien als Herzogen von Brabant; alles Vergangene ist vergeben und vergessen; die ausgewanderten Bürger können wieder in die Stadt zurückkehren; der Römischkatholische Gottesdienst ist der einzige, welcher geübt werden darf; alle übrigen Glaubensgenossen müssen di-

Stadt räumen, jedoch soll binnen vier Jahren gegen Niemanden seines Glaubens wegen eine Untersuchung angestellt werden; die zerstörten Kirchen der Katholiken sollen wieder aufgebaut, und Geschütz, Kriegsvorräthe und Kriegsschiffe ausgeliefert werden; die Stadt bezahlt 400000 Gulden als ein Geschenk für die Königlichen Soldaten, und erhält so lange, bis Holland sich auch mit dem Könige aussöhnt, eine Besatzung von 2000 Mann zu Fuß und zwei Banden Reiter; Aldegonde darf ein Jahr lang die Waffen nicht wider den König führen.

So verlor Antwerpen seine Freiheit, die es ein paar Jahre zuvor wider den Herzog von Anjou so rühmlich vertheidigt hatte. Als die Nachricht von der geschlossenen Kapitulation in der Stadt eintraf, stiegen die Preise der Lebensmittel plötzlich zu einer solchen Höhe, daß man genöthigt war den Herzog von Parma um Freigebung der Zufuhr zu bitten. Der Rath empfing ein Schreiben von dem Prinzen Moritz und dem Staatsrath vom 12. August, mit der Nachricht, daß die Stadt binnen zwölf Tagen einen Entsatz zu erwarten habe, wozu in Seeland die eifrigsten Anstalten getroffen würden. Doch diese Hülfe kam jetzt zu spät; Antwerpens Schicksal war unwiderruflich entschieden.

Drei Tage nach dem Abschluß der Kapitulation (August 20.) hielten die Reformirten, unter häufigen Thränen und Klagen, ihren letzten öffentlichen Gottesdienst in der Stadt, und die vertriebenen Katholischen Priester und Mönche kehrten Scharenweise zurück.

Der Besieger Antwerpens, nachdem er sich von dem

alten Grafen von Mansfeld in der Philippi-Schanze unter dem Donner des Geschützes mit dem Zeichen des ihm vom Könige kurz zuvor ertheilten Vliesordens hatte bekleiden lassen, hielt seinen feierlichen Einzug in die belagerte Stadt. Der Zug ging nach dem Kaisersthore. Zwanzig Fahnen Teutsche und Wallonen und zwei Banden Reiter unter Liques und Georg Basta, zur Besatzung Antwerpens bestimmt, eröffneten ihn. Dann folgte der Oberfeldherr, begleitet von dem Herzog von Arschot, dem Grafen Egmont, Marquis von Renthi, Grafen Aremberg, Hautepenne und andern vornehmen Niederländern. Zwei Geschwader Reiter unter Cäsio und Lorenz Lazarus Haller machten den Beschluß. Am Thore hielt ein Triumphwagen, auf dem eine Jungfrau saß, welche die Stadt Antwerpen vorstellte und mit den Sinnbildern derselben geschmückt war. Bei der Annäherung des Herzogs stieg sie vom Wagen, ging ihm in Begleitung eines Corps edler Jungfrauen entgegen, und überreichte ihm einen goldnen Schlüssel. Das Geschütz donnerte von den Wällen, alle Glocken läuteten; so hielt der Herzog seinen Einzng, und alle Blicke der zusammengeströmten Menge waren auf den Helden gerichtet. Auf der Meerbrücke erhob sich ein hundert Fuß hoher Obelisk, der eine Statue des Feldherrn im Römischen Kostüme trug. In der Hochstätter Straße vor dem Portugiesischen Hause sah man einen auf dem Neste sitzenden Phönix von ungeheurer Größe, dessen ausgespannte Flügel die ganze Breite der Straße einnahmen. In der Marienkirche wohnte der Herzog dem Ambrosia-

nischen Lobgesang bei, und begab sich nach dessen Beendigung auf den Markt, wo eine Bildsäule des Bacchus aufgestellt war. Vor dem Rathhause sah man eine künstliche Nachbildung der Planeten aus Erz. Von hier ritt der Feldherr mit seinem Gefolge durch die hohe Straße, die ein Elephant, ein Wallfisch, ein Schiff mit sonderbaren Emblemen und zwei steinerne Obelisken zierten, und zog endlich durch einen prächtigen Triumphbogen in das Schloß. Drei Tage dauerten die Feierlichkeiten unter dem Geläute aller Glocken.

Die Spanischen und Italienischen Soldaten, welche keinen Theil daran nehmen konnten, beschlossen die Feier der Eroberung auf eine andere Art zu begehen. Sie schmückten die Brücke bis zur Schanze Santa Maria mit Ehrenpforten und Laubguirlanden, und bestreuten sie mit Blättern. Darauf zogen sie im militärischen Pompe, mit grünen Reisern an den Hüten und Helmen, darüber, gaben bei jeder Ehrenpforte eine Musketensalve, und sangen im Fort Maria, unter Begleitung einer kriegerischen Musik von Trompeten und Pauken, das Herr Gott dich loben wir. Alexander selbst erschien bei der Feierlichkeit, und bewirthete am folgenden Tage die Soldaten mit einem großen Gastmahl auf der Brücke, wobei die vornehmsten Befehlshaber, Arschot, Renthi, Delvasto, Mansfeld, Manriquez, Gajetano, Leva und andere, die Speisen und Getränke auftrugen und dem Ueberwinder Antwerpens manches Lebehoch gerufen ward. Eine Menge Antwerper und Fremde aus der Nachbarschaft hatten sich als Zuschauer

eingefunden, und betrachteten mit Erstaunen die kolossalen Anlagen und Werke der Spanier. Den Tag nach diesem militärischen Schmause machte man den Anfang mit Demolirung der Brücke; die Materialien derselben schenkte der Herzog ihren Erbauern Plato und Baroccio.

Der bisherige Rath von Antwerpen ward aufgelöst, und ein neuer organisirt (Sept. 8.). Alles grobe Geschütz der Stadt mußte auf das Schloß geschafft werden; und so mild und schonend sich auch außerdem der Sieger anfangs gegen jene bewies, wanderte doch schon jetzt eine Menge ihrer Einwohner aus, weil sie mit Recht dem günstigen Scheine nicht trauten.

Nach einer dreizehnmonatlichen Blokade sank Antwerpen, die mächtigste Stadt der Niederlande, wieder unter die Spanische Herrschaft zurück, und mit dieser traurigen Katastrophe erlosch der letzte Strahl ihrer alten Glorie auf immer. Das Schicksal der gesammten Niederlande schien an das ihrige geknüpft. Daher hoffte die Königliche Partei, und die Republikaner fürchteten, ihr Fall werde bald die Auflösung des Utrechter Bundesvereins zur Folge haben. Selbst den immer kalten und ernsten Philipp überraschte die Nachricht von dieser wichtigen Eroberung mit einer fröhlichen Laune. Er empfing sie des Nachts und die erste Aufwallung der Freude darüber ließ ihn sogar die Gesetze seiner selbstgeschaffenen strengen Etikette vergessen. Er eilt nach dem Schlafzimmer seiner Lieblingstochter, der Infantin Clara Isabella Eugenie, ruft die wenigen Worte hinein: Antwerpen ist unser! und zieht sich schnell wieder zurück.

Die Antwerper machten den Holländern bittre Vorwürfe, daß sie aus Eigennutz, vielleicht aus Kaufmännischen Spekulationen und Handelsneid, die Bundespflicht gegen sie nicht ganz redlich erfüllt und nicht alles zu ihrer Rettung gethan hätten, was sie hätten thun können. Die Holländer und Seeländer dagegen beschuldigten Aldegonde, daß er die Stadt zu früh übergeben habe; und ob ihn gleich der alte Feldmarschall Lanoue in einer öffentlichen Denkschrift über diesen Vorwurf zu rechtfertigen suchte, so schienen doch mehrere Umstände, daß er sich in der abgeschlossenen Kapitulation den Besitz seiner Güter nicht wie den übrigen Protestanten auf vier Jahre, sondern auf Lebenszeit hatte versichern lassen, seine große Bewunderung des Herzogs von Parma, welche er öffentlich äußerte, und die dringenden Aufforderungen an seine Mitbrüder sich mit dem Könige auszusöhnen, die Beschuldigung der Holländer zu bestätigen. Er brachte sich dadurch bei der ganzen republikanischen Partei in Verachtung, und es kam so weit, daß dieser alte und vertraute Freund Oraniens, einer der ersten Stifter der Revolution und so lange ihr feurigster Beförderer, von allen Staatsgeschäften ausgeschlossen ward. Erst nach neun Jahren (1594) tritt er wieder, als Gesandter der vereinigten Staaten am Hofe König Heinrich des 4ten von Frankreich, aus seiner Verborgenheit hervor; und noch in demselben Jahre wurde dem ehemaligen Vertheidiger Antwerpens ein sehr heterogenes Geschäft, die Uebersetzung des alten Testaments aus dem Hebräischen in die Niederländische Sprache von

den Staaten übertragen. Sein im Jahre 1598 erfolgter Tod ließ dieses Werk unvollendet.

Ein ähnliches Schicksal traf einen andern berühmten Revolutionär im Laufe der Antwerper Belagerung. Dies war der Admiral Wilhelm Treslong, welcher einst an der Spitze der Meergeusen Briel erobert und dadurch den Grund zu dem Niederländischen Freistaat gelegt hatte. Man beschuldigte ihn, daß seine Widerspenstigkeit die Rettung Antwerpens zum Theil vereitelt habe. Er hatte nämlich gleich beim Anfange der Blokade von den Staaten Befehl erhalten, auf Kriegsschiffen Getreide nach der Stadt zu führen, und die damals noch unvollendete Brücke zu zerstören, aber er zögerte damit unter mancherlei Vorwande, und weigerte sich endlich geradehin den erhaltenen Befehl zu vollziehen, wenn nicht zuvor zwei ihm gehässige Staatsbedienten von ihren Posten entfernt würden. Dieses Ungehorsams wegen ward er seiner Admiralswürde entsetzt, und erhielt nie wieder ein öffentliches Amt. Auch der Stadtschreiber von Antwerpen, Wilhelm Martini, ward im Haag gefangen gesetzt, und mußte, als er wieder frei gelassen ward, das Land räumen.

Daß der Verlust einer so wichtigen Stadt, in einem durch mancherlei Faktionen getheilten Freistaat, Stoff zu mancherlei Debatten und Erörterungen geben mußte, liegt in der Natur der Sache, und vielleicht verdienten die Holländer eben so gerechte Vorwürfe als Aldegonde und Treslong. Doch wie groß und unersetzlich für die vereinigten Niederlande auch jener Verlust beim er-

sten Anblick erschien, so hat doch die Folge der Begebenheiten diese Besorgniß nicht gerechtfertigt. Das Schicksal spottet zuweilen der Kurzsichtigkeit der Menschen, indem es Resultate aus den Ereignissen hervorgehen läßt, die jenen in die Kategorie des Unmöglichen zu gehören schienen. Die mißtrauische und finstere Politik Philipps des 2ten verschloß Antwerpen die Schelde, um die übermächtige Stadt zu entkräften, und ließ die vereinigten Niederländer im ruhigen Besitz der Schlösser Lillo und Liefkenshök, welche die Fahrt nach dem Meere versperrten. Aber indem sich der König durch jene Maßregel gegen jeden künftigen Aufstand der eroberten Stadt zu sichern suchte, entzog er ihr auch zugleich die Hauptquellen ihres Lebens, Handel, Fischerei und Schiffahrt, und beförderte eben dadurch den Wohlstand seiner Feinde: Antwerpens Fischerei wandte sich nach Holland, ihre Manufakturen nach dieser und den übrigen nördlichen Provinzen, nach England und Hamburg. Viele Kaufleute verließen die Stadt, weil sie den gänzlichen Untergang des Handels voraussahen, und ihre Bevölkerung sank nach und nach bis auf 50000 Köpfe herab. Das goldne Zeitalter ihres Wohlstandes war dahin, und aus den Trümmern ihres ehemaligen Welthandels stieg der Amsterdamer empor. So ward der Verlust dieser Stadt, weit entfernt den Untergang des Niederländischen Freistaats zu bewirken, vielmehr eine Quelle neuer Kraft und Blüthe für ihn.

13.

Robert Dudlei Graf von Leicester und Moritz Prinz von Oranien.

1585 und 1586.

Die meisten von denen, welche einst eine ausgezeichnete Rolle in dem großen Drama der Niederländischen Revolution gespielt hatten, waren wieder abgetreten vom Schauplatz; nicht einer von allen, die an ihrer Wiege standen, erlebte das Ende derselben. Jetzt, mitten unter den dringenden Gefahren, welche der Dämon des Kriegs und der strafbare Egoismus neidischer Faktionen, nach dem Tode des großen Wilhelm von Oranien über die vereinigten Niederlande brachten, sehen wir zwei neue merkwürdige Personen auf der Bühne erscheinen, welche fast zu gleicher Zeit und unter denselben Umständen ihre Rolle übernahmen, aber so wie sie einander selbst höchst unähnlich waren, auch jene auf eine ganz verschiedene Weise durchführten und endeten. Beide wurden von einem freien Volke an die Spitze der öffentlichen Geschäfte gestellt, doch nur der eine von ihnen erfüllte die großen Erwartungen der

Nation. Während der erstere, verachtet und gehaßt von demselben Volke, unter dem er anfangs als Liebling und Stellvertreter einer mächtigen Königin in allem Glanze der Majestät auftrat, und welches ihn als seinen Retter empfing, nach einem kurzen und unrühmlichen Spiele, worin sich nur verachtender Stolz und der Ehrgeiz über Sklaven herrschen zu wollen aussprachen, den Schauplatz wieder verließ; warf sich der letztere, noch im ersten Jünglingsalter und durch nichts als den Ruhm eines großen Vaters unterstützt, mit männlicher Kraft in den Strom der öffentlichen Angelegenheiten, führte das schwankende Schiff des Staats mit Klugheit und Heldenmuth durch die empörten Wogen, und leitete es in den Hafen der Ruhe und des Ruhms. Robert Dudlei wollte die Niederländer beherrschen; außerdem nahm er kein Interesse an ihrem Schicksal, denn er schätzte und liebte sie nicht; Moritz von Oranien hatte vielleicht dasselbe Ziel im Auge, aber er wollte nicht allein der Gebieter, er wollte auch der Schützer und Beglücker eines Volks seyn, für dessen Freiheit sein edler Vater geblutet hatte.

In der hülflosen und gefährlichen Lage, der sich die Utrechter Bundesgenossen durch die Entfernung des Herzogs von Anjou und den Tod Wilhelms von Oranien hingegeben sahen, wo ihnen von außen die Fortschritte eines mächtigen Feindes und im Innern Mangel an Eintracht, eine schwankende Verfassung und Verfall der Kriegszucht unter den Truppen, einen schnellen und unvermeidlichen Untergang droheten, schien

ihnen keine Rettung von dem Zurücksinken unter das Spanische Joch möglich, als in dem Schutze eines mächtigen auswärtigen Fürsten. Diesen Schutz zu suchen ward daher von den Generalstaaten beschlossen und sie wandten sich deshalb fast zu gleicher Zeit an die Höfe von Frankreich und England. Asseliers und Lamouilliere, ihre Gesandten am Hofe zu Paris, erhielten bald nach dem Tode des Herzogs von Anjou Befehl, dem König Heinrich dem 3ten die Souveränität über die Niederlande unter denselben Bedingungen anzubieten, wie sie sein Bruder, der Herzog, besessen habe, und ihn zugleich um eine schnelle Truppenhülfe für die von dem Herzog von Parma damals bedroheten Städte Gent und Antwerpen zu bitten, wofür ihm zur Sicherheit die Flandrischen Städte Sluis und Ostende eingeräumt werden sollten. Die Antwort des Hofes auf diesen Antrag war: der König werde den Staaten seinen Gesandten Prüneaux senden, und ihnen durch diesen seinen Willen eröffnen lassen; sich aber, bis er dessen Berichte erhalte, auf keine Weise in die Angelegenheiten der verbündeten Provinzen mischen.

Im August (1584) langte Prüneaux, in Begleitung der Niederländischen Gesandten, zu Delft an, und erklärte der Staatenversammlung: Sein Herr, der König, habe ihn geschickt, die Bedingungen zu vernehmen, unter welchen sie sich seines Schutzes zu erfreuen wünschten, und welches die künftigen Verhältnisse der Provinzen Holland und Seeland seyn sollten. Den Staaten von Holland eröffnete er noch besonders: des

Königs Wille sey, jene beiden Provinzen nicht als bloßer Schutzherr, wie der Herzog von Anjou, sondern gleich den übrigen als Souverän zu übernehmen.

Dieser Antrag erregte große Sensation in beiden Provinzen. Zwar zeigte sich Seeland, dem die Gefahr eines feindlichen Angriffs immer näher rückte, nicht ganz abgeneigt, dem Verlangen des Königs ein Genüge zu leisten, aber weit mehr Schwierigkeiten fand die Sache in Holland, wo man sich in lange und ernstliche Debatten darüber vertiefte, während Prüneaux von einer Provinz, ja von einer Stadt zur andern umherzog, um die Stimmung der Gemüther zu erforschen und sie für den Zweck seiner Sendung zu bearbeiten. Doch trotz dieses scheinbaren Eifers des Gesandten, zweifelten doch jetzt schon viele, denen die Verhältnisse am Französischen Hofe nicht unbekannt waren, daß es des Königs ernstliche Absicht sey, den Antrag der Niederländer anzunehmen und hielten sich überzeugt, der Gesandte wolle sie blos durch ein Gaukelspiel von einer Vereinigung mit England abhalten.

Auch der Königin Elisabeth war von den Generalstaaten, vorzüglich auf den Rath des Advokaten von Holland, Paul Buis, ein ähnlicher Antrag (1584. August) wie dem Französischen Hofe gemacht worden. Aber durch geheime Motive von jeher zu einem räthselhaften Verfahren, in Rücksicht der Niederländischen Angelegenheiten bestimmt, erklärte sie sich auch jetzt nur auf eine zweideutige Art und gab wenig Hoffnung. Die Niederländische Gesandtschaft bat hierauf

die Monarchin: die Unterhandlung der Vereinigten Provinzen mit Frankreich zu billigen, und sie in ihrer dringenden Noth wenigstens durch eine schleunige Hülfe an Geld und Truppen zu unterstützen, wofür die gesammten Staaten oder einige von der Königin zu bestimmende Städte ihr Schuldbriefe ausstellen sollten. Aber auch auf dieses Gesuch erfolgte keine befriedigende Antwort. Elisabeth konnte zwar eben so wenig wünschen, die Macht Frankreichs durch den Besitz eines so schönen Landes vergrößert zu sehen, als das Zurücksinken desselben unter Spaniens Herrschaft dulden; aber sie fand noch immer zu viel Bedenklichkeiten, sich öffentlich für die Beschützerin der Niederländischen Rebellen zu erklären. In dieser Unentschlossenheit lag die Quelle ihres räthselhaften Verfahrens. Sie suchte die Niederländer hinzuhalten, um nur Zeit zu gewinnen, und indem sie ihnen rieth, die angefangenen Unterhandlungen mit Frankreich fortzusetzen, erbot sie sich zugleich insgeheim gegen die Staaten von Holland: den Provinzen Holland, Seeland und Utrecht ein Hülfscorps zu überlassen, wenn sie ihr einige Küstenplätze einräumen wollten. Doch dieser Vorschlag war nicht nach dem Geschmacke der Holländer; und da die Königin fortfuhr immer nur unbestimmte und unbefriedigende Antworten zu ertheilen, so kamen die Generalstaaten wieder auf die Unterhandlungen mit Frankreich zurück. Dieser Gegenstand aber fand aufs neue sehr heftigen Widerspruch von einigen Provinzen. Am entschiedendsten

gegen eine Vereinigung mit der Französischen Monarchie erklärten sich die Holländische Stadt Gouda und der Pensionär Paul Buis. Die Denkschrift, welche Gouda bei dieser Gelegenheit den Staaten übergab, gereicht ihrem Verfasser, dem D. Franz Franken, damaligem Pensionär der Stadt und eifrigem Freunde des Prinzen Moritz von Oranien, zum größten Ruhme. Neben einer lichtvollen Darstellung herrscht darin eine so richtige Ansicht der Dinge und eine so gesunde Beurtheilungskraft, verbunden mit ächt republikanischer Freimüthigkeit, daß sie jedem Jahrhunderte und dem aufgeklärtesten Volke Ehre machen würde. Da sie zugleich ein treues Gemälde von der damaligen politischen Lage der Vereinigten Provinzen, von ihren Hoffnungen und Besorgnissen enthält, so sey es erlaubt sie hier als ein merkwürdiges Aktenstück aus der gegenwärtigen Epoche, gefährlicher für die Republik als irgend eine andere im Laufe des Revolutionskriegs, ihrem ganzen Inhalt nach mitzutheilen.

„Es scheint — so hebt die Denkschrift an — als stellten sich diejenigen, welche zu der Unterhandlung mit Frankreich rathen, die Noth des Landes und das dagegen vorgeschlagene Mittel zu leicht vor. Drei Wege zur Beendigung des Kriegs giebt es nur für uns. Aussöhnung mit Spanien, tapfere Vertheidigung mit eigenen Kräften, oder Hülfe einer fremden Macht. Den ersten zu wählen, ist unthunlich, es muß folglich der zweite eingeschlagen werden, wenn

der letzte nicht offen steht. Unläugbar ists, daß wenn man auswärtigen Beistand suchen will, man keinen mächtigeren finden kann als in Frankreich. Aber wer wollte die Hülfe dieser Macht anrufen, wenn sie uns dafür in der Folge unserer Freiheit beraubte. Der König giebt sich das Ansehn eines eifrigen Katholiken, und ist es ihm ein Ernst mit dem Eifer für seine Religion: so kann er die unsrige nicht erhalten. Daß er in Frankreich die Reformirten duldet, geschieht nur aus Noth und politischen Gründen, so lange bis man mit ihnen wie am Bartholomäustage 1572 verfahren kann. Der König hat die Beispiele seines Vaters Heinrich des 2ten und seines Bruders Karls des 9ten vor sich. Er ist von seiner Mutter Katharine von Medicis in Italienischer Arglist erzogen, und wird sich gewiß des im Jahre 1558 mit Spanien geschlossenen, und wie man sagt, vor kurzem erneuerten Bündnisses zur Ausrottung der Ketzer früh oder spät erinnern. Ist es wohl wahrscheinlich, daß seine listige Mutter, die vorzüglich jene Unterhandlungen jetzt betreibt, es im Ernste redlich mit uns meine? Der Anschlag des Herzogs von Anjou auf Antwerpen und wider den verstorbenen Prinzen von Oranien kann uns lehren, was wir von Frankreich zu erwarten haben. Selbst Prüneaux Schmeicheleien, der herumzieht und Personen zu gewinnen sucht, müssen uns mißtrauisch und behutsam machen. Vergebens beruft man sich jetzt auf das Urtheil des verstorbenen Prinzen, der die Verbindung mit Frankreich angerathen habe.

Denn sah sich nicht dieser erleuchtete Fürst in dem Herzog von Anjou getäuscht? und wenn hätte er wohl je gewollt, daß sich nebst den übrigen Provinzen auch Holland und Seeland der Krone Frankreich unterwerfen sollten? wenigstens hat er sich diese immer als eine sichere Freistätte vorbehalten, gewiß nicht aus Herrschsucht, denn davon war seine Seele rein, sondern weil er den Franzosen nicht die ganze Sache der Freiheit anvertrauen durfte. Will man also seinem Urtheile folgen, so muß man Holland und Seeland nie dem Französischen Scepter unterwerfen. Man rühmt des Königs Regierung, seine Tugend und Treue, man bemerkt, sein eigenes Interesse verpflichte ihn zur Beschützung der Niederlande, aber es ist kein Geheimniß, daß der mit den Hugonotten geschlossene Friede von Seiten des Königs so wenig sorgfältig beobachtet worden ist, daß sein Schwager, der König von Navarra, sich noch bis zur Stunde nicht von des Königs Freundschaft überzeugt halten kann. Wie wenig kann man übrigens auf die Versprechungen eines Fürsten trauen, der es sich vielleicht zu einer größeren Ehre anrechnen wird, uns, als die Spanier zu betrügen, denn eins von beiden müßte doch geschehen. Alle Bündnisse, Pflichten, Schwüre und die Religion verbinden ihn mit Spanien, und die Verletzung der neuen Verträge mit uns wird er leicht mit dem Ausspruch der Kostnitzer Kirchenversammlung, daß man Ketzern nicht Glauben halten dürfe, entschuldigen können. Und es geschähe uns Recht, wenn wir von dem,

den wir wider seinen Eid zur Verrätherei zu verleiten suchten, selbst verrathen würden."

„Die Erfahrung lehrt uns, daß der König von Frankreich geneigt ist, das mit Spanien eingegangene Bündniß zu halten. Wie leicht wäre es ihm gewesen, in den Jahren 1578 bis 1582 die Niederlande, da sie noch beisammen waren, an sich zu bringen! Würde er damals den Herzog von Anjou so wenig unterstützt haben, wenn ihn unsere Angelegenheiten interessirt hätten? Es ist nur zu gewiß, daß Frankreich und Spanien einverstanden sind. Die Bartholomäusnacht, Jenli's Niederlage, Anjou's Angriff auf Antwerpen, Dünkirchens Ueberlieferung an den Herzog von Parma, sind die Beweise dafür. Man führt endlich an, wir könnten uns solche Bedingungen von dem Könige bewilligen lassen, die uns aller Besorgnisse wegen Verletzung der Freiheiten des Landes überheben könnten: aber der König würde wahrscheinlich nur allgemeine Versprechungen geben. Brabant, dem Anscheine nach auch von Prüneaux gewonnen, sagt man, müsse auf keinen zu eingeschränkten Bedingungen bestehen; schon daraus ist abzusehen, daß sich der König die Hände nicht will binden lassen. Aber gesetzt, er ließe uns auch die Bedingungen nach unserm Sinne entwerfen, so hat uns ja schon das Beispiel des Herzogs von Anjou gezeigt, wozu uns das nutzen werde. Hätte nicht eine Handvoll Antwerper die Freiheit nachdrücklicher vertheidigt, als der Brabantische Freibrief, so würden wir jetzt

eben so gut, als die Hugonotten in der Bartholomäusnacht, die Kraft solcher Verträge fühlen. Wie leicht würde der König Gelegenheit finden, das Versehen des Herzogs von Anjou zu verbessern und sich einiger festen Plätze zu bemeistern, und man würde ihm sogar beförderlich dazu seyn. Eine an sich unglückliche Heirath kann durch den vortheilhaftesten Heirathsvertrag nicht besser gemacht werden. Der klügste und erfahrenste Prinz ward von dem Herzog von Anjou hintergangen; dürfen wir in der arglistigen Französischen Staatskunst unerfahrnen Holländer uns schmeicheln scharfsichtiger zu seyn? und gesetzt, wir wären auch so vorsichtig unsere Rechte zu sichern, würde uns nicht der König, wenn er uns unser Geld abgepreßt, den Spaniern zum Raube lassen, und erinnerte man ihn an seine Zusagen, sich noch beklagen, daß ihm nicht vollkommner Gehorsam geleistet worden sey. Man beruft sich auf den Utrechter Bund, aber dieser verpflichtet die Provinzen nicht, einen Souverän anzunehmen, den eine oder zwei von ihnen zu haben wünschen. Und ob auch die Noth Brabant und Flandern zwänge, alles auf einen verzweifelten Wurf zu setzen, sollten darum auch wir, die wir noch so treffliche Festungen besitzen, uns mit ihnen zugleich ins Verderben reißen lassen? Mögen diejenigen, welche dieser Meinung sind, nach Holland kommen, um sich hier ein unerschrockenes Herz zu holen; hier, wo das arme Gouda zwei bis drei Jahr eingeschlossen war, ohne sich zu ergeben, wo das kleine Alkmaar

die ganze Macht Spaniens beschäftigte, und wo die durch Hunger und Elend bis zur Hälfte aufgeriebene Bürgerschaft Leidens standhaft ausharrte. Verließen wir uns damals auf den Beistand Frankreichs? und hätten wir nur deshalb so viel gelitten, um jetzt den Franzosen hingegeben zu werden? Zwar ist die Noth der Städte Brüssel *), Mecheln und anderer unläugbar, aber schlösse man auch in diesem Augenblick den Vergleich mit Frankreich, so würde doch, nach Prüneaux eigenem Geständniß, die Hülfe zu ihrer Rettung zu spät kommen. Und wenn wir sie mit eigenen Kräften bis zum Herbst erhalten können, warum nicht noch länger und bis zum nächsten Winter? Wahrlich unsere Macht ist nicht so gering, als man sie darzustellen sucht. Fünf Jahre lang hielt sie im Anfange des Kriegs zu Wasser und zu Lande wider die Spanier aus, und jetzt sollten uns das Gerücht von der Herannäherung eben dieser Feinde und Prüneaux bedenkliches Achselzucken eine solche Furcht einjagen, daß wir ihnen nur als verlarvte Franzosen entgegen zu gehen wagten? O, denn sey es Gott geklagt, daß der edle Prinz von Oranien und so mancher anderer wackerer Mann ihr Leben für eine Sache aufopferten, die wir nicht bis aufs äußerste zu verfechten wagen."

*) Diese Städte befanden sich noch nicht in der Gewalt der Spanier, als diese Denkschrift übergeben ward.

„Wir läugnen keinesweges die gefährliche Lage, worin sich die öffentlichen Angelegenheiten befinden, aber sie ist lediglich eine Folge der Verbindungen mit Frankreich, wodurch das Ansehn des Prinzen, worauf bei unserer Vertheidigung so viel beruhete, geschwächt ward. Wäre man geneigt, noch jetzt so viel zu bezahlen, als man zu des Herzogs von Anjou Zeit versprochen und Holland auch geleistet hat, so würde man nicht nöthig haben, uns von Brabant aus an die Erfüllung unserer Zusagen zu mahnen. Es ist freilich zu besorgen, daß das Volk einmal des Kriegs und des Gebens müde werden wird, aber wird dies nach einer Verbindung mit Frankreich weniger der Fall seyn? Man gibt jetzt aus Liebe zur Freiheit und Religion, wer aber könnte dies unter einem Fürsten thun, der beide unterdrückte? Wird man nicht den guten Willen und die Standhaftigkeit des Volks aufopfern, welche mehr zur Erhaltung unsers wandelbaren Staatsgebäudes gethan haben, als das Verfahren der Regierung, welches wenig Lob verdient. Aber, wendet man ein, unser Zurücktreten könne den König erzürnen, und er könne sich wohl gar mit Spanien zu unserm Verderben vereinigen. Sonderbarer Einfall! Sollten wir seine theuern und großen Freunde seyn? Sollte er unsertwegen mit Spanien brechen? Und sollte sich diese Veränderung schon so bald ereignen können? Auf diese Art wäre es noch weit weniger rathsam für uns, bei einer solchen Unbeständigkeit Gut und Blut zu wagen.“

„Wir sind daher der Meinung, daß unter den oben angeführten drei Wegen der beste der ist, uns so lange mit eignen Kräften zu vertheidigen, bis sich eine Aussicht auf einen besseren auswärtigen Beistand zeigt. Nur muß in den Landesangelegenheiten eine zweckmäßigere Einrichtung getroffen werden. Uebrigens wünschen wir so herzlich als irgend ein anderer die Rettung des Vaterlandes, und würden die ersten seyn den Fürsten aufzunehmen, von dem sie zu erwarten ist. Ja wir würden dies selbst in Rücksicht des Königs von Frankreich seyn, wären wir nicht von der Wahrheit der hier aufgestellten Bemerkungen fest überzeugt. Nicht Eigennutz bewegt uns dazu. Wird Holland bekriegt, so ist Gouda dem ersten Schlage ausgesetzt, die nachtheiligen Folgen der mit Frankreich angeknüpften Unterhandlungen dagegen wird diese Stadt später als andere fühlen. Aber keine zu fürchtende Gefahr konnte uns abhalten, unsere Meinung freimüthig auszusprechen, damit man die Sache in nähere Betrachtung ziehen kann, und sich durch die Urtheile des hohen Raths, des Hofes von Holland und der Seeländischen Staaten nicht irre leiten läßt. Werden unsere Gründe gehaltlos und unwichtig gefunden, so nehme man sie als das letzte Denkmal der Freiheit und herzlicher Verbrüderung auf! Denn wir fordern für unsere Freimüthigkeit keinen andern Lohn als den, mit einem ruhigen Gewissen den Schickungen des Höchsten entgegen gehen zu können. Und indem wir uns jetzt unschuldig achten an allem Unglück, welches die Unter-

handlung mit Frankreich über das Land bringen wird, bitten wir Gott es in Gnaden abzuwenden."

Diese Vorstellung der patriotischen Goudaer hielt jedoch die Generalstaaten nicht ab, den Beschluß zu fassen, der Krone Frankreich die Souveränität über die Niederlande unter näher zu bestimmenden Bedingungen anzubieten; und alle Landschaften und Korporationen, außer Oberissel, dem Adel Hollands und den Städten Amsterdam, Monnikendam und Gouda, willigten darein. Eine Deputation von vierzehn Personen ward ernannt, dem Könige von Frankreich die Wünsche der Nation vorzutragen. Sie schiffte sich (1585. Januar 3.) zu Briel ein, und begab sich über Boulogne nach Paris, wo sie trotz der Vorstellungen des Spanischen Gesandten D. Bernhardin de Mendoza, den 15ten des Hornungs die erste feierliche Audienz beim Könige hatte. Der Kanzler von Geldern, Elbert van Leeven oder Leoninus genannt, war Wortführer. Er bat den König, die Herrschaft und Vertheidigung der Niederländischen Völker zu übernehmen, von denen in früheren Zeiten die meiste Mitglieder des Französischen Reichs gewesen wären. Heinrich erwiederte freundlich, sie möchten ihm ihr Verlangen schriftlich einreichen. Sie übergaben hierauf eine Bittschrift, worin der König ersucht ward, die vereinigten Niederländischen Provinzen, Brabant, Flandern, Holland, Westfriesland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht und Mecheln unter seinen Scepter und Schutz zu nehmen, wie ehemals Kaiser Karl

der 5te sie besessen habe; ihre Vorrechte und die reformirte Religion in ihrem gegenwärtigen Zustande zu erhalten; einen Prinzen aus seinem Geblüt oder einen andern angesehenen Mann zu seinem Statthalter zu ernennen; einen Staatsrath, von dessen Mitgliedern zwei Drittheile Niederländer wären, zu bestellen; den Generalstaaten jährlich zwei Versammlungen und denen der einzelnen Landschaften, deren so oft sie es für nöthig fänden, zu verstatten; die Niederlande unzertrennlich mit der Krone Frankreich zu verbinden; die Schenkung einiger Länder und Herrlichkeiten an den verstorbenen Prinzen von Oranien zu bestätigen, und das Haus Nassau, dem die Niederländer so große Verbindlichkeiten hätten, und welches sich zu ihrer Vertheidigung mit drückenden Schulden belastet habe, zu entschädigen.

Der König schien vollkommen zufrieden mit den gemachten Bedingungen, wodurch ihm eine weit größere Gewalt eingeräumt ward, als der Herzog von Anjou besessen hatte. Die Niederländische Gesandtschaft, welche nicht mehr an einem baldigen erwünschten Abschluß der Unterhandlungen zweifelte, bat jetzt um eine schleunige Truppenhülfe zum Entsatz der bedrängten Hauptstadt Brabants. Aber wie groß ist ihr Erstaunen, als anstatt der erwarteten Zusage dieser Bitte, der Kanzler Chiverey ihr die unerwartete Eröffnung macht: Der König, wie sehr es auch sein Wunsch sey, den Niederländern nützlich zu werden, sehe sich doch für jetzt gänzlich außer Stande ihnen

Hülfe zu leisten. Durch diese Erklärung war auf einmal der Faden der Unterhandlung zerrissen, und den Gesandten blieb nichts übrig als den Französischen Hof (1585. März 17.) zu verlassen, und, mißvergnügt über ihre vereitelten Hoffnungen, nach Holland zurück zu kehren. So entgingen die Niederländer dem Französischen Joche, welches ihr Kleinmuth ihnen aufzulegen im Begriff stand. Ohne die Verwirrungen, welche die berüchtigte Ligue damals über Frankreich ausströmte, ohne die Trägheit eines weichlichen Fürsten und ohne seine, von den Ministern genährte Furcht vor dem Spanischen Monarchen, wäre ihr thörichter Wunsch erfüllt worden. Sie hätten dann einen Despotismus mit dem andern vertauscht, denn ein schwächeres Volk, welches sich unter den Schutz des stärkeren begiebt, wird immer der Sklave desselben; und die Geschichte kennt keinen blühenden Niederländischen Freistaat, der in den folgenden Jahrhunderten demselben Reiche, dessen Oberherrschaft er jetzt als eine Gnade erbettelte, mehr als einmal Gesetze vorschrieb. Das Ereigniß, welches ein großer Theil der Niederländer in diesem Augenblick als ein hartes Unglück beklagte, war das Mittel, sie von neuen Fesseln zu retten, in welche Frankreich erst zwei Jahrhunderte später ihre entarteten Nachkommen schlug.

Je mehr Bestürzung der Verlust der Hoffnung auf Französische Hülfe in den vereinigten Provinzen verbreitete, desto ernstlicher drangen jetzt mehrere Landschaften, besonders Holland auf Fortsetzung der Trak-

taten mit England, weil keine andere Aussicht auf auswärtigen Beistand vorhanden sey. Elisabeth selbst schien jetzt die Provinzen dazu aufzufordern. Die arglistige Fürstin hatte wahrscheinlich nicht erwartet, daß sie in Rücksicht Frankreichs einen so raschen, ihren geheimen Planen und Wünschen so wenig entsprechenden Entschluß fassen würden. Da der Schritt einmal geschehen war, ließ sie den Generalstaaten durch ihren Gesandten Davison eröffnen: Sie habe den König nicht zu einer gemeinschaftlichen Unterstützung der Provinzen bewegen können, indeß wäre sie gern bereit zur Verbesserung ihrer Lage die Hand zu bieten, ohne die Unterhandlungen mit Frankreich zu stören, oder auf die Souveränität Ansprüche zu machen.

Diese Erklärung bestimmte die Staaten, sich mit eben den Aufträgen, welche in Frankreich kein Gehör gefunden hatten, an Elisabeth zu wenden, trotz des Widerspruchs der Commune von Gouda, welche ihren Grundsätzen getreu, nur auf ein Gesuch um Beistand stimmte, aber das Anerbieten der Oberherrschaft verwarf. Noch während der Belagerung Antwerpens (1585. Jul. 6.) ging eine Deputation von zwölf Personen, unter denen sich Paul Buis und der große Patriot Johann von Oldenbarnevelt befanden, nach London, und bat die Königin im Namen der Utrechter Bundesgenossen, über die Provinzen des Bundes die Oberherrschaft zu übernehmen, oder sich doch für ihre beständige Beschützerin zu erklären. Nichts beweist so sehr den unendlichen Abscheu der Niederländer gegen

das Joch der Entvölkerer beider Indien und der Erfinder der Inquisition, als ihre Bereitwilligkeit, alles, selbst das kostbarste Gut eines edlen Volks, die Freiheit aufzuopfern, um sich gegen das Zurücksinken unter dasselbe zu sichern. Der Antrag der Gesandten ward von der Königin, nach den Grundsätzen ihrer bedachtsamen und räthselhaften Politik, ihren eigenen geheimen Wünschen zuwider, verweigert, und erst nach vielen Schwierigkeiten kam zu Nonsuch nachfolgender Vertrag zwischen beiden Theilen zu Stande. Die Königin verspricht, den vereinigten Provinzen ein Hülfscorps von 4000 Mann zu Fuß und 400 Reitern während der Dauer des gegenwärtigen Kriegs zu bewilligen, wogegen sich die Staaten verpflichten, ihr die Städte Vliessingen, Briel und das Schloß Rammekens als Unterpfand für die von ihr zu machenden Geldvorschüsse in der Art zu überlassen, daß die gedachten Plätze mit Englischen Truppen besetzt werden, aber die Befehlshaber kein Recht haben sollen, sich in die Civilverfassung derselben zu mischen. Der Königin wird das Recht zugestanden, nicht nur einen Oberstatthalter über die vereinigten Provinzen, sondern auch zwei ihrer evangelischen Unterthanen als Mitglieder des Staatsraths einzusetzen. Dem Statthalter soll die Gewalt zustehen, in allen Landesangelegenheiten gemeinschaftlich mit dem Staatsrath Verfügungen zu treffen; und alle Streitigkeiten zwischen den einzelnen Provinzen, welche nicht auf dem gewöhnlichen Wege Rechtens abgethan werden können, sollen der Entscheidung der Kö-

nigin und ihres Statthalters, mit Zuziehung des Staatsraths, überlassen werden.

Die Bestätigung dieses Vertrags erfolgte am 2ten des Weinmonats, und bald darauf erschienen die Englischen Truppen in den Niederlanden, leider zu spät um Antwerpen retten zu können. Der Fall dieser Stadt, welcher die Gefahr dringender machte, bewog die Königin, das Hülfcorps bis auf 5000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter zu verstärken. Außer diesen besetzten noch 1200 Mann unter Thomas Cecil und Philipp Sidnei Briel, Vliessingen und Rammekens. Die Königin rechtfertigte die mit den abtrünnigen Niederländern eingegangene Verbindung bei den Europäischen Staaten durch die früheren Bündnisse, welche schon vor dem Ausbruch der Revolution zwischen ihr und dem Niederländischen Volke ohne Rücksicht auf dessen Fürsten bestanden hätten.

Zum Feldherrn ihrer Truppen und Statthalter in den Niederlanden ernannte sie ihren Liebling Robert Dudlei, Grafen von Leicester, und bewies durch diese Wahl, welche nicht der Fürstin sondern dem Weibe angehörte, daß sie bei allen ihren Regententugenden doch die gemeinsten Schwachheiten ihres Geschlechts nicht verläugnen konnte. Robert Dudlei war der Sprößling eines alten und angesehenen Geschlechts, dessen Geschichte sich weniger durch große und rühmliche Thaten, als durch eine Reihe tragischer Vorfälle auszeichnet. Edmund Dudlei, Roberts Großvater, ward unter König Heinrichs des 8ten Regierung öffentlich enthauptet.

Gleiches Schicksal traf seinen Vater John und seinen Bruder Gilford Dudlei, den Gemahl der geistreichen und liebenswürdigen Johanna Grai, unter der Regierung der bigotten Maria. Roberts Loos war der Kerker. Auch die damalige Prinzessin Elisabeth war damals eine Gefangene. Eine vortheilhafte körperliche Bildung und ein einnehmendes Betragen empfahlen der Prinzessin den jungen Mann, und reizten ihre Sinnlichkeit, und gleiches Schicksal und gleiche Besorgnisse gaben den ersten Eindrücken ein bleibendes Interesse. Als Elisabeth den Englischen Thron bestiegen hatte, wuchs ihre Zärtlichkeit für ihren ehemaligen Mitgefangnen, und er galt eine Zeitlang für ihren erklärten Günstling und selbst für ihren heimlichen Gemahl. Sie erhob ihn nach und nach zu den höchsten Ehrenstellen, ertheilte ihm die Würde eines Grafen von Leicester, und machte ihn endlich zum Befehlshaber der Niederländischen Hülfstruppen.

Nur allein dem zufälligen Umstande, der Favorit seiner Königin zu seyn, nicht seinen Verdiensten, verdankte Leicester diese glänzenden Auszeichnungen. Er war weder Feldherr noch Staatsmann, weder fähig eigene große Ideen und Ansichten zu fassen, noch sich fremder zu bemächtigen. Stolz ohne Kraft und Großmuth, herrschsüchtig ohne Muth und Menschenkenntniß, schätzte er auch an andern die Tugenden nicht, welche er selbst nicht besaß; und begnügte sich in dem von der Majestät erborgten Schimmer vor seinen Mitbürgern einher zu prunken, ohne durch eigene Größe

ihre Achtung zu gewinnen. Es war ein großer Mißgriff von der staatsklugen Elisabeth, daß sie einen Mann an die Spitze der Niederländischen Angelegenheiten stellte, der in die Geheimnisse ihrer listigen und versteckten Politik nicht einzudringen vermochte, und dem alle Eigenschaften fehlten die ihm übertragene Rolle gut zu spielen. Daß der eitle, frivole, von seinen eigenen Landsleuten gehaßte und verachtete Hofmann dem schlichten geraden Niederländer nicht gefallen werde, war leicht vorher zu sehen, und die Erfahrung bestätigte es. Anstatt den Zweck seiner Sendung, wenigstens den von den Niederländern gedachten Zweck, zu erfüllen und der Schutzengel des bedrängten Landes zu werden, ward er dessen gefährlichster Feind. Um sich selbst oder seine Königin in den Besitz der Oberherrschaft zu setzen, nährte er den Geist der Faktionen unter der Nation, und wiegelte sie wider die Obrigkeit auf. Auch würden bei einem leidenschaftlicheren und minder bedächtigen Volke, dessen Liebe er zugleich zu gewinnen gewußt hätte, seine Entwürfe vielleicht gelungen seyn und Aufruhr und Blutvergießen erzeugt haben. Aber glücklicherweise bewahrte die Niederländer ihr kälteres Temperament vor solchen Ausschweifungen, und ihr gesunder Verstand wirkte der Arglist des neuen Statthalters kräftig entgegen.

Elisabeth ertheilte dem Grafen vor seiner Abreise nach Seeland eine geheime Instruktion, wodurch er angewiesen ward, genaue Erkundigung über den Vermögenszustand der vereinigten Provinzen einzuziehen, weil

man ihr die Annahme der Oberherrschaft über das Land angerathen habe, wenn es selbst die nöthigen Hülfsmittel zu seiner Vertheidigung aufbringen könne. Dieser Umstand beweiset zur Gnüge, daß der Königin geäußerter Widerwille gegen die ihr angebotene Souveränität nur verstellt war. Ihr Ehrgeiz wünschte sich allerdings im Besitz derselben, aber sie wollte erst den Lauf der Begebenheiten abwarten, ehe sie das Erbieten der Staaten annahm. War er glücklich, so blieb ihr die Erfüllung ihres geheimen Wunsches gewiß genug; trafen aber die Niederländer in der Folge solche Unfälle, welche ihren Widerstand gegen die Spanische Uebermacht vergeblich machten, so konnte sie sich als bloße Bundesgenossin ohne Schande aus dem Spiele ziehen. Ueberdem erforderte die Lage der Schottischen Angelegenheiten ihre ganze Aufmerksamkeit, und sie hatte Ursach Spanien zu schonen, um nicht mit dieser Macht in einen Krieg verwickelt zu werden. Welche hohe Begriffe man damals noch von dem Uebergewicht der Spanischen Monarchie hatte, beweist eine Aeußerung des Königs Gustavs von Schweden, welcher bei der Nachricht von dem Bündnisse der Königin mit den Niederländern ausrief: „Jetzt hat Elisabeth die Krone von ihrem Haupte genommen und auf das ungewisse Spiel des Kriegs gesetzt!“

Die dem Grafen Leicester ertheilte Instruktion bewies nicht nur den Willen der Königin, die Souveränität über die Niederlande unter günstigeren Umständen anzunehmen, sondern auch den Wunsch, daß die Niederländer dieses Joch auf eigene Kosten erkaufen sollten;

denn sie fürchtete die Unzufriedenheit ihrer alten Unterthanen zu erregen, wenn sie ihnen einer fremden Angelegenheit wegen neue Auflagen aufbürdete, und überdem war übertriebene Sparsamkeit ein Hauptzug ihres Charakters. Zufälligerweise erfuhren die Niederländischen Deputirten in England etwas von Leicesters geheimen Verhaltungsbefehlen, und wurden dadurch zuerst mit Argwohn gegen die Königin und den Grafen erfüllt.

Im December begab sich der Graf mit einem glänzenden Gefolge aus dem vornehmsten Englischen Adel, in welchem sich auch sein Stiefsohn der nachmals so berühmt gewordene Graf Esser befand, am Bord, und segelte nach den Niederlanden über (20. December 1585.), wo er zu Vliessingen ans Land stieg. Sein Empfang war äußerst glänzend, in allen Holländischen Städten, durch welche er ging, ward er mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und die Generalstaaten, mit seinen Verhältnissen zu der Königin bekannt, erklärten ihn zum Statthalter der vereinigten Provinzen (7. Februar 1586.), gaben ihm eine Ehrenwache, und waren verblendet genug ihm fast die Achtung eines Souveräns zu beweisen. In seiner Bestallung beehrte man ihn mit dem Prädikat, Durchlauchtigster Prinz, und die ihm darin verliehene Gewalt war ausgedehnter als sie irgend ein anderer Generalgouverneur gehabt hatte. Durch eine solche Auszeichnung ihres Feldherrn glaubten die Generalstaaten den Beifall der Königin zu gewinnen. Wie erstaunten sie daher, als ihnen Elisabeth, wahrscheinlich aus Rücksichten gegen Spanien,

ihren Unwillen darüber bezeigte, daß sie dem Grafen zugleich mit der Statthalterwürde fast die ganze Regierung übertragen hätten, die sie doch selbst ausgeschlagen habe (23. März)! Die Staaten erwiederten, sie hätten dem Statthalter eine so große Gewalt verliehen, um ihm desto mehr Ansehn und Gehorsam zu verschaffen, doch sey diese Gewalt auch widerruflich. Die Königin ließ sich durch diese Erklärung leicht beruhigen, und die Staaten hatten dadurch zugleich die Uebereilung, womit sie dem Grafen eine so große Macht verliehen, zum Theil wieder gut gemacht, weil sie sich darin als die Quelle dieser Macht angaben.

Der neue Statthalter zeigte sich gleich anfangs als einen großen Eiferer für den protestantischen Glauben, um die Gunst des Volks zu gewinnen. Er empfing das Abendmahl mit der höchsten Andacht, und hielt Berathschlagungen mit der Geistlichkeit, über die Mittel zur größern Ausbreitung des Protestantismus. Diese Heuchelei, denn weiter war sein Betragen nichts, blendete den gemeinen Haufen, welcher enthusiastisch an den äußeren Formen seiner Sekte hing; aber die Verständigeren blickten durch die Maske, und entzogen ihm ihre Achtung und ihr Zutrauen. Hätte Leicester die großen Erwartungen erfüllt, welche man anfangs von ihm hegte, und wäre er ein Mann von Muth und Talenten gewesen, so war es eben so gut um die Freiheit der Republik gethan, als wenn Heinrich der 3te die ihm angetragene Oberherrschaft angenommen hätte; aber ihr Schutzgeist wandte die doppelte Gefahr von ihr ab.

Johann von Oldenbarnevelt, jetzt Advokat von Holland an der Stelle von Paul Buis, welcher aus Verdruß über die Unterhandlungen mit Frankreich diese Würde niedergelegt hatte, entdeckte Leicesters geheime Plane, und gab den Staaten Rathschläge sie zu vereiteln. Auf seinen Vorschlag trafen sie, noch ehe der Graf den Niederländischen Boden betrat, eine Verfügung, den Wirkungen seines Ehrgeizes ein Gegengewicht zu geben, indem sie den Grafen Moritz von Oranien zum Statthalter von Holland und Seeland erwählten, um dadurch die Gewalt des künftigen Statthalters zu beschränken.

Moritz war der zweite Sohn Wilhelms von Oranien von dessen zweiter Gattin der Prinzessin Anna von Sachsen. Er war geboren zu Dillenburg am 13. November 1567. Im Jahre 1582 sandten ihn die Staaten von Holland auf die hohe Schule zu Leiden, und übernahmen gemeinschaftlich mit den Staaten von Seeland und Utrecht die Sorge und die Kosten für seine Erziehung, als hätten sie eine Vorahnung gehabt von den großen Diensten, welche dieser Jüngling einst dem Vaterlande leisten werde. Ihre Sorgfalt für ihn ging so weit, daß, als der Herzog von Parma im Jahre 1583 anfing sich zur See zu rüsten, sie seinem Hofmeister ausdrücklich verboten, ihn an den Strand von Katwik gehen zu lassen, damit er nicht in Gefahr geriethe von den Feinden aufgehoben zu werden. Schon in seiner frühen Jugend gab Moritz Beweise eines richtigen Verstandes und einer schnellen Beurtheilungs-

kraft, und diese nebst andern treflichen Eigenschaften entwickelten sich immer glänzender in der großen Schule der Erfahrung eines thatenvollen Lebens. Weniger groß als Staatsmann wie sein Vater, übertraf er ihn weit als Feldherr. Mit einem unerschütterlichem Muthe, der das Gefährlichste nicht scheut, verband er die höchste Vorsicht, und selbst das Glück, welches seine Waffen begünstigte, konnte ihn nie zu einer Uebereilung hinreißen. So erhob er sich nach und nach zu einem der größten Generale seiner Zeit, führte neue Gesetze und Waffenübungen unter den Truppen ein, vervollkommnete die Belagerungskunde, und sein Lager galt für eine hohe Schule des Kriegs, die stets von einer Menge Freiwilliger aus allen Nationen besucht ward, um unter diesem Meister die Kriegskunst zu erlernen. In seinem Privatleben war er mäßig und genügsam, und ob er gleich seiner Würde gemäß einen glänzenden Hofstaat unterhielt, sah man doch nirgends Verschwendung in seinen Umgebungen. An den gewöhnlichen Lustbarkeiten fand er eben so wenig Geschmack als sein Vater, seine Lieblingsergötzung war das Schachspiel. Er liebte den Krieg, weil er in dieser Sphäre am meisten glänzte, doch waren ihm auch die sanften Gefühle der Liebe nicht fremd. Zwar war er nie verheirathet, aber er stand in einer zärtlichen Verbindung mit Maria Mechelen, einer edlen Brabanterin, die ihn zum Vater mehrerer Kinder machte. Sein Charakter war nicht ohne Flecken, und sein grenzenloser Ehrgeiz, den er nicht wie sein Vater zu beherrschen wußte, brachte die

Freiheit der Republik mehr als einmal in Gefahr. Dennoch waren seine Klugheit und seine Feldherrntalente ein großes und unerwartetes Glück für sie, denn indem er die Plane seines Vaters standhaft und glücklich verfolgte, erhob er sie in seinen spätern Jahren auf den Gipfel des Ruhms und zu demjenigen Punkt, wo der Europäische Staatenverein anfing sie als unabhängige Macht zu erkennen.

Nach seines Vaters Tode (1584.) ward Moritz zum Chef des Staatsraths ernannt. Während den Berathschlagungen über die Verbindung (24. Septemb. 1585.) mit Frankreich, ermahnte er die Staaten von Holland, jene Verbindung nicht zu eilfertig abzuschließen, auch dabei das Interesse seines Hauses nicht ganz zu vergessen. „Mein Vater — so schloß er seine Vorstellung — hat Vermögen und Leben für die gemeinschaftliche Sache aufgeopfert, und auch ich biete euch meine Dienste an, in allem wozu ihr mich bei meiner Jugend und Unerfahrenheit für tüchtig haltet; denn ich habe fest beschlossen, so viel in meinen Kräften steht, zum Wohl des Landes beizutragen.“ Die Generalstaaten selbst verkannten die Verpflichtung nicht, welche die Republik dem Sohne, der Verdienste des Vaters wegen, habe, und äußerten dieß besonders in der Denkschrift, worin sie die Holländer zu der Vereinigung mit Frankreich aufforderten. Es heißt darin unter andern: „Die Dankbarkeit gegen den Prinzen von Oranien würde gewiß jeden von uns bewegen, seinen Sohn Moritz

zum Souverän der Niederlande zu wählen, wenn er Macht genug besäße sie zu beschützen.

Nach dem Abschluß des Traktats mit England ward Moritz zum Statthalter, General-Capitain und Admiral von Holland und Seeland erhoben, wodurch er in einen ausgebreiteteren Wirkungskreis trat. In seiner Bestallung (14. Novemb. 1585) ward ihm zur Pflicht gemacht: die Hoheit, Wohlfahrt und die Privilegien des Landes, so wie die protestantische Religion aufrecht zu erhalten, jedem Recht zu verschaffen und die Verordnungen nach dem Gutachten des Raths von Holland zu vollziehen, die Obrigkeit in den Städten, wo es nöthig sey, zu verändern, und gemeinschaftlich mit den abgeordneten Räthen über die Sicherheit der Provinzen zu wachen. Zugleich ertheilten ihm die Staaten den Titel eines Prinzen von Oranien, obgleich das Fürstenthum Orange eigentlich auf seinen älteren Bruder Philipp Wilhelm gefallen war. Merkwürdig ist, daß Moritz der erste war, dem die Generalstaaten die Statthalterwürde ertheilten. Ehemals wurden die Statthalter der Niederländischen Provinzen von den Landesfürsten eingesetzt, und die Staaten gaben daher durch diese Handlung einen Beweis, daß bei ihnen die Souveränität sey, und daß sie die Vorrechte derselben auch auszuüben entschlossen wären. Der Graf von Leicester, welcher sich damals noch in England befand, äußerte große Unzufriedenheit über die Erhebung des neunzehnjährigen Moritz; aber durch die Vorstellung der Staaten, daß von uralten Zeiten her jede Provinz ihren besondern

Statthalter gehabt habe und daß dem Grafen Moritz nach den Gewohnheiten Teutschlands, wo auch die nachgebornen Söhne Titel und Rang des Vaters erbten, der Titel Prinz gebühre, schien er wieder beruhigt.

Während der eben erzählten politischen Ereignisse hatten auch die Waffen in den Niederlanden nicht gerastet, und man fuhr fort sich in mehreren Provinzen mit großer Erbitterung, jedoch ohne wichtige Erfolge zu schlagen. Schon während der langen Blokade Antwerpens hatte der tapfere Tassis den Königlichen Waffen das Uebergewicht an der Yssel verschafft. Am 23. Junius (1585) schlug er die Truppen der Staaten unter dem Grafen von Newenaar und Joost de Zoete von Villers, welcher seit Wilhelms von Oranien Tode Statthalter von Utrecht war, bei Wouvenberg im Stifte Utrecht; und Graf Wilhelm Ludwig von Nassau suchte vergebens diese Niederlage durch einen Ueberfall auf Gröningen zu rächen, welcher gänzlich mißlang.

Nach der Ankunft der Englischen Hülfstruppen rückte der Graf von Newenaar in die Betau, eine Landschaft zwischen dem Rhein und der Waal, bemächtigte sich der Schanze Ysseloord ohnweit Arnhem (15. Oktober 1585) und vereinigte sich darauf mit Martin Schenk, welcher aus Unzufriedenheit den Spanischen Dienst verlassen und von den Generalstaaten als Feldmarschall in den ihrigen wieder aufgenommen worden war. Beide Befehlshaber verabredeten eine gemeinschaftliche Unternehmung, den Spaniern Nimwegen zu entreißen, durch Hülfe eines geheimen Verständnisses mit einigen Bür-

gern in der Stadt, welches aber entdeckt und vereitelt ward. Die Ständischen Feldherren besetzten darauf die umliegenden Orte, warfen der Stadt gegenüber eine Schanze auf (Novemb.) und beschlossen sie in Brand zu stecken. Sie bedienten sich dazu einer Art großer Brandkugeln aus Harz, Pech, Schwefel, Salpeter und Schießpulver. Diese Brennstoffe wurden zusammengeschmolzen und noch warm in einen Sack gedrückt, der mit schwachen Seilen umstrickt und in zerlassenes Pech getaucht ward. Sie wurden aus kurzen Geschützen oder Böllern abgeschossen, erreichten aber, wahrscheinlich wegen ihrer zu geringen Schwere im Verhältniß der Pulverladung, nur selten ihr Ziel, und entstand auch ein Brand in der Stadt, so ward er schnell wieder gelöscht. Endlich erschien Hautepenne mit 6000 Mann in der Betau, und nöthigte die Ständischen sich von Nimwegen zurück zu ziehen.

Der Herzog von Parma hatte sich nach der Eroberung Antwerpens noch einige Monat in dieser Stadt aufgehalten, die neue Verfassung derselben organisirt, und den tapfern Veteran Christoph Mondragone zum Befehlshaber in der wieder aufgebauten Citadelle ernannt. Der König, auf die Nachricht von dem Bündniß Elisabeths mit den abgefallenen Niederländern, sandte dem Herzog neue Geldrimessen und setzte ihn dadurch in den Stand, den Truppen einen Theil des rückständigen Soldes auszuzahlen, dessen Ausbleiben verschiedene unruhige Bewegungen besonders unter den Wallonen veranlaßt hatte. Der König überschickte zu-

gleich mehreren vornehmen Niederländern, unter andern den Grafen von Aremberg und Egmont, dem Marquis von Varambon und dem Baron Montigni den Orden des Vliesses oder ertheilte ihnen neue Ehrenstellen, um sie durch diese verführerischen Lockspeisen des Despotismus noch fester an sein Interesse zu knüpfen.

Zu Anfange des Winters (December) begab sich der Herzog von Antwerpen nach Brüssel, um in diesem alten Sitz der Niederländischen Generalgouverneure seinen Winteraufenthalt zu nehmen, welchen er während der vergangenen Jahre anfangs in Mons und dann in Dornik gehabt hatte. Zugleich verlegte er den größten Theil seines Heers in die Winterquartiere auf das linke Ufer der Maas. Vier teutschen Regimentern wurden die Ortschaften zwischen Herzogenbusch und Ravestein angewiesen, einige Fahnen Wallonen besetzten die Gegend um Grave, um diesen Platz zu beobachten; Juan de Aguila faßte mit seinem Spanischen Regimente bei Herzogenbusch Posto, und Francisco Bobadilla mit drei alten Spanischen Regimentern, etwa 5000 Mann stark, rückte auf das Bommelerwaard, eine Art von Insel, welche von der Maas und Waal gebildet wird. Die Landleute, von der Ankunft der Spanier vorher benachrichtiget, hatten aus Furcht vor den Bedrückungen dieser Truppen ihre Dörfer verlassen und sich mit ihren besten Sachen nach Bommel, dem Hauptort des Ländchens, geflüchtet. Kaum waren die Spanier auf der Insel angelangt, so fingen die Maas und Waal an zu steigen. Sogleich eilte Graf Hohenlohe mit einem klei-

nen Geschwader die Maas herauf und ließ an mehreren Stellen die Dämme durchstechen, wodurch fast die ganze Insel überschwemmt ward. Die Spanier sahen sich plötzlich in die gefährlichste Lage versetzt. Um nicht von den Wellen verschlungen zu werden, flüchteten sie auf Anhöhen, Dämme, Thürme und nach andern erhabenen Orten. Hier ohne Obdach und Nahrungsmittel, selbst ohne Feuerung ihre erstarrten Glieder zu erwärmen, und rings von Hohenlohe's Fahrzeugen eingeschlossen, schien ihnen nichts übrig, als sich entweder der Gnade des Feindes zu überlassen, oder durch Hunger, Frost und Wellen umzukommen. Aber diese tapfern Soldaten kannten keine andere Wahl als die, welche ihnen die Ehre vorschrieb. Sie verwarfen Hohenlohe's Aufforderung sich zu ergeben, befestigten ihre Zufluchtsplätze so gut als möglich, und verschworen sich unter einander, lieber jedes Ungemach zu erdulden, als sich ungerochen in die Gewalt eines Feindes zu überliefern, gegen den sie nichts als Verachtung fühlten.

Ein zufälliger oder durch geheime Veranstaltung veranlaßter Umstand gab ihrem Muthe einen noch poetischeren Schwung. Ein Soldat, welcher bei der Kirche des Dorfs Empelen an einer Brustwehr arbeitet, stößt nach einigen Spatenstichen auf eine Tafel, und als er sie aufhebt und betrachtet, entdeckt er zu seinem Erstaunen ein Bild der heiligen Jungfrau darauf. Voll Freude ruft er seine Kameraden herbei. Bobadilla selbst, der in der Nähe ist, erscheint. Man staunt, man bewundert die Frische der Farben, die Schönheit

des Kolorits, man wird nicht müde die Züge des Bildes zu bewundern, und dieser unerwartete Fund scheint eine gewisse Rettung zu versprechen. Das wunderbare Bild wird mit militärischen Feierlichkeiten in die Kirche gebracht und zur Adoration aufgestellt. Tausend Kniee beugen sich vor ihm, und von tausend Lippen ertönen die Worte: Heilige Jungfrau, verlaß deine Soldaten nicht in der Gefahr, womit die Wuth der Elemente und der Ketzer sie umringt!

Die Hoffnung der Krieger ward nicht getäuscht. Nachdem sie einige Tage (11. 12. December) mit dem äußersten Elende gekämpft hatten, schlug die Stunde der Rettung aus ihrem furchtbaren Kerker. Die Natur selbst, welche sie in diese gräßliche Lage versetzt hatte, ward ihre Befreierin. Ein plötzlich eingetretener Frost zwang den Grafen Hohenlohe, sich eilend mit seinem Geschwader zurück zu ziehen. Nach seiner Entfernung eiseten die Spanier das Fahrwasser auf, und erreichten, da die Niederländer aus Nachlässigkeit die Schanze bei Locht unbesetzt gelassen hatten, glücklich, aber in den traurigsten Umständen, Herzogenbusch. Die Bürger dieser Stadt nahmen die Halbverhungerten mitleidig in ihre Häuser auf, und pflegten sie mit der größten Sorgfalt. Dennoch starben viele an den Folgen des erlittenen Ungemachs, oder verloren Finger und Zehen durch den Frost. Der Herzog von Parma hatte auf die erste Nachricht von der seinen Kriegern drohenden Gefahr Brüssel verlassen, um ihnen zu Hülfe zu eilen, aber schon bei Herenthals erfuhr er ihre Rettung

und kehrte zurück. Der Stadt Herzogenbusch ließ er für ihre Theilnahme danken und beschenkte sie mit einer goldenen Schale.

Der strenge Frost, welcher Bobadilla's Corps vom Untergange rettete, begünstigte auch in einer andern Gegend die Spanischen Waffen. Er bahnte dem Obersten Tassis den Weg zu einem Einfall in Friesland (23. Januar 1586), wo er Zevenvolde verheerte, und den Verweser des Ständischen Statthalters der Provinz, Sten=Malsen, einen Dänischen Edelmann, bei Burum aufs Haupt schlug. In diesem Gefecht hatte Graf Oswald von dem Berge, welcher dem König diente, das Unglück, von seinen eigenen Waffengefährten erstochen zu werden, weil er eine eroberte Friesische Fahne trug und deshalb für einen Niederländischen Fähnrich gehalten ward. Das eingetretene Thauwetter verhinderte Tassis an Verfolgung seines Siegs, und trieb ihn wieder aus dem Lande. Sein Einfall hatte indeß ein solches Schrecken über die ganze Provinz verbreitet, daß viele Städte und Dörfer von dem Spanischen Statthalter Verdugo Schutzbriefe erkauften. Der letztere ließ eine Schmähschrift gegen die Staaten ausstreuen, worin er die Friesen aufforderte sich mit dem Könige auszusöhnen, und einigen feigen Buben, welche sie daran hindern wollten, die Köpfe zu spalten. Graf Philipp Wilhelm von Nassau, der Ständische Statthalter von Friesland, traf dagegen die zweckmäßigsten Maßregeln die Provinz der Republik zu erhalten.

Auch in Geldern waren die Königlichen eingedrun=

gen. Zweihundert Spanier unter dem Hauptmann Pedro Cornero besetzten das Kloster Veterwerde zwischen Grave und Venloo, um von hier aus die Besatzung von Venloo zu beobachten, während Karl Mansfeld Grave blokirte. Aber Schenk, welcher kurz zuvor ein Italienisches Geschwader unter Appio Conti geschlagen und aufgerieben hatte, überfiel das Kloster von Venloo aus, und griff es mit 600 Niederländern an. Die Besatzung vertheidigte sich mit der äußersten Tapferkeit. Schon war die Mauer mit einem Sturmbock eingestoßen, und das Kloster brannte an vier Ecken, dennoch schlug sie einen dreimal wiederholten Sturm zurück. Endlich thaten die Spanier einen wüthenden Ausfall, und es würde ihnen vielleicht gelungen seyn, sich durchzuschlagen, wären sie nicht von 300 Niederländischen Reitern in der Flanke angegriffen worden. Schenk kostete die Eroberung dieses unbedeutenden Platzes 200 Mann; die tapferen Vertheidiger desselben verloren alle das Leben bis auf sechs schwer Verwundete, unter welchen sich der Befehlshaber Cornero selbst befand, der drei Schüsse und einen Lanzenstoß erhalten hatte. Die Spanier zu Lottum ergrimmten über die Niederlage ihrer Waffengefährten, und ermordeten aus Rache einige gefangene Niederländer.

Schenk zog nach dieser Eroberung an den Rhein, vereinigte sich mit Hermann Kloet dem Befehlshaber von Neus, und beide Verbündeten überfielen die Stadt Werle in Westphalen und bemächtigten sich derselben, das Schloß aber widerstand ihren Angriffen. Die bei=

den Partisane beschlossen, sich in der Stadt festzusetzen, und von hier aus Streifzüge durch die benachbarte Gegend zu machen. Sie schlugen 4000 Bauern in die Flucht, welche der Adel des Landes aufgeboten hatte, ihren Plünderungen Einhalt zu thun; da sie sich aber des Schlosses nicht bemächtigen konnten, und Nachricht erhielten, daß Hautepenne und Verdugo gegen sie im Anzuge wären, so ließen sie die Stadt ausplündern und verließen sie wieder (März). Schenk schlug sich auf dem Rückzuge durch Hautepenne's Corps und kam mit seiner Beute glücklich zum Grafen Leicester, der ihn mit dem Ritterschlage und einer kostbaren goldnen Kette für seine Tapferkeit belohnte.

Der Herzog von Parma, welcher sich noch zu Brüssel befand, hatte beschlossen, sich an der Maas festzusetzen und von dort seine siegreichen Waffen nach Holland zu tragen. Einer der wichtigsten Plätze an diesem Strome war Grave, eine feste, dem Hause Oranien zugehörige Stadt, worin Lubert Turk von Hemert, ein junger Edelmann aus Geldern, mit vier Fahnen in Besatzung lag. Schon im December hatte Karl Mansfeld die Stadt berennt, und ihr die Zufuhr abgeschnitten. Leicester trug dem Grafen Hohenlohe und dem Ritter Norris auf, sie entweder zu entsetzen oder aufs neue zu verproviantiren. Das letztere gelang nach einem mörderischen Gefecht der vereinigten Niederländer und Engländer mit einem Spanischen Corps unter Thomas Aquila und Georg Basta, worin die Spanier mit einem Verlust von 500 Mann in die Flucht geschlagen wur-

den und Norris einen Lanzenstoß in die Brust erhielt. Der Herzog von Parma beschloß jetzt Grave förmlich zu belagern, ließ das Blokadecorps vor der Stadt verstärken (Mai 12.), und begab sich in eigener Person dahin. Aber fast hätte der große Feldherr vor den Mauern dieser Stadt das Ziel seiner Thaten erreicht, denn indem er die angelegten Belagerungswerke auf beiden Seiten der Maas besichtigt, streckt eine Kanonenkugel sein Roß unter ihm zu Boden, und sogleich verbreitet sich in der Stadt und im Lager das Gerücht von seinem Tode. Aber er war unverletzt geblieben, raffte sich schnell wieder auf und eilte zu Fuß ins Lager, um sich seinen bestürzten Soldaten zu zeigen, die ihn mit einem Freudengeschrei begrüßten. Nach einer heftigen Beschießung aus vier und zwanzig Feuerschlünden, ward ein allgemeiner Sturm auf die Stadt beschlossen. Bei dem Anblick der Anstalten dazu, erhoben die Weiber und Kinder ein solches Wehklagen, daß mehrere Hauptleute und selbst der Befehlshaber Hemert dadurch muthlos gemacht wurden. Man bot dem Feinde eine Kapitulation an, und die Stadt ergab sich (1586. Jun. 7.) auf billige Bedingungen.

Graf Leicester war eben auf dem Marsch begriffen um Grave zu entsetzen, als er die Nachricht von dem Verlust der Stadt empfing, welche ihn um so mehr überraschte, da ihm Hemert erst den Tag zuvor berichtet hatte, daß sie sich noch lange halten könne. Unwillig kehrte er nach dem Bommelerwaard zurück, und da nach dem Urtheil der Sachverständigen die Ueber=

gabe Grave's zu schnell und ohne Noth erfolgt war: so wurden der Befehlshaber Hemert und einige andere Offiziere von der Besatzung zu Utrecht vor ein Kriegsgericht gestellt, welches den ersteren und zwei Hauptleute zum Tode verurtheilte. Die Staaten von Holland drangen auf Vollziehung des Urtheils, und Leicester bestätigte es. Hemert ward stehend enthauptet und erklärte noch wenige Augenblicke vor seinem Tode, nicht Treulosigkeit, sondern Zaghaftigkeit aus Mitleid habe ihn strafbar gemacht.

Hemerts strenge Bestrafung fand allgemeinen Beifall in den vereinigten Provinzen, und man pries Leicester als den Wiederhersteller der gesunkenen militärischen Disciplin; aber nur zu bald ereignete sich ein Vorfall, welcher bewies, daß er nicht immer so gerecht handelte. Hohenlohe überfiel ohnweit Breda ein Geschwader Italienischer Reiter unter Camillo del Monte, schlug es in die Flucht, und machte den Hauptmann Welts zum Gefangenen, einen Engländer, der vormals in Niederländischen Diensten gestanden und Alost an die Spanier verrathen hatte. Jedermann sah einem großen Beispiele der Gerechtigkeit an diesem Verräther entgegen, aber zum allgemeinen Erstaunen geschah ihm nichts und Leicester nahm ihn sogar unter seine Leibwache auf. Bald darauf gab er das Regiment des bei dem Angriff auf den Covesteinschen Damm gefallenen Obersten Haultein seinem Schwiegersohn Philipp Sidnei. Diese Parteilichkeit für seine Nation erregte große Unzufriedenheit unter den Niederländern, beson=

ders beim Kriegsvolk. Zwei und zwanzig der vornehmsten Teutschen und Niederländischen Befehlshaber überreichten dem Grafen Hohenlohe eine Vorstellung, worin sie bemerkten, daß nach der von dem verstorbenen Prinzen von Oranien getroffenen Einrichtung, die Franzosen, Teutschen und Niederländer stets Offiziere aus ihrer Nation gehabt hätten; durch die Nichtbefolgung dieser Einrichtung entzöge man ihnen alle Aussicht auf Beförderung. Hohenlohe überreichte das Memoir dem Grafen Leicester, der es, ohne weiter darauf zu achten, für eine aufrührerische Schrift erklärte.

Nach der Eroberung von Grave ergaben sich auch die festen Plätze Megen und Batenburg an der Maas den Spaniern, und der Herzog von Parma, seinen Plan verfolgend, rückte vor Venloo. Nach einer kurzen Belagerung kapitulirte diese ansehnliche, mit doppelten Mauern umgebene Stadt, auf Verlangen der Bürgerschaft, welche die Besatzung mit dem Schwerte in der Hand zur Uebergabe zwang. Diesem Beispiele folgte das Schloß zu Well, welches an den Königlichen Befehlshaber Hautepenne überging. Helmich, der Befehlshaber darin, drang zwar auf eine längere Vertheidigung, aber seine widerspenstigen Soldaten zwangen ihn zu kapituliren, wofür das Kriegsgericht zu Utrecht drei dieser Aufrührer mit dem Tode bestrafen ließ.

So fielen in dem kurzen Zeitraum von wenigen Wochen fast alle festen Plätze an der Maas bis Lüttich herauf, den Spaniern in die Hände, ohne daß es Leicester verhindert hatte. Sein glücklicher Gegner zog

sich jetzt nach dem Rhein und rückte vor die Stadt Neus, im Erzbisthum Cölln. Die Geschichte der Belagerung dieses Orts wird weiter unten erzählt werden. Leicester, um den Herzog davon abzulenken, gab Moritz und Sidnei den Befehl ein, Diversion in Flandern zu machen. Dies war das erstemal, daß Moritz als handelnde Person auf dem Schauplatz des Kriegs erschien, auf welchem er sich in der Folge einen unverwelklichen Lorbeerkranz wand. Das Städtchen Axel und verschiedene andere Plätze in Flandern wurden erobert, aber ein Ueberfall, welchen Sidnei auf Gravelingen versuchte, mißlang. Kurz zuvor hatte sich der Ständische Befehlshaber von Bergen op Zoom eines Convoi's von 400 Getreidewagen bemächtigt, welcher aus dem Clever, Jülicher und Liker Lande kam, und für die unterjochten Niederländischen Provinzen bestimmt war, worin großer Mangel herrschte. Der Hauptzweck der Flandrischen Expedition, den Herzog von Parma von Neus zu entfernen, ward nicht erreicht. Diese unglückliche Stadt ward im Sturme erobert, und der Sieger wandte sich von ihren Ruinen (August 13.) mit einem Heere von 12000 Mann zu Fuß und 3500 Reitern nach Rheinbergen.

Die Stadt Rheinbergen, zum Erzbisthum Cölln gehörend, liegt am linken Rheinufer. Sie war mit allen Bedürfnissen hinreichend versehen, und hatte eine Besatzung von 800 Engländern unter Morgan und Schenk, welcher letztere kurz zuvor, auf Leicesters Befehl, auf der Insel Gravenwaard, da wo die Waal

aus dem Rhein fließt, zum Schutze der Landschaft Betau ein Fort angelegt hatte, welches nach ihm die Schenkenschanze genannt ward. Indeß der Spanische Feldherr die Anstalten zur Belagerung Rheinbergens betrieb, lagerte sich Leicester mit einem Heere von 10000 Niederländern, Engländern und Schotten, bei welchem sich Don Emanuel, D. Antons des Prätendenten von Portugal Sohn, Gebhard Truchses Kurfürst von Cölln, Prinz Moritz, die Grafen Philipp und Wilhelm von Nassau, Solms, Oberstein und Essex, nebst mehreren andern ausgezeichneten Personen befanden (September 6.), bei Elten im Clevischen. Trotz dieser Macht hielt sich der Graf nicht stark genug, den Herzog vor Rheinbergen anzugreifen, um ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, sondern suchte diesen Zweck durch eine Diversion an der Yssel zu erreichen. Dahin führte er sein Heer, und nachdem er Doesburg und einige andere feste Plätze auf seinem Marsch weggenommen hatte, lagerte er sich vor Zütphen, ließ eine Schiffbrücke über die Yssel schlagen, und die benachbarte Spanischgesinnte Stadt Deventer mit einer stärkeren Besatzung versehen.

Der Herzog von Parma erfuhr nicht so bald die Gefahr, von welcher das schlecht versehene Zütphen bedrohet ward, als er die Belagerung von Rheinbergen in eine Blokade verwandelte, und mit dem größten Theil seines Heers nach der Yssel aufbrach, um Zütphen zu entsetzen, oder mit Lebensmitteln zu versehen. Das leztere gelang, weil die Belagernden weder ihr

Lager befestigt, noch alle Zugänge zur Stadt gehörig verschlossen hatten. Doch diese Verproviantirung war nicht hinreichend, und der Spanische Feldherr mußte bald zu einer zweiten Anstalten treffen. Die Aufkäufer und Lieferanten wurden daher angewiesen, große Massen von Getreide anzuschaffen, und sie brachten in kurzer Zeit aus Grol, Oldensiel, Lingen und Münster so viel zusammen, daß 4000 Menschen drei Monate lang davon leben konnten. Einen solchen Vorrath vom Feinde unbemerkt in die blokirte Stadt zu schaffen, war nicht möglich, es wurden also Maßregeln auf den Fall eines feindlichen Angriffs getroffen. Der Herzog ernannte den Marchese del Vasto zum Befehlshaber des Convoi's, und gab ihm 2500 Mann zu Fuß und 600 Italienische und Albanische Reiter zur Bedeckung desselben. Seine Instruktion war: in der Nacht des 22. Septembers von dem Sammelplatz zu Borchele, fünf Stunden von Zütphen aufzubrechen, um mit Sonnenaufgang auf der Ebene bei dem Dorfe Warnsfeld, zwei Stunden von der Stadt einzutreffen, und von da sogleich den Befehlshaber Verdugo durch leichte Reiter von seiner Ankunft benachrichtigen zu lassen, damit ihm dieser entgegenkommen und den Transport in Empfang nehmen könne. An Verdugo erließ der Herzog ein Schreiben, worin er ihm von der zu erwartenden Hülfe Nachricht gab, und ihm befahl, dem Transport am 22. September beim Anbruch des Tages mit 1000 Mann entgegen zu gehen. Dieser Brief aber kam nicht in Verdugo's Hände, sondern ward von einer

feindlichen Patrouille aufgefangen, und er unterrichtete den Grafen Leicester von dem Plane der Spanier. Um diesen zu vereiteln, und das Convoi aufzufangen, sandte der Graf 1500 Musketiere und Pikeniere nebst einem Detaschement Reiterei, unter Norris, Esser, Willougby, Stanlei, Russel und Sidnei, in der bestimmten Nacht nach Warnsdorf ab.

In der Nacht des 22. des Herbstmondes, dem erhaltenen Befehle gemäß, brach del Vasto von Borchele auf, und ging in folgender Ordnung vorwärts. Er selbst machte mit einigen Schwadronen Schützen zu Pferde den Vortrab, dann folgte eine Abtheilung Lanzenträger und Musketiere, an welche sich der Zug der mit Getreide beladenen Wagen und Karren schloß; zu beiden Seiten desselben marschirte eine Bedeckung von Musketieren, und einige Geschwader Reiter machten den Beschluß. Unter Begünstigung eines dichten Nebels nähert sich der Zug dem Dorfe Warnsdorf, wo die Schwadronen der Avantgarde plötzlich auf die Englische Reiterei stießen. Beide Theile griffen sogleich zu den Waffen, und der Vortheil neigte sich anfangs auf die Seite der Engländer. Zwei Italienische Schwadronen unter Hannibal Gonzaga und Georg Crescio wurden zersprengt, und Gonzaga tödtlich verwundet. Unter den Wagen entstand eine schreckliche Verwirrung. Die Fuhrleute waren beim ersten Lärmen entflohen, die scheu gewordenen oder verwundeten Pferde zerrissen die Stränge, die Englischen Schützen fielen von allen Seiten in den Zug, und

vorn stand die dichtgeschlossene Englische Reiterei und hinderte das Vorrücken der Wagen. Doch plötzlich brachen die Spanischen Lanzenträger mit gefällten Speeren in diese Reiterei, trennten ihre Linie und öffneten den Wagen einen Weg, welche jetzt von Soldaten geführt wurden. Diese benutzten den Zeitpunkt des Kampfs, lenkten die Fuhrwerke seitwärts vom Wege ab durch die Hecken, und eilten vorwärts, bis ihnen von Zütphen her Verdugo und Tassis entgegen kamen, und den Transport in Empfang nahmen, welcher mit geringem Verlust seine Bestimmung erreichte. Der Kampf hörte nun auf, und beide Theile zogen sich zurück. In diesem Gefecht erhielt der Ritter Philipp Sidnei, Leicesters Schwestersohn, eine gefährliche Wunde am Schenkel, und starb einige Wochen darauf im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters. Die Englischen Geschichtschreiber erschöpfen sich in dem Lobe dieses Ritters. Gleich ausgezeichnet von Seiten des Kopfs und eines vortrefflichen Herzens, in der Kriegskunst wie in der Staatskunde unterrichtet, Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften, und selbst Verfasser eines ästhetischen Werks, des damals sehr beliebten Romans Arkadia, glänzte er als eine Zierde seines Vaterlandes, welches sich mit Recht noch viel von seinen Vorzügen versprechen durfte, als er unglücklicherweise ein Opfer des Kriegsdämons ward. Als er verwundet auf der Wahlstatt lag, brachte man ihm eine Flasche mit Wasser, seinen brennenden Durst zu löschen, aber eben im Begriff

sich daran zu erquicken, hört er neben sich einen andern Schwerverwundeten ächzen, sogleich reicht er ihm das Wasser mit den Worten: sein Bedürfniß ist dringender als das meinige. Der damalige König Jakob der 6te von Schottland war ein enthusiastischer Verehrer des Ritters, und ehrte sein Andenken durch ein lateinisches Gedicht.

Die glücklich gelungene Verproviantirung bewog den Grafen von Leicester die Blokade von Zütphen aufzuheben. Indeß bemächtigte er sich dreier Schanzen der Stadt gegen über am linken Ufer der Yssel, (Oktober 16.) von denen zwei mit stürmender Hand erobert wurden, die dritte aber von ihrer Besatzung verlassen und ohne Schwertstreich eingenommen ward. Bei Bestürmung der kleineren nördlich liegenden, und mit 300 Mann besetzten Schanze, zeichnete sich Eduard Stanlei, ein edler Engländer, durch eine bewundernswürdige That aus. Indem er sich an der Spitze seiner Waffengefährten der Bresche nähert, stößt ihm ein Spanischer Soldat die Lanze entgegen, um sie ihm in die Brust zu senken. Aber Stanlei faßt die Lanze mit beiden Händen und hält sie so fest, daß ihn jener zugleich mit derselben emporhebt. Sogleich springt der Engländer über die Brustwehr, und bahnt seinen Gefährten den Weg zur Eroberung der Schanze. Leicester belohnte seine Tapferkeit durch den Ritterschlag und ein Jahrgehalt von 600 Gulden. Nicht minder außerordentlich war die That eines Spanischen Soldaten bei Vertheidigung der zweiten Schanze. Mit

einer langen Lanze bewaffnet stellt er sich in die Bresche, und verwundet und treibt die Feinde zurück, bis ihm endlich mit einem großen Schwerte die rechte Hand am Gelenke abgehauen wird. Dennoch hält er die Lanze mit der Linken fest, bindet sie mit dieser an die verstümmelte Rechte, ohne diese verbinden zu lassen, und indem er den Stumpf mit der linken Hand bewegt, fährt er fort so lange mit der größten Wuth zu kämpfen, bis es den Engländern gelingt an einer andern Stelle in die Schanze zu dringen. Die Geschichte nennt den Namen dieses Helden nicht. Bei Bestürmung der nämlichen Schanze ward Hohenlohe gefährlich am Kopfe verwundet. Roland York ward von dem Grafen Leicester zum Befehlshaber der großen Schanze, und Stanlei zum Gouverneur von Deventer ernannt, zum großen Mißvergnügen der Staaten, denn beide waren Katholiken und hatten schon den Spaniern gedient.

Auf dem Rückzuge von Zütphen wurden die Niederländisch-Englischen Truppen durch Tassis verfolgt, und erlitten einigen Verlust. Einen Anschlag Schenks, Nimwegen zu überfallen, vereitelte die Widerspenstigkeit der ihn begleitenden Engländer.

Nachdem der Herzog von Parma für die Sicherheit Zütphens gesorgt hatte, ließ er seine an Mangel und Krankheiten leidenden Truppen die Winterquartiere beziehen. Auch seine Gesundheit hatten die gehabten Strapazen zerrüttet, und er begab sich zu ihrer Wiederherstellung nach Brüssel, wo er seinem Vater Otta=

vio Farnese, der am 19. Oktober dieses Jahrs gestorben war, und ihm die Regierung des Herzogthums Parma vererbt hatte, ein prächtiges Leichenbegängniß hielt. Seine Mutter ging schon im Jänner mit Tode , und zwei Tage nach dem Ableben ihres Gatten hatte auch der berühmte Kardinal Granvella, der in den ersten Stürmen der Niederländischen Revolution eine so merkwürdige Rolle spielte, zu Madrid die Schuld der Natur bezahlt.

Leicester, nach dem Beispiele seines Gegners, sandte seine Truppen ebenfalls in die Winterquartiere, begab sich über Utrecht nach dem Haag. So endete dieser sein erster Feldzug, der die Erwartungen, welche sich die Niederländer von ihm und den Englischen Hülfstruppen gemacht hatten, so wenig erfüllte. Bei jeder Gelegenheit äußerte sich die Antipathie der beiden Nationen gegen einander auf die auffallendste Art. Der Nationalkarakter beider war zu verschieden, als daß eine innige Verbindung zwischen ihnen hätte Statt finden können. Selbst in dem Hasse gegen Spanien traf nur der protestantische Theil der Engländer mit den Niederländern zusammen.

14.

Unglückliches Schicksal der Stadt Neus.

1586.

Wem ist nicht aus der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts, und selbst aus den Dichtungen neuerer Romanciers die Liebe Gebhard Truchses Kurfürsten und Erzbischofs von Cölln und der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld bekannt? Die mächtige Leidenschaft, welche mit unwiderstehlicher Gewalt über die Herzen der Menschen herrscht, riß den edeln Truchses hin, daß er seine kirchliche Fürstenwürde an den Genuß der schöneren Menschheit wagte. Er vermählte sich 1584. mit der liebenswürdigen Agnes, und versuchte zugleich sich im Besitz des Erzbischöflichen Stuhls zu behaupten, und den Protestantismus, welchem er selbst schon gehuldiget hatte, in seinem Staate einzuführen. Aber dieser dreyfache Frevel empörte Rom und das ganz Katholische Teutschland, der ketzerische Kurfürst ward seiner Würde entsetzt, und das Domkapitel wählte zu seinem Nach-

folger den Prinzen Ernst von Baiern, dessen Wahl der Kaiser, der Papst und vorzüglich der Spanische Hof begünstigten, der letztere, weil er es für einen großen Gewinn hielt, einen Fürsten zum Nachbar in den Niederlanden zu haben, der sein Klient und der Niederländer Feind war. Aber der neue Kurfürst, dem auch die Bisthümer Lüttich, Münster und Hildesheim zu Theil wurden, erfüllte die von ihm gehegten Hoffnungen nicht. Unfähig zu großen und männlichen Thaten, und der gröberen Sinnlichkeit Sklave, die Tage verschlafend und die Nächte in Trunk und Wollust verschwelgend, stand er den Spaniern nur mit seinem Hasse gegen die Niederländer bei.

Der entsetzte Kurfürst wollte seinen Rechten und Ansprüchen nicht friedlich entsagen. Darüber entzündete sich ein Krieg zwischen ihm und seinem Nachfolger, in welchen auch die Niederländer und Spanier verwickelt wurden, und der die schrecklichsten Verherrungen über das unglückliche Erzstift verbreitete. Gebhard Truchses suchte Hülfe bei den Generalstaaten und dem Herzog von Zweibrücken. Die ersteren gaben ihm die Versicherung, ihn mit Mannschaft und Geld zu unterstützen, so bald der Zweibrücker ins Feld gerückt seyn werde. Aber Gebhards Angelegenheiten nahmen bald eine so ungünstige Wendung, daß er fliehen mußte. Er suchte Zuflucht in Holland, und erhielt nicht nur zu Delft (1584. Jul.) einen ausgezeichneten Empfang, sondern auch die Bewilligung

eines Dahrlehns zur Verproviantirung der Städte Urdingen und Rheinsbergen, welche noch fest auf seiner Seite hielten. Mit Patenten und Bestallungen von ihm versehen, that der Graf von Newenaar, Statthalter von Geldern, mit 1000 Mann einen Einfall in das Cöllnische Gebiet, und bemächtigte sich durch einen Ueberfall der Stadt Neus (1585. Mai 12.). Sie empfing eine Niederländische Besatzung, und Herrmann Kloet, ein junger tapferer Niederländer, ward von dem entsetzten Kurfürsten zum Befehlshaber des Orts ernannt. Bald erschien auch der rastlose Schenk, mit einer Bestallung des Kurfürsten versehen, auf der Bühne dieses neuen Kriegs. Er vereinigt sich mit Newenaar und Kloet und dieses furchtsame Dreiblat kühner Partisane durchschwärmt von Neus aus das ganze Cöllnische Land, und erfüllt es mit Raub und Plünderung. Keine Straße gewährt fortan den Reisenden Sicherheit, denn selbst bis an die Thore von Cölln wagt sich die Neusser Besatzung. Aller Verkehr hört auf, und das Land versinkt in Armuth und Noth.

Hier nur einen Zug aus der Physiognomie dieses Räuberkriegs. Kein Reisender wagte sich einzeln aus, nur in zahlreichen Gesellschaften und von Bewaffneten begleitet, unternahm man es von einem Ort zum andern zu ziehen. Einst hatte sich in dem benachbarten Jülicherlande eine Menschenmasse von 3000 Köpfen aus allen Ständen, Edelleute, Kaufleute, Handwerker, Bauern, Weiber und Kinder

vereinigt, unter einer Bedeckung von 150 Jülichschen Soldaten nach dem Cöllnischen Markte zu reisen. Diese zahlreiche Karavane hatte in ihrem Gefolge eine Menge von Wagen und Karren mit Waaren aller Art befrachtet. Als sie in der Gegend von Junkersdorf, eine halbe Meile von Cölln, ankam, ward sie plötzlich von einer starken Bande Bewaffneter angefallen. Die Räuber, — man hat nie erfahren, ob es Soldaten des Erzstifts oder Niederländer wären, — zersprengten zuerst die Bedeckung, schossen die übrigen wehrhaften Männer nieder oder jagten sie davon, und warfen sich dann über den wehrlosen Haufen her. Alle die sich nicht mit der Flucht retten konnten, Edle und Bauern, Greise und Mädchen, selbst Schwangere und Kinder wurden ermordet. Mehr als 300 Menschen verloren das Leben, die übrigen flüchteten größtentheils nach Cölln, wo man sich der Unglücklichen mit vieler Menschlichkeit annahm. Die Waaren, welche sich im Gefolge der Karavane befanden, wurden eine Beute der Räuber. Bald nach diesem empörenden Vorfall, der bittere Klagen veranlaßte, aber ungeahndet blieb, steckte die Neusser Besatzung mehrere Cöllnische Dörfer in Brand.

So viel wiederholte Gewaltthaten, welche endlich den Ruin des ganzen Landes herbeiführen mußten, wekten endlich den regierenden Kurfürsten aus seiner Apathie. Er wandte sich an den Herzog von Parma, und bat ihn um die Wiedereroberung der Stadt

Neus, weil aus dieser Poliphemos-Höhle sich alle jene Gräuel und Verwüstungen über das Land ergossen. Der Herzog gewährete mit Freuden dem Kurfürsten seine Bitte, denn es konnte ihm nicht gleichgültig sein, einen so festen Platz in den Händen seiner Feinde zu sehen, und wir wissen, daß er gleich nach der Eroberung Venloo's dahin aufbrach. Del Vasto mit der Reiterei machte den Vortrab, und berennte die Stadt. Ihm folgte das Hauptcorps 16000 Mann stark, unter Varambon, Karl und Oktavian Mansfeld, Aremberg, Manriquez, Lara, Liques, Capisucci und Gaston Spinola, und am 10ten des Heumonats 1586. weheten die Spanischen Fahnen an den Ufern des Rheins.

Neus liegt auf der linken Seite dieses Stroms zwischen Cölln und Urdingen. Wie die meisten Städte am Rhein ist sie eines sehr alten Ursprungs, welcher sich in den Zeiten der Römer verliert. Sie ist von geringem Umfange, genoß aber damals eines hohen Wohlstandes, war durch doppelte Graben und Mauern und selbst durch ihre Lage gegen feindliche Angriffe geschützt, und hatte im funfzehnten Jahrhundert eilf Monate der ganzen Macht Karls des Kühnen von Burgund tapfer widerstanden. Der Hauptstrom des Rheins fließt in einiger Entfernung von der Stadt, aber er streckt einen Arm bis an ihre Mauern, und bildet dadurch im Angesichte derselben eine kleine Insel, der Werth genannt. Außerdem umfließt auf der Landseite der kleine Fluß Erft die Stadt. Her-

mann Kloet, entschlossen den ihm anvertrauten Platz auf das tapferste zu vertheidigen, ließ auf die erste Nachricht von der ihm bevorstehenden Belagerung, Mauern, Bollwerke und Thürme ausbessern und auf dem Werth, der schwächsten Seite der Stadt, zwei neue Schanzen anlegen, wobei Jedermann ohne Unterschied des Alters und Geschlechts Hand anlegen mußte. So vorbereitet, mit Lebensmitteln und andern Vorräthen hinreichend versehen, und eine bewaffnete Macht von 2000 Köpfen zu seiner Disposition, sieht Kloet ruhig vor seinen Mauern die feindlichen Kolonnen sich entwickeln.

Des Herzog erstes Geschäft war, die Stadt durch einen engen Kordon zu umschließen. Zu dem Ende lagerte sich das Spanische Regiment Bobadilla vor dem Rheinthore, daneben, vor dem Niederthore, faßte Mondragone's Regiment alte Spanier Posto; diesem zunächst schlugen das Spanische Regiment Aquila, die Italienischen Capisucci und Spinola, das Deutsche Manriquez, das Wallonische Bonniquet und Varambons Burgunder ihr Lager auf; das Interval zwischen den Italienern und Burgundern, und die Ufer der Erft besetzten das Deutsche Regiment Aremberg und Liques und Ottavio Mansfeld Wallonen. Im Rücken von Aquilas und Capisucci's Postirungen ward der Artilleriepark unter Karl Mansfeld etablirt, und hinter diesem lagerte sich die Reiterei unter del Vasto. Der Herzog nahm sein Hauptquartier in dem

halbzerstörten Kloster Val de Grace. Die nöthigen Bedürfnisse kamen den Rhein herab von Cölln.

Die Spanische, durch Graben und Brustwehren verbundene Postenkette umschlang die ganze Stadt, bis auf den Theil, wo der Werth lag. Um den Kordon schließen zu können, bereiteten die Belagernden einen Angriff auf diese Insel: aber die Belagerten wartete ihn nicht ab, sondern räumten die Insel mit ihren Schanzen, weil sie solche nicht behaupten zu können glaubten, worauf der Hauptmann Juan Ciaccone mit 100 Mann vom Regimente Bobadilla vorläufig Besitz davon nahm. Während der Nacht thaten die Belagerten einen Ausfall, tödteten einen Theil der Spanier, nahmen den Ueberrest gefangen, und kehrten dann wieder nach der Stadt zurück; die Insel aber ward jetzt von den Belagernden mit einem stärkeren Detaschement besetzt.

Die Letzteren fingen hierauf an mit großer Thätigkeit an den Laufgraben und Batterien zu arbeiten. Oft wurden sie dabei durch den unternehmenden Kloet gestört, der sie durch häufige Ausfälle beunruhigte. Einst fällt er mit 300 Mann, bewafnet mit Helm und Schild, durch eine verborgene Pforte heraus, und durch die Contreskarpe der Aufmerksamkeit der feindlichen Wachen entzogen, steht er plötzlich vor dem Italienischen Quartier. Die Arbeiter sind eben mit Vollendung der Brustwehr beschäftigt, und ihre Bedeckung unter dem Hauptmann Julius Cäsar Grimaldi sieht sich angegriffen, ehe sie die Nähe eines Feindes

ahnet. Grimaldi wird verwundet und Soldaten und Schanzgräber flüchten ins Lager zurück, worauf die Belagerten einen Theil der Brustwehr zerstören. Mehrere feindliche Befehlshaber mit zahlreichen Truppenhaufen eilten jetzt herbei. Kloet zog sich nach der Stadt zurück und die Feinde, welche ihn zu hitzig verfolgten, geriethen in den Kanonenschuß der Festung und erlitten einen bedeutenden Verlust.

Indeß langte der regierende Kurfürst mit einigen Fahnen Teutschen im Lager an, um der Belagerung beizuwohnen. Es wurden zwei Angriffspunkte gewählt, einer gegen das Rhein- der andere gegen das Nieder-Thor und die Courtine zwischen beiden; jener ward den Spaniern, dieser den Italienern übertragen. Vierzehn Feuerschlünde, auf dem Werth aufgepflanzt, waren bestimmt den vom Rhein bespühlten Theil der Mauern mit ihrem nach dem Strom hervorgedrängten Thurm zu zerschmettern.

Die Arbeiten sind vollendet, die Batterien stehn drohend da, die Geschütze sind aufgepflanzt, alles ist zum Angriff fertig. Da erscheint ein Parlementär des Herzogs in der Stadt, und bietet ihr Gnade und eine Kapitulation an, wenn sie sich freiwillig unterwerfen würde. Die Belagerten schienen nicht abgeneigt zu einer friedlichen Ausgleichung, man schloß einen Waffenstillstand und beide Theile ernannten Kommissarien, sich über die Bedingungen der Uebergabe zu besprechen. Der Herzog selbst begab sich verkleidet ganz nahe an die Mauer, und indem er sich das Ansehn eines Be-

vollmächtigten des Kurfürsten gab, ermahnte er die Belagerten sich ihrem rechtmäßigen Herrn zu ergeben. Auf einmal erhob sich ein heftiges Kanonenfeuer aus der Stadt und von den Wällen der Belagerer, die Kugeln sausten umher und der Herzog gerieth in die größte Gefahr. Weder die Veranlassung zu diesem unerwarteten Bruch des Waffenstillstandes, noch welcher Theil zuerst geschossen habe, konnte ausgemittelt werden. Der Herzog betheuerte feierlich, daß das Feuern ohne sein Vorwissen und seinen Befehl geschehen sey, und es ist wenigstens nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Belagerten, weil sie vielleicht den Herzog erkannt hatten und durch seinen Tod der Belagerung ein Ende zu machen hoften, den Anfang damit machten. Der Vorfall störte jedoch die Unterhandlung nicht. Nach mancherlei Debatten erklärten endlich die Bevollmächtigten der Stadt: Neus sey eine Reichsstadt und weder dem Könige von Spanien noch dem Kurfürsten unterworfen, es sey daher ihre Pflicht vor Abschluß einer Kapitulation die Genehmigung des Kaisers als ihres Oberherrn nachzusuchen, wozu wenigstens eine achttägige Frist erforderlich sey.

Diese Erklärung entrüstete den Herzog, denn es war offenbar, daß man nur Zeit damit gewinnen wollte. Er brach daher die Unterhandlung, welche sechs und dreißig Stunden gedauert hatte, plötzlich ab, und gab Befehl, mit Anbruch des nächsten Tages (25. Jul.), welches der Namenstag des heiligen Jakobs, des Schutzpatrons von Spanien war, den Anfang mit

Beschießung der Stadt zu machen. Die Nacht ward im Lager mit religiösen Feierlichkeiten dem Apostel zu Ehren zugebracht; in der Stadt soll man während derselben, auf Antrieb einiger fanatischen Kalvinisten, zwei Spanische Gefangene auf öffentlichem Markte verbrannt haben. Diese Barbarei, deren nur Strada erwähnt, ist wahrscheinlich eine Erdichtung, die man erfand, entweder um die Rachgier der Soldaten zu entflammen oder zur Entschuldigung der bei Eroberung der Stadt verübten Gräuel.

Dreißig Feuerschlünde donnern mit Anbruch des Tags auf die Stadt. Mehr als dreitausend Schüsse geschahen, und bald waren zwei Breschen am Rhein- und Nieder-Thore in die Mauer gewühlt. Sie wurden untersucht und ersteigbar gefunden. Unter dem Geschrei: Diego, Diego! griffen die Spanier das Rheinthor an, während die Italienischen Regimenter das Nieder-Thor bestürmten. Cäsar Guidiccio war der erste Italiener auf der Mauer, und Alfonso de Mesa aus Cadix gebürtig, pflanzte zuerst die Spanische Fahne auf den Thurm am Rhein-Thor. Beide Braven wurden reichlich belohnt.

Die Stürmenden, nach Ersteigung der äußeren Mauer, warfen eilend eine Brustwehr aus Faschinen, Schanzkörben und Erdsäcken auf, und besetzten sie mit einigen Feldstücken, um sich in dem eroberten Posten zu behaupten. Voll kriegerischer Ungeduld fordern sie ihre Befehlshaber auf, sie sogleich zum Angriff der inneren Mauer zu führen. Aber der Herzog verbot,

den Graben zwischen beiden Mauern zu überschreiten, weil der Abend schon angebrochen war. Die Nacht verging in Unruhe und Getümmel. Beide Mauern waren mit Kriegern, Belagernden und Belagerten bedeckt. Man hörte sich ohne einander zu sehen, als nur zuweilen auf Augenblicke beim Schimmer der Kanonenblitze und Kunstfeuer. Niemand schlief; Freunde und Feinde durchwachten diese schauervolle Nacht, die einen voll Hoffnung, die andern von bangen Besorgnissen gequält.

Auch der tapfere Hermann Kloet war auf. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich des verlornen Rheinthurms wieder zu bemächtigen. In der größten Stille unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels zog er an der Spitze von 500 Kriegern und einer Anzahl Schanzgräber zu der Unternehmung aus. Aber das Glück begünstigte ihn nicht, er ward zu früh, durch das künstliche Licht der von Zeit zu Zeit von den Belagerten abgeschossenen brennenden Pfeile entdeckt, und mit einem Hagel von Kugeln und Steinen überschüttet. Ein heftiges Gefecht erhob sich. Kloet erhielt eine gefährliche Wunde. Der größte Theil seiner Leute ward aufgerieben, und die wenigen, welche dem Blutbade entrannen, kehrten mit ihrem verwundeten Befehlshaber in die Stadt zurück.

Der Tag brach an und der Donner des Geschützes rollte von neuem. Die Belagerer brannten vor ungeduldigem Verlangen, auch die zweite Mauer zu stürmen. Fanatismus und Habsucht entflammten gleich

mächtig ihre Streitlust. Sie wollten Rache üben an den verruchten Ketzern, welche sich einer rechtgläubigen Stadt bemächtiget und die Bekenner der wahren Religion daraus vertrieben hatten, und die großen Waarenniederlagen in der Stadt reizten ihren Durst nach Beute. Die Belagerten, welche an der Erhaltung der Stadt verzweifelten, sandten eine Deputation an den feindlichen Feldherrn und boten eine Kapitulation an; aber sie ward mit der Antwort zurückgewiesen: die Zeit der Gnade sey jetzt vorbei! Dennoch wagten es andere, sich an das Nieder-Thor zu stellen und von dort herüber zu rufen: sie wären bereit die Stadt zu übergeben. Die Antwort der Italiener war ein wildes Hohngelächter. Aber Silvio Piccolomini stellte dem Herzog vor: er möchte den Antrag nicht zurückweisen, um die Stadt für den Kurfürsten zu schonen und die darin aufgehäuften Wein- und Getreide-Vorräthe zu retten. Indem sich der Herzog noch darüber bedenkt, dringen plötzlich die ungeduldig harrenden Spanier und Italiener, besorgt ihren Raub durch längeres Verweilen zu verlieren, am Rhein- und Nieder-Thore über die Mauern in die Stadt. Alles was den Wüthenden in die Hände fällt, wehrlos oder bewaffnet, wird ohne Unterschied niedergehauen. Bürger und Soldaten leiden dasselbe Schicksal, und selbst Weiber und Kinder wären nicht verschont worden, hätte man sie nicht auf Befehl des Herzogs in die Kirchen geschaft. Alle Straßen und Plätze waren mit Todten und Sterbenden bedeckt. Die Spanier schrien, es müsse kein

mannlicher Einwohner das Leben behalten. Viele der Verfolgten warfen sich über die Mauer herab, oder flüchteten in das feindliche Lager; aber überall warteten ihrer Verstümmelung und Tod. Von fast 2000 wehrhaften Männern waren bald nur 300 noch übrig. Diese flohen in einen Thurm über dem Thore, vor welchem das Lager der Burgunder stand. Vom Schrekken gelähmt, muthlos und ohne Hoffnung sich in diesem Posten behaupten zu können, erboten sie sich zur Uebergabe; aber die Sieger wollten von keinen Bedingungen hören. Da eilen die Unglücklichen voll Verzweiflung heraus, werfen die Waffen weg, und bitten knieend um ihr Leben. Weder ihre Wehrlosigkeit noch ihre Bitten rührten die mordsüchtigen Spanischen Tiger. Den Ketzern kein Erbarmen! mit dieser Losung wurden sie niedergesäbelt. Vergebens versuchten der Kurfürst und mehrere Befehlshaber einige dieser Unglücklichen davon zu führen und zu retten; Soldaten, Troßjungen und Marketender eilten ihnen nach und durchbohrten sie fast in den Armen ihrer Beschützer.

Während dieser Mordscenen, welche an die Grausamkeiten und Barbareien der ersten Zeit dieses Kriegs erinnern und mit der oft geäußerten Humanität des Herzogs von Parma sehr stark kontrastiren, ward ein Hauptmann mit einigen Soldaten nach des Befehlshabers Kloets Wohnung gesandt, welcher krank an seiner Wunde lag. Sie kündigten ihm an, daß er sterben müsse, weil er den Waffenstillstand gebrochen

und das Leben des Herzogs von Parma in Gefahr gesetzt habe. Vergebens fordert er nach Kriegsgebrauch behandelt zu werden. Die Henker achten nicht auf seine Vorstellungen, erdrosseln ihn in Gegenwart seiner jungen liebenswürdigen Gattin und hängen den Leichnam vor das Fenster heraus. Der Kurfürst selbst, sagt Strada, habe darauf gedrungen, daß er als ein Rebell bestraft werden müsse. Zwei Hauptleute und ein reformirter Prediger, Namens Oppenheimer, theilten das Schicksal des Befehlshabers. Die Gattin des letzteren ward mit einer Bedeckung aus der Stadt gebracht.

Dem Blutbade folgte eine allgemeine Plünderung, die Soldaten theilten Häuser, Straßen und Plätze unter sich, und alles ward durchsucht und ausgeraubt. Unter diesem Geschäft entstand plötzlich im Rheinviertel der Stadt eine heftige Feuersbrunst, deren Veranlassung ungewiß ist, aber wahrscheinlich den Spaniern zur Last fällt. Ein starker Wind verbreitete die Flamme schnell über mehrere Theile der Stadt. Sie wüthete die ganze Nacht unter dem Jammergeschrei der unglücklichen Weiber und Kinder, welche ihr Asil in den Kirchen verlassen mußten, um nicht unter den Ruinen derselben begraben zu werden, und den plündernden Soldaten in die Hände fielen. Am nächsten Morgen lagen drei Viertheile der Stadt über den Leichnamen ihrer ehemaligen Bewohner in Asche. Auch ein großer Theil der Beute war ein Raub des Feuers geworden.

Der den Flammen entgangene Theil der Stadt, sagt der Geschichtschreiber Strada, hatte seine Rettung dem wunderbaren Schutze eines Heiligen zu verdanken. Nach der ersten Eroberung der Stadt durch den Grafen Newenaar, verbarg ein Katholischer Bürger den Leichnam dieses Heiligen in seinem Hause, um ihn den frevelhaften Händen der Ketzer zu entziehen, welche die Reliquien aufsuchten und verbrannten. An diesem Hause erlosch plötzlich das Feuer. — Dem abergläubigen Mönch kann man dieses Mährchen allenfalls verzeihen, wenn aber der Herzog von Parma in seinem Bericht an den König sagt: die verborgene Hand Gottes habe alle seine Bemühungen, dem gräslichen Morden der Soldaten und der entsetzlichen Feuersbrunst Einhalt zu thun, vereitelt, um die dem heiligen Quirinus widerfahrne Beleidigung zu rächen, dessen Körper, den Gegenstand der Verehrung so vieler fremden Völker, die Ketzer vor einigen Monaten, unter barbarischem Frohlocken, verbrannt hätten: so beweist dieß, daß oft selbst vorzügliche Köpfe sich nicht über die Vorurtheile ihres Zeitalters zu erheben vermögen, oder der Herzog wollte durch seinen Bericht die Gräuel entschuldigen, welche seine Eroberung befleckten. Die mit Aschenhaufen und Leichnamen angefüllte Stadt ward dem Kurfürsten übergeben.

Der Herzog wollte eine so schnelle und wichtige Eroberung durch eine Feierlichkeit von ungewöhnlicher Art verherrlichen. Schon vor dem Anfange der Belagerung hatte ihm Papst Sixtus der 5te einen ge-

weiheten Hut und Degen gesandt, aber er verschob die Annahme des Geschenks bis nach der Unterwerfung der Stadt, als wolle er sich desselben durch das vergossene Ketzerblut noch würdiger machen. Der Kurfürst wünschte, daß die feierliche Ueberreichung des päpstlichen Angebindes zu Cölln geschähe; aber der Herzog, wie Strada sagt, wollte an eben dem Orte, wo er so ritterlich für den Glauben gefochten, auch den Titel und die Insignien eines Vertheidigers desselben annehmen. Er empfing daher im Lager vor Neus (1 August), zwischen dem Kurfürsten Ernst von Cölln und dem Herzog Johann von Jülich und Cleve stehend, im Angesichte des ganzen unter den Waffen stehenden Heers und unter dem Donner des Geschützes, aus den Händen des Abts Grimani das päpstliche Geschenk.

Wie wenig der Graf Leicester that, um das unglückliche Neus zu retten, ist schon oben erzählt worden.

15.

Eroberung der Stadt Sluis durch die Spanier.

1587.

Die Streitigkeiten der Generalstaaten mit dem Grafen Leicester und die Gährung und Verwirrung, welche sie über alle Provinzen der Union verbreiteten, hinderten die vereinigten Niederländer sich mit Nachdruck zur Fortsetzung des Kriegs zu rüsten, um ihrem siegreichen Feinde einen kräftigen Widerstand entgegen zu bieten. Zum großen Glück für die Republik war der Herzog von Parma außer Stande, alle die glänzenden Vortheile aus ihrer damaligen unglücklichen Lage zu ziehen, welche ihm unter eigenen günstigeren Umständen sein Genie und seine Thätigkeit, zum unersetzlichen Schaden seiner Gegner, würden haben gewinnen lassen. Er selbst befand sich im Anfange des gegenwärtigen Jahrs in drückender Noth. Theurung, Pest und Hunger hatten die wiedereroberten Niederländischen Provinzen verödet. Das Land war entvölkert und verarmt. Es fehlte an Händen zum Ackerbau. Der Krieg hatte mit eiserner Ferse die Felder zertreten, und die Natur

selbst durch Mißwachs das allgemeine Elend vollendet. Jetzt gebrach es an allem was zum Unterhalt eines Heers im Felde erforderlich ist. Dadurch ward der Herzog verhindert mit Nachdruck zu handeln, und er konnte nicht eher, als da die nahende Ernte neue Vorräthe versprach, ins Feld herausziehn. Doch während er gezwungen die Waffen ruhen ließ, verschaffte ihm die Verrätherei einiger Treulosen unter seinen Gegnern mehrere nicht unwichtige Eroberungen.

Marchand, ein Franzose, Befehlshaber des Schlosses Wouw bei Bergenopzoom; der Englische Oberst Stanlei, Gouverneur von Deventer; Roland York (Jan. 1587), dem die Schanze bei Zütphen anvertraut war, und der Schotte Payton, der als Schenkens Verweser den Oberbefehl in der Stadt Geldern führte, verriethen und verkauften nach einander diese Plätze an die Spanier. Die ehrlosen Verräther empfingen ihre Bezahlung, aber Schande und Verachtung, selbst bei den Feinden, waren ihr gerechter Lohn.

Im Mai zog der Herzog von Parma seine Kriegsvölker bei Brügge zusammen. Seine Absicht war anfangs, Ostende, welches von den Engländern besetzt war, zu belagern, da die Besatzung aber ansehnliche Verstärkungen erhielt, änderte er seinen Plan, und beschloß seine Waffen vor Sluis zu tragen, dessen Besatzung die Flandrischen Küsten durch unaufhörliche Streifzüge beunruhigte. Am 8ten des Brachmonats begab er sich mit sieben Banden Reiter von Brüssel über Alost und Gent nach Brügge, und indem er durch

eine Bewegung gegen die Velau, wodurch er Holland zu bedrohen scheint, den Feind über seine wahre Absicht zu täuschen scheint, befiehlt er dem Grafen Mansfeld das Schloß Blankenberg zwischen Ostende und Sluis anzugreifen, und tritt bald darauf den Marsch nach dem letzteren Orte an. Lamotte stand mit 2000 Mann bei Damme, ein anderer Theil des Heers war unter Delvastro detaschirt, der Ueberrest befand sich unter Hautepenne am Rhein oder war in die festen Plätze der eroberten Provinzen vertheilt.

Von den fünf Flandrischen Hafenplätzen liegt Sluis am weitesten vom Seegestade entfernt, an einem Arm, den das Meer ins Land streckt und der einen so geräumigen Hafen bildet, daß ehemals wohl 500 Schiffe darin Platz fanden. Diese Bucht theilt sich oberhalb der Stadt gegen Isendik und Katsand in zwei Aerme, welche wieder in mehrere Kanäle ausströmen, und dadurch eine große Anzahl Inseln bilden. Diese Umgebungen der Stadt, ein starkes Kastell vor dem Brügger Thore, und mehrere vor und zwischen den Kanälen aufgeworfene Schanzen, machen sie dem andringenden Feinde fast unzugänglich. Anton Gronefels war Befehlshaber, nud die Besatzung bestand aus 800 Mann. Als sich die Nachricht von dem Vorhaben des Herzogs von Parma, die Stadt zu belagern, verbreitete, schrieb der Befehlshaber sogleich um Proviant, Munition und Verstärkung nach Bergenopzoom und Seeland. Der erste Transport der ihm zugesandten Hülfe langte auch glücklich an, aber der nachfolgende mußte wieder um-

kehren, weil der Feind schon den Hafen beherrschte. Die Besatzung bestand nach der erhaltenen Verstärkung aus 1600 Engländern und Niederländern.

Der Herzog von Parma und La Motte waren zu gleicher Zeit (7. Jun.), jener über Ardenburg und dieser von Damme her gegen Sluis vorgedrungen. La Motte bemächtigte sich der Annenschanze und setzte sich am westlichen Ufer des Meerarms fest, der Herzog aber verbreitete seine Spanischen, Italienischen und Teutschen Truppen über die Inseln Oostburg und Katsand, ein Manöver, welches wegen der Mäandrischen Windungen der Kanäle, über welche die Truppen setzen mußten, mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war. Doch die Standhaftigkeit des Herzogs überwand alle Hindernisse, die Schanzen auf Katsand wurden erobert und auch die östliche Seite des Meerarms besetzt, wodurch der Stadt die Gemeinschaft mit der See und die Hoffnung auf fernere Zufuhr von dorther entzogen ward. Alle Zugänge von der Land- und Seeseite wurden von den Belagerern durch angelegte Schanzen gesperrt.

Auf einer Insel im Südwesten der Stadt hatten die Belagerten ein starkes Fort angelegt, welches durch 500 Mann besetzt und vermittelst einer Brücke mit der Stadt verbunden war. In einiger Entfernung von diesem Fort lag ein anderes Außenwerk, dessen Brustwehren aus Fässern mit Erde gefüllt bestanden, weil die Errichtung gewöhnlicher Erdwälle wegen des feuchten Bodens höchst schwierig war. Diese Tonnenwerke

nannte man Tonnelaten, und machte in der Folge noch bei mehreren Gelegenheiten davon Gebrauch.

Von den eben erwähnten Schanzen aus thaten die Belagerten häufige Ausfälle, welche oft sehr blutige Gefechte veranlaßten, wobei sich von jenen die tapfern Brüder Niclas und Adolf Meetkerken, und die Engländer Franz Veere und Roger Williams vorzüglich auszeichneten. Nach einem heftigen Kampfe, welcher La Motte einen Arm kostete, eroberten die Belagernden die Tonnelaten. Auch der Hafenschanze bemächtigten sie sich nach tapferer Gegenwehr. Bei dem Angriff auf die letztere lehrte die Noth, diese fruchtbare Mutter aller neuen Erfindungen, ein noch nie gebrauchtes Mittel anwenden, um die sonst gewöhnlichen Approschen zu ersetzen, welche der feuchte Boden, der schon mit anderthalb Fuß Tiefe Wasser gab, nicht zuließ. Man erfand eine Art hölzerner, zwölf Fuß langer und drei Fuß breiter Kasten, welche Räder wie Wagen hatten, mit Schießlöchern für die Musketen versehen und durch Sandsäcke schußfrei gemacht waren. Sie wurden auf Kähnen nach der Insel herüber geschafft und dort aufgestellt, und durch diese bewegliche Brustwehr gedeckt, näherten sich die Belagerer der Schanze. Kurz vor Eroberung derselben hatte sich auch das Fort Blankenberg dem Grafen Mansfeld ergeben, wodurch Sluis die Gemeinschaft mit Ostende verlor.

Indeß der Herzog von Parma die Belagerung von Sluis betrieb, waren auch die Niederländer ins Feld gerückt. Moritz und Hohenlohe fielen in Brabant ein,

brandschatzten und plünderten mehrere Städte und Dörfer, und wandten sich darauf nach Herzogenbusch, um diesen mit Lebensmitteln schlecht versehenen Ort zu belagern. Aber Hautepenne, der sich mit 42 Fahnen Fußvolks und 25 Banden Reiter bei Bortel setzte, verhinderte sie ihr Vorhaben auszuführen. Moritz ging hierauf mit Norris, Schenk und einigem Kriegsvolk nach Seeland, wo er zu Leicester stieß, der eben aus England zurückgekehrt und mit einigen Tausend Mann frischer Truppen zu Vliessingen (6. Jul.) ans Land gestiegen war. Hohenlohe blieb mit einem Corps bei Herzogenbusch zurück, und griff das Fort bei Engelen an, welches zwischen der Maas und Dise liegt und für einen Schlüssel zu jener Stadt gehalten wird. Hautepenne eilte sogleich zum Entsatz des Forts herbei, und lieferte dem Niederländischen Feldherrn, dessen Stellung im Rücken durch die Dise und in der Front durch eine Brustwehr von Wagen und Karren gedeckt war, ein Treffen. Beide Theile boten ihre ganze Kraft und Tapferkeit auf, und der Ausgang des Kampfs war lange zweifelhaft bis Hautepenne eine tödtliche Wunde empfing, worauf sich die Königlichen zurückzogen. Hautepenne starb einige Tage darauf zu Herzogenbusch an seiner Wunde, und die Spanier verloren an ihm einen tapfern und unternehmenden Befehlshaber. Hohenlohe verdoppelte jetzt seine Angriffe auf das Fort, und eroberte es endlich, nachdem auch Delvasto noch einen vergeblichen Versuch zu seinem Entsatze gemacht hatte. Ja er hätte vielleicht selbst Herzogenbusch genommen, wäre er gehörig mit

Truppen unterstützt worden. Das Fort Engelen ward in der Folge sehr stark befestiget, und der Niederländische Witz erfand für dasselbe den Namen Crevecoeur, weil sein Verlust den Spaniern sehr schmerzhaft gewesen seyn soll.

Die Belagerung von Sluis hatte ununterbrochen fortgedauert. Dreißig Kanonen und acht Kolubrinen beschossen die Stadt. Am Tage des heiligen Jakobs thaten die Belagernden 4000, und während der ganzen Belagerung 17400 Schüsse. Eine 250 Fuß weite Bresche war die Wirkung des heftigen Feuers. Zugleich versuchten die Belagernden durch Untergrabungen und Minen die Mauern darnieder zu stürzen, und die Belagerten wurden durch diese unterirdischen Arbeiten mit einer doppelten Gefahr bedrohet, da die Stadt, vormals der Stapelplatz aller aus Frankreich nach Teutschland und dem Europäischen Norden gehenden Weine, eine ungeheure Menge von Kellern und Gewölben hatte, durch welche sich die Feinde leicht einen Eingang bahnen konnten. Sie bewachten daher die feindlichen Minirer mit der größten Sorgfalt, und nicht selten kam es zu blutigen Gefechten in diesen unterirdischen Revieren. Der Herzog ließ eine fünfhundert Schritt lange Brücke aus platten Fahrzeugen über den Kanal zwischen der Stadt und Insel schlagen, und einen Sturm versuchen, der aber tapfer zurückgeschlagen ward.

Der Graf Leicester ermahnte die Belagerten von Zeit zu Zeit durch tröstende Zuschriften zur Standhaftigkeit und Geduld, und stärkte ihren Muth durch die Hoffnung auf einen baldigen Entsatz. Sein gegebenes Wort

zu lösen, ging er endlich (29. Jul.) mit 25 Fahnen Fußvolk und 6 Kornetten Reitern am Bord, und segelte nach Ostende. Von hier aus setzte er seine Fahrt nach Sluis fort, und erschien mit sechszig Schiffen vor der Mündung des Hafens, welchen der Herzog von Parma durch eine Schiffsbrücke geschlossen hatte. Leicesters Absicht war, den Eingang zu forciren, und sich in der Nähe der Hafenschanze vor Anker zu legen. Aber die erfahrensten Seeleute, besonders die Seeländer, behaupteten, man könne hier nichts unternehmen, ohne die Schiffe, wegen Mangel an Tiefe, dem gewissen Untergange auszusetzen. Diese Vorstellungen bewogen den Grafen sein Vorhaben aufzugeben. Er kehrte nach Ostende zurück, schiffte seine Truppen aus, und beschloß nun den Entsatz zu Lande zu versuchen. In dieser Absicht setzte er sich von Ostende aus mit 5000 Engländern und einer großen Anzahl von Freiwilligen in Marsch, und ließ die Blankenberger Schanze beschießen. Diese zu entsetzen und den Grafen an weiterem Vorrücken zu hindern, brach der Herzog mit einem Theile des Belagerungscorps nach Blankenberg auf, nachdem er dem Marquis von Renthi den Oberbefehl über die Belagerung anvertraut hatte.

Die Belagerten benutzten des Herzogs Abwesenheit und ließen ein dem Antwerpischen ähnliches Minenschiff gegen die Hafenbrücke herabschwimmen, um sie zu sprengen. Aber der Marquis von Renthi ließ sogleich die Brücke öffnen, das Minenschiff ging durch und flog auf ohne Schaden zu thun. Eben so wenig

gelang ein Versuch der Seeländer, die Brücke in Brand zu stecken. Dagegen bemächtigten sich die Belagerten während der dadurch veranlaßten Unruhe, durch einen überraschenden nächtlichen Angriff, eines feindlichen Werks. Doch ihre Rettung hing allein von den Unternehmungen des Grafen Leicesters ab.

Aber dieser war leider schon wieder nach Ostende zurückgekehrt, nachdem sich seine Heldenthaten auf eine fruchtlose Beschießung der Blankenberger Schanze beschränkt hatten. Die Nachricht von dem Anzuge des Herzogs von Parma schlug seinen Muth zu Boden, er hielt die Macht desselben für zu stark um es mit ihm aufnehmen zu können, und ohne darüber nähere Untersuchungen anzustellen, räumte er vor seinem berühmten Gegner das Feld. Der letztere kehrte sogleich nach Sluis zurück, und setzte mit verdoppeltem Eifer die Belagerung fort. Das verlorne Werk ward wieder eingenommen, ein Theil des Hauptwalls erobert, und die Anstalten zu einem allgemeinen Sturm gemacht. Aber diesen wartete die Besatzung nicht ab. Sie hatte sich zwei Monat standhaft vertheidigt. Jetzt war sie bis auf die Hälfte geschmolzen, nur noch mit vier brauchbaren Kanonen versehen, ohne Pulver und ohne alle Aussicht eines Entsatzes. Unter so nachtheiligen Umständen blieb nichts übrig, als dem Feinde einen Vergleich anzubieten. Der Herzog, welcher hier die Tapferkeit an seinen Feinden ehrte, bewilligte der Besatzung einen ehrenvollen Abzug mit Geschütz, Munition und Gepäcke (5. August); und mit fliegen-

den Fahnen, brennenden Lunten und die Kugel im Munde verließ sie die Stadt, welche sie so rühmlich vertheidiget hatte. Sechs Tage vor dem Abschluß der Kapitulation hatten sich die sämmtlichen Hauptleute mit dem Befehlshaber feierlich verbunden, nur unter dieser und keiner andern Bedingung die Stadt zu übergeben oder sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen und Sluis in Brand zu stecken. Die Spanier sollen, nach Strada's höchst unwahrscheinlicher Angabe, nur 250 Mann bei der Belagerung verloren haben. Der Herzog verlegte, nach Beendigung derselben, sein Corps in Kantonnirungsquartiere, und ging nach Brüssel.

Der Gang des Kriegs erlahmte jetzt, und keiner von beiden Theilen unternahm noch etwas von Wichtigkeit in diesem Jahre. Nur Schenk führte noch am Ende desselben einen kühnen Parteigängerstreich gegen die Stadt Bonn im Erzstift Cölln aus. Mit einem kleinen Detaschement erscheint er am Abend des 22sten Decembers plötzlich vor der Stadt, läßt während der Nacht in größter Stille eine Petarde an das Rheinthor heften, und als diese um drei Uhr nach Mitternacht das Thor zerschmettert, dringt er mit seiner Mannschaft hinein, überwältigt die Wache, und bemächtigt sich in der ersten allgemeinen Verwirrung der Stadt, welche er im Namen des entsetzten Kurfürsten in Besitz nimmt. Er ließ sie sogleich in besseren Vertheidigungsstand setzen, und nachdem er vergebens versucht hatte sie unter den Schutz der Reichsfürsten

zu stellen, die seinen Antrag abwiesen um Spanien nicht zu erzürnen, so beschloß er seine Eroberung auch ohne fremden Beistand zu behaupten.

16.

Ende der Statthalterschaft des Grafen Leicester.

1588.

Es würde ein trockenes und undankbares Geschäft seyn, den Ursprung und Fortgang des langen Zwists zwischen dem Grafen Leicester und den Repräsentanten der vereinigten Provinzen weitläuftig zu entwikkeln und darzustellen. Auch gehört die Erwähnung desselben nur in so weit für dieses Werk, als er einen bedeutenden Einfluß auf den Gang des Kriegs hatte. Es sey daher genug, hier nur einige Hauptmomente von dem Entstehen jener Streitigkeiten, von den Erscheinungen, welche sie begleiteten, und von ihren Folgen anzuführen.

Der geheime Zweck des Grafen bei allen seinen öffentlichen Handlungen während seines Aufenthalts in den vereinigten Niederlanden, war kein anderer, als seiner Monarchin oder vielmehr sich selbst unter ihrem Namen die Souveränität über die Provinzen zu verschaffen. Stolz auf die Gunst der Königin und

unbekannt mit dem republikanischen Geiste, welcher in den Niederländern waltete, hielt er es der Mühe nicht werth auf die Staaten Rücksicht zu nehmen; er durchbrach die ihm gesteckten weiten Schranken ohne auf ihre Vorstellungen zu achten, und jeder Schritt, den ihn sein unbesonnener Ehrgeiz thun ließ, war entweder eine Verletzung des Nationalinteresses, oder ein verhaßter Eingriff in die Rechte der Staaten. Vielleicht waren es die Niederländer selbst, die in dem Kopfe ihres neuen Statthalters die ersten Ideen zu seinen hochfliegenden Planen entwickelten, durch die große Gewalt, welche sie ihm bei Uebertragung seiner Würde einräumten. Dem übermüthigen Höfling schien es ein leichtes Unternehmen, sich der Herrschaft über ein Volk zu bemächtigen, welches den Beistand und die Hülfe seiner Monarchin ansprach, deren Herz er in Händen hatte. Aber er hatte weder den Charakter der Niederländer noch die Standhaftigkeit und Einsichten ihrer Repräsentanten gewürdigt. Es boten sich ihm daher bei Verfolgung seines Plans überall große und nicht geahnete Schwierigkeiten entgegen; und ob es ihm gleich gelang, das Land, dessen Beschützer zu seyn sein ehrenvoller Beruf war, mit Verwirrung und Zwietracht zu erfüllen und an den Rand des Verderbens zu stürzen, so mußte er doch zuletzt alle seine Entwürfe scheitern sehen, nnd war gezwungen einen Schauplatz zu verlassen, auf welchem er eine kurze und unrühmliche Rolle gespielt hatte.

In den vereinigten Niederlanden, wie in jedem Freistaat gab es mehrere Parteien mit demokratischen und aristokratischen Grundsätzen, von denen die einen die Rechte und das Ansehn der Staaten zu behaupten, und die andern es zu vermindern strebten. Besonders war Utrecht der Sitz einer zahlreichen Rotte unruhiger Köpfe, welche die Staaten haßten, und größtentheils aus egoistischen Motiven eine Abänderung der Regierungsverfassung wünschten. An ihrer Spitze standen Jakob Reingoud, Gerhard von Prouning und Daniel de Bourggraf, drei berüchtigte Demagogen. Sie schlossen sich mit zuvorkommender Bereitwilligkeit dem Grafen von Leicester an, der seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Utrecht nahm, weil Holland und Seeland durch die Wahl des Prinzen Moritz zum Statthalter seinen Unwillen erregt hatten, und erwarben bald sein volles Zutrauen, und indem sie durch Schmeicheleien seine Eitelkeit und Herrschsucht bestachen, reizten sie ihn zu den willkührlichsten Eingriffen in die Verfassung der Nation und die Rechte ihrer Stellvertreter.

Schon die ersten Schritte des neuen Oberstatthalters zeigten den Generalstaaten, was sie von ihm zu erwarten hätten, und bis zu welchem Punkt er die ihm verliehene Gewalt auszudehnen gesonnen sey. Er ernannte, ohne ihre Zuziehung und Einwilligung, einen neuen Finanzrath zur Verwaltung der Landeseinkünfte; verbot allen Handel mit Spanien und den Spanischen Niederlanden, welcher bisher noch Statt

fand, mit Frankreich und Deutschland, ohne auf die dringenden Vorstellungen der Generalstaaten zu achten, daß ein solches Verbot die ganze bürgerliche Existenz der Provinzen Holland, Seeland und Friesland, deren nothwendige Bedingung Handel und Schiffahrt wären, schlechterdings vernichten müsse; er befahl, daß alle den feindlichen Festen naheliegenden Plätze, aus welchen der Feind Geld und Lebensmittel erpressen könne, niedergebrannt werden müßten, und endlich ließ er auch Rosenobel und andere Münzen von geringerem Gehalte prägen. Ja er ließ sogar mehrere Personen, welche sich seinen Planen widersetzten, in Verhaft nehmen, und des Landes verweisen, ohne irgend ein gesetzliches, in der Verfassung des Landes gegründetes Verfahren gegen sie zu beobachten. Dabei suchte er sich der Zuneigung des Volks zu bemächtigen und es den Staaten abgeneigt zu machen, wobei die Reingondsche Partei kräftig mitwirkte. Auch der reformirte Klerus bot ihm seine hülfreiche Hand, denn er hatte sich dessen Beifall durch erheuchelten Religionseifer erworben, und durch die ihm ertheilte Erlaubniß, zu Dordrecht (1586. Jun. 20.) ein Koncilium zu halten und eine neue Kirchenordnung abzufassen.

Aber wenn es ihm auch gelang, den Beifall einer unbesonnenen Faktion, einer zelotischen Klerisei, eines kurzsichtigen Pöbels zu gewinnen; so erregte dagegen sein eigenmächtiges und herrschsüchtiges Verfahren den Unwillen und Verdacht der Staaten und ihrer

Anhänger und jedes ächten und unbefangenen Patrioten. Schon der Inhalt der ihm von der Königin ertheilten geheimen Instruktion, sich genaue Kenntnisse von den Staatskräften der vereinigten Provinzen zu verschaffen, hatte den Argwohn der Staaten von Holland und Seeland erregt, und sie verbargen ihm um so sorgfältiger die Hülfsmittel und Kräfte des Landes, je schneller und üppiger diese durch ihren blühenden Handel anwuchsen. Als er aus dem Feldzuge von 1586, worin er den Erwartungen der Nation so wenig entsprochen hatte, zurückgekehrt war, überreichten ihm bei seiner Ankunft im Haag die Staaten von Holland, Seeland und Utrecht (November) eine mit großer Freimüthigkeit abgefaßte Vorstellung, welche den Antrag enthielt: daß die Englischen Hülfsvölker vollzählig erhalten, und im Beiseyn der Bevollmächtigten der Staaten gemustert; ohne ihr Vorwissen und Genehmigung keine ausländischen Werbungen angestellt, kein Festungsbefehlshaber ernannt und kein Bürger außerhalb seiner Provinz vor Gericht gezogen; das Ansehn und die Vorrechte der Staaten nicht verletzt; die Freiheit der Handlung verstattet; die Marine der Admiralität und dem Prinzen Moritz als Generaladmiral überlassen, und bei allen Landesangelegenheiten die Staaten ohne Zuziehung und Einmischung der Fremden um Rath gefragt würden. — Welchen Eindruck auch der Inhalt dieser Schrift auf den Grafen machen mochte, und wie viel Vorwürfe gegen ihn auch daraus hervorleuchteten; er

nahm sie wenigstens dem Anscheine nach ohne Entrüstung auf, und versprach sich darüber mit den Deputirten der Generalstaaten zu besprechen.

Jetzt trat die Englischdemokratische Partei zu Utrecht mit dem Antrage hervor: Stadt und Provinz der souveränen Herrschaft der Königin von England zu unterwerfen. Auch die übrigen Provinzen wurden von den Anhängern des Grafen zu demselben Schritte eingeladen; und endlich forderte er selbst die Generalstaaten auf: auch Holland und Seeland für die Unterwerfung unter die Oberherrschaft seiner Monarchin zu stimmen, da Utrecht, Geldern, Oberissel und Friesland sich bereits dafür erklärt hätten. Die Antwort der Staaten war: Holland und Seeland würden bereit seyn, der Königin die Souveränität anzubieten, wenn sie solche unter billigen Bedingungen annehmen wolle. Dabei blieb es für jetzt in Rücksicht dieser Angelegenheit.

Der Graf hatte beschlossen nach England zu gehen, um der Königin einen mündlichen Bericht von seinen bisherigen Handlungen in den Niederlanden abzustatten, und neue Verabredungen für die Folge mit ihr zu treffen. Vor seiner Abreise übertrug er dem Staatsrath die Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten und des Landkriegs, und dem Prinzen Moritz nebst den Admiralitäten die Leitung der Marine. Aber zu eben der Zeit, wo er öffentlich diese Einrichtung traf, machte er geheime Verfügungen, wodurch der Einfluß des Staatsraths eingeschränkt ward.

Während seiner Abwesenheit bestrebten sich seine Anhänger, die Befehlshaber der Provinzen und festen Plätze nach ihren Grundsätzen zu bearbeiten, und ihnen begreiflich zu machen: daß sie allein der Königin von England durch ihren geleisteten Eid verpflichtet wären. Es wurden insgeheim verschiedene Städte ausgewählt, welche Englische oder Irländische Besatzung empfangen sollten, und die Geistlichkeit fuhr fort die Staaten dem Volke verdächtig zu machen. „Nicht aus Patriotismus oder reinem Eifer für das Beste des Vaterlandes, — behaupteten die Mißvergnügten, — sondern aus eigennützigen und herrschsüchtigen Absichten widersetzten sich die Staaten den weisen und gutgemeinten Entwürfen des Statthalters; und die Folge dieser Widerspenstigkeit werde endlich seyn, daß England seinen Beistand versagen, und die Provinzen ihrem unglücklichen Schicksal überlassen werde.“ Es ist nicht zu läugnen, daß diese Beschuldigungen bei vielen Eingang fanden, und die Gemüther von ihren Repräsentanten abwendig machten, aber es ereigneten sich auch gerade jetzt einige Vorfälle, die zur Rechtfertigung des Verfahrens der Staaten dienten, und manchem Verblendeten die Augen öffneten. Dieses waren die schon oben angeführten verrätherischen Ueberlieferungen der Plätze Wouw, Deventer und der Schanze bei Zütphen durch ihre von dem Grafen Leicester ernannten Befehlshaber an die Spanier; und der Einfall eines Geschwaders Englischer Reiter in die Provinz Holland unter dem Vor-

geben sich dort den Sold zu holen, welchen die Königin ihnen schuldig sey. Diese Ereignisse veranlaßten großes Aufsehen in allen vereinigten Provinzen, das Volk faßte Argwohn gegen jeden Engländer, und schloß sich aufs neue voll Zutrauen seinen Stellvertretern an. Die Generalstaaten benutzten diese günstige Stimmung und die Abwesenheit des Grafen, um ihre Rechte, die man ihnen zum Theil entrissen hatte, zu reklamiren. Sie widerriefen des Oberstatthalters Verordnung wegen des Handels, und erlaubten die Ausfuhr aller Waaren, mit Ausnahme von Waffen, Schießpulver und Salpeter, und ertheilten dem Prinzen Moritz eine größere Gewalt, wodurch er authorisirt ward, die Besatzungen derjenigen Städte, wo er es für nöthig fände, zu verändern, und alle Befehlshaber aufs neue sich und den Staaten schwören zu lassen. Nach England wurden Deputirte gesandt (Jänner 87.), die Königin um Vermehrung ihrer Hülfsvölker und um eine Geldunterstützung zu ersuchen.

Aber Elisabeth empfing die Deputirten mit einem zornigen Gesicht. Der Graf hatte bittere Beschwerden über die Staaten bei ihr geführt, und die entrüstete Fürstin warf den Deputirten die Undankbarkeit der ersteren in den heftigsten Ausdrücken vor. Die Abgeordneten bewiesen, daß die Staaten ihrerseits die bestehenden Verträge redlich erfüllt hätten; und diese ließen selbst der Königin und dem Grafen eine Denkschrift überreichen, worin sie sich über die Ver-

letzung ihrer Rechte und der Landesverfassung und über den Verlust der durch seine Befehlshaber an die Spanier verrathenen Plätze beklagten. Dieses Memoir machte keinen Eindruck und blieb ohne Wirkung. Die Niederländischen Deputirten empfingen den Bescheid, daß die Englischen Hülfsvölker für jetzt nicht verstärkt werden könnten. Der Verwaltung des Grafen wurden dabei die größten Lobsprüche ertheilt, zum Beweise daß Elisabeth entweder von seinen Handlungen nicht gehörig unterrichtet, oder darüber ganz einverstanden mit ihm war.

Die Niederländischen Deputirten kehrten also nach ihrem Vaterlande zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Im Julius 1587 folgte ihnen der Oberstatthalter mit einer Anzahl Englischer Ergänzungstruppen, und versuchte den schon oben erwähnten Entsatz der von den Spaniern belagerten Feste Sluis in Flandern. Sein Mangel an Muth und Entschlossenheit veranlaßte das Mißlingen desselben und den Verlust der Stadt, aber er schob die Schuld auf die Staaten, welche ihn nicht gehörig unterstützt hätten, und drohete nach England zurück zu kehren und den Niederländern die Englische Hülfe ganz zu entziehen. Seine Anhänger benutzten diese Umstände, das Ansehn des Grafen und ihren Einfluß aufs neue zu gründen. Sie sagten dem Volke unaufhörlich vor, daß der Staat ohne Rettung verloren sey, wenn der Graf seine Hand von ihm abzöge; und die Geistlichkeit sandte sogar eine Deputation an ihn mit der Bitte:

die Kirche Gottes ihren Widersachern nicht zum Raube zu überlassen. Die Staaten selbst, welche den Verlust ihres ganzen Ansehns, oder den Ausbruch eines förmlichen Bürgerkriegs befürchten mußten, boten gezwungen die Hand zur Versöhnung, und erklärten dem Grafen schriftlich: es sey nie ihre Absicht gewesen seine Gewalt einzuschränken, und sie wären willig und bereit ihm den schuldigen Gehorsam zu beweisen. Der Graf schien mit dieser Erklärung zufrieden, aber wie wenig es den Parteien mit der scheinbaren Versöhnung ein Ernst war, zeigte sich nur zu bald.

Von allen öffentlichen Staatsdienern in den vereinigten Niederlanden, haßte der Oberstatthalter keinen mehr als den Prinzen Moritz, den Grafen Hohenlohe und den Advokaten von Holland, Johann von Oldenbarneveld, weil er den Einfluß dieser Männer auf das Volk und im Heere fürchtete. Er hatte deshalb schon mehr als einen Versuch gemacht, sie in seine Gewalt zu bekommen, aber es gelang ihm nicht, weil Mißtrauen gegen ihn sie vorsichtig machte. Hohenlohe, aufs äußerste wider den Grafen entrüstet, wies jeden Vorschlag zu einer Aussöhnung mit ihm zurück, und weigerte sich schlechterdings unter seinen Befehlen zu stehen. Er hielt nicht nur sich selbst in seinen Vorrechten von dem Grafen gekränket, sondern auch den Prinzen Moritz und die Staaten von Holland und Seeland, denen er diente. Feierlich erklärte er, hätte man für diese Kränkun=

gen Genugthuung ertheilt, und der Regierung wieder die alten Formen gegeben, welche sie zu den Zeiten Wilhelms von Oranien gehabt habe, dann wolle er willig seine Aemter niederlegen und den Dienst des Landes verlassen.

Auch der Oberstatthalter bewies, wie wenig aufrichtig von seiner Seite die Versöhnung mit den Staaten gewesen sey, denn er fuhr fort, das Volk von dem Gehorsam gegen sie abzuziehen. Er berief eine Versammlung derselben nach Dordrecht, und sie erklärte ihm gerade hin: Die hohe Obrigkeit in den vereinigten Niederlanden, wenn die Provinzen keinen Fürsten hätten, wäre beim Adel, der Ritterschaft und den Städten, deren Repräsentanten die Staaten wären, und es sey grundlos, wenn behauptet werde, daß die höchste Gewalt nicht von den Abgeordneten auf dem Lande repräsentirt werde. Auch hätten sich die Stände durch seine Wahl zum General-Gouverneur ihrer Oberherrschaft keineswegs begeben. Sie reclamirten hierauf mehrere Rechte, die er verletzt oder usurpirt hatte (Sept. 2.): worüber er sich aber nicht erklärte, sondern dagegen den Staaten den Vorschlag zu einem Frieden mit Spanien thun ließ. Dieser Antrag vermehrte ihr Mißtrauen gegen ihn, und beunruhigte selbst seine Anhänger, denn der Haß gegen Spanien war allen Parteien gemein, und ein zwanzigjähriger Krieg hatte die Glut desselben noch nicht abgekühlt. Man fing an Verdacht zu schöpfen, daß die Engländer die vereinigten Niederlande den Spaniern überliefern

wollten. Der Graf schwor bei seinem grauen Barte, daß dieser Verdacht ungegründet sey. Vergleicht man aber den Inhalt der Friedensunterhandlungen, welche insgeheim zwischen England und Spanien wenigstens zum Schein angeknüpft wurden, mit der geheimen Instruktion des Oberstatthalters, worin es ausdrücklich hieß: er solle eine Aussöhnung mit Spanien in Vorschlag bringen, und wenn die Staaten keine Neigung dazu äußerten, ihnen erklären, daß die Königin in die Nothwendigkeit gesetzt seyn würde, für sich allein mit dem Herzog von Parma zu unterhandeln: so scheint es allerdings nicht unwahrscheinlich, daß die falsche und ränkevolle Elisabeth nicht ganz abgeneigt gewesen sey, auf Kosten der Niederländer ihre langwierigen Streitigkeiten mit Spanien auszugleichen. Es verbreitete sich auch ein Gerücht, daß Leicester dem Herzog von Parma den Vorschlag gethan habe, die Niederländischen Provinzen unter sich zu theilen. Wenigstens versuchte er, wie einst der Herzog von Anjou, sich einiger Städte, unter andern Amsterdams und Enkhuizens, zu bemächtigen, aber seine Anschläge mißlangen, denn aus Mißtrauen war alles auf seiner Huth gegen ihn. Man entdeckte zu Leiden eine Verschwörung, die er angesponnen hatte, um die Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Prinz Moritz und einige Deputirten der Staaten verhörten selbst die Schuldigen, und die strafbarsten wurden zu Leiden öffentlich enthauptet (Oktob. 25.), obgleich sie sich auf die von dem Grafen Leicester erhaltenen Befehle be-

riefen. Die Staaten von Holland erklärten bei dieser und andern Gelegenheiten in mehreren zur öffentlichen Publicität gebrachten Schriften: dem Graf gebühre keine größere Gewalt, als die Statthalter zu Kaiser Karls des 5ten Zeiten gehabt hätten, und die Staaten allein, welche an der Stelle der ehemaligen Grafen der Provinz wären, besäßen die oberste Gewalt, denn sie repräsentirten die Nation, die der einzige Souverän sey; und nur ihnen komme daher das Recht zu, Krieg und Frieden zu beschließen, Bündnisse einzugehen, Gesetze zu geben und Auflagen zu machen.

Man sieht deutlich aus diesen Schritten und Proklamationen, daß es den Staaten gelungen war, sich ein Uebergewicht über den Grafen zu verschaffen. Den letzteren hatte der blutige Akt der Gerechtigkeit zu Leiden heftig erschüttert, und er soll bei der Nachricht davon ausgerufen haben: jetzt sey es Zeit für seinen Kopf zu sorgen. Er sah endlich alle seine Plane scheitern, seine Anhänger selbst in Utrecht und Friesland, wo sie am zahlreichsten waren, in ihrem Eifer gegen ihn erkalten, und alle Umstände mußten ihn überzeugen, daß es ihm nie gelingen werde, sich zum Souverän der Niederlande zu machen. Auch Elisabeth, der ewigen Klagen müde, zog nähere Kundschaft über das Verfahren ihres Statthalters ein, und erhielt bald die vollkommensten Beweise, daß sie keine gute Wahl getroffen habe und Leicester von allen Menschen am wenigsten zu einer solchen Staatsverwaltung geschickt sey. Sie rief ihn daher, ohne wei=

tere Erklärung und ohne einen andern an seine Stelle zu setzen, zurück, und erfüllte dadurch seine Wünsche, ein Land zu verlassen, wo sein Ansehn so tief gesunken war.

Von Vliessingen aus nahm er schriftlich Abschied (Nov. 26.) von den Staaten der Provinzen und (Dec. 6.) den Generalstaaten, und ersuchte sie, indem er seinen Thaten eine prunkvolle Lobrede hielt, alles was er für das allgemeine Beste gethan, zu würdigen, und aus dem vortheilhaftesten Gesichtspunkt zu betrachten. Ehe er seine Abreise antrat, ließ er eine Medaille unter seine Anhänger vertheilen, welche auf der rechten Seite sein Bildniß mit der Ueberschrift: Robertus Comes Licester et in Belg. Gubernator 1587, und auf der Kehrseite eine Heerde weidender Schafe zeigt, von denen sich einige zerstreut haben, und eine große Englische Dogge, welche sich nach den Schafen umsieht, mit den Worten: Non gregem sed ingratos invisus desero! Eine andere Denkmünze, welche bei dieser Gelegenheit erschien, und wie man glaubte auf Veranlassung der Staaten von Seeland ausgeprägt ward, stellte auf der einen Seite eine Affenmutter dar, die ihre Jungen aus übergroßer Zärtlichkeit erdrückt mit der Umschrift: Libertas ne ita cara ut simiae catuli und auf der Kehrseite einen Mann neben einem Feuer, der, indem er dem Rauch zu entfliehen sucht, in die Flammen stürzt, mit der Ueberschrift: Fugiens fumum incidit in ignem.

Nach der Abreise des Grafen übertrugen die Ge=

nerallstaaten dem Staatsrath die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte. Die Königin aber ernannte den Lord Willougby zum Befehlshaber der Niederländischen Hülfsvölker. Aber obgleich Leicester auf ihren Befehl die Statthalterschaft niedergelegt hatte, ward doch die Urkunde seiner Abdankung bis zum April des folgenden Jahrs zurückgehalten, und während dieser Zeit schwebten die vereinigten Niederlande in größerer Gefahr als je. Der Geist der Unruhe und Ungebundenheit, welchen der Oberstatthalter über die Provinzen verbreitet hatte, lebte auch nach seiner Entfernung fort, und ward von Zeit zu Zeit durch verführerische Schreiben von der Königin und dem Grafen genährt. So lange die Abdankung des letzteren nicht officiel bestätiget war, konnten die Staaten keine kraftvollen Maßregeln nehmen, und es fehlte an einer executiven Gewalt. Die Anhänger des Grafen, unter welchen die Geistlichen die thätigsten waren, benutzten diese Lage, die öffentlichen Angelegenheiten noch mehr zu verwirren; es äußerten sich hier und dort Gährungen, welche gefährliche Folgen droheten, und an mehreren Orten sogar in offene Empörungen ausbrachen.

Sonoi, bekannt aus den ersten Zeiten der Revolution, Gouverneur von Nordholland, und Leicesters treuster Anhänger, gab das erste Beispiel des öffentlichen Ungehorsams und der Widersetzlichkeit gegen die Befehle der Staaten, und um sich gegen ihre Rache zu sichern, zog er sein in mehreren Orten zer-

streut liegendes Regiment zusammen. Diese Maßregel aber hatte eine Folge, welche er wahrscheinlich selbst nicht voraussah. Es fand nämlich beim Niederländischen Militär die Einrichtung Statt, daß die Soldaten immer nur zwei Drittheile des Soldes baar und ein Drittheil in Schuldscheinen empfingen, welche nach und nach bezahlt wurden. Jetzt da sich Sonoi's Regiment vereint sah, fordern die Soldaten auf ihre Stärke trotzend, den ganzen noch rückständigen gegen drei Tonnen Goldes betragenden Sold, auf einmal, und drohen, wenn man sie nicht befriedigen würde, die Dämme zu durchstechen und Holland unter den Wellen zu begraben. Sonoi selbst, der Urheber des Aufstandes, flüchtete sich vor der Wuth der Rebellen nach Medemblik; und die Flamme der Empörung verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit, und ergriff die Besatzungen von Gertruidenburg, Heusden, Bergenopzoom und mehreren Städten. Die rebellischen Soldaten setzten ihre Hauptleute ab und wählten sich andere Befehlshaber. Nie hatten die vereinigten Provinzen in einer größeren Gefahr geschwebt, und die Englischen Befehlshaber, weit entfernt den Staaten zur Abwendung derselben die Hand zu bieten, vermehrten sie vielmehr, indem sie die Aufrührer insgeheim begünstigten und zu neuen Ausschweifungen reizten.

Während dieser allgemeinen Verwirrung ward endlich die Abdankungsurkunde des Grafen den Staaten übergeben, (1588. April 1.) die Zügel der Regierung,

welche man ihnen zu entreißen gesucht hatte, kamen wieder ungetheilt in ihre Hände, die Gegenpartei verlor ihre stärkste Stütze, und die Regierungsform gewann wieder Einheit und Festigkeit. Jetzt ergriffen sie auch kräftige und wirksame Maßregeln zur Stillung des Aufruhrs (April 12.) unter dem Kriegsvolk. Die Truppen wurden von ihrem dem Grafen Leicester geleisteten Eide entbunden, sie empfingen einen dreimonatlichen Sold, und als Sonoi aufs neue Unruhen erregte, ward er seines Dienstes entlassen. Drohungen und Versprechungen brachten nach und nach die aufrührerischen Besatzungen zu ihrer Pflicht zurück, nur gegen jene in Gertruidenburg, wo der Englische Befehlshaber Wingfield bei dem Aufruhr beharrte, mußten gewaltsame Maßregeln angewandt werden. Prinz Moritz rückte vor die Stadt und belagerte sie, aber ohne Erfolg, und als der Herzog von Parma ihr ein Truppencorps zur Hülfe sandte, mußte der Prinz die Belagerung aufheben. Nach seiner Entfernung verkauften die Rebellen, auf Wingfields Anrathen, die Stadt an die Spanier für einen funfzehnmonatlichen Sold. Die Staaten erklärten sie und ihre Befehlshaber namentlich für dieses Verbrechen des Todes schuldig; die Spanier selbst gaben ihnen den Spottnamen Kaufleute, und die meisten von ihnen entgingen der verdienten Strafe nicht.

Dies waren die Folgen des Parteigeistes, der Faktionen und der Ehrsucht des Grafen Leicester, welcher während seines zweijährigen Regiments die Republik

dem Untergang nahe brachte. Es war ein Glück für sie, daß der Herzog von Parma damals zu sehr mit seinen Rüstungen wider England beschäftiget war, um jene inneren Unruhen besser und thätiger benutzen zu können. Elisabeth, ohne Leicesters Stelle wieder zu besetzen, entzog den Niederländern ihren Beistand nicht. Aber wie theuer mußten sie diese Hülfe bezahlen! Schon zweimal während eines kurzen Zeitraums hatten sie nun die Erfahrung gemacht, wie gefährlich es einem Staate ist, sich einer fremden Nation in die Arme zu werfen. Ihre Geschichte bestätigt die große Lehre, daß ein bedrängtes Volk nur in sich selbst und nie bei dem mächtigeren Nachbar seine Rettung suchen muß.

17.

Ansicht des bürgerlichen Zustandes der vereinigten und Spanischen Niederlande.

1587. und 1588.

Ein zwanzigjähriger blutiger Krieg und die Stürme innerer Unruhen hatten zwar die vereinigten Niederlande auf das heftigste erschüttert, aber wie verschieden war dennoch ihr bürgerlicher Zustand von jenem, worin sich diejenigen Provinzen befanden, welche gezwungen oder freiwillig unter die Spanische Herrschaft zurückgekehrt waren. Nie bewirkten der Genius der Freiheit und der freundliche Geist der Toleranz ein größeres Wunder als dort, wo man mit Erstaunen, mitten unter den Ungewittern des Kriegs und der Parteiwuth, die schönsten Blüthen des Wohlstandes hervorbrechen und täglich üppiger aufblühen sah, während in den letztgenannten Landschaften aus den verarmten Städten, den Menschenleeren Dörfern und den verödeten Feldern Despotismus und Unduldsamkeit gräßlich hervorblickten.

Wie in den letzten Zeiten Brabant und Flandern, so waren Holland und Seeland im Anfange des Kriegs mehrere Jahre der Schauplatz desselben gewesen. Aber dort war jede Spur jenes unglücklichen Zeitraums schon wieder vertilgt, hier schienen sogar die Quellen einer künftigen Regeneration versiegt. Der Handel war vernichtet, Gewerbe und Fabriken lagen darnieder, und diese einst so blühenden und glücklichen Provinzen stellten jetzt ein schreckliches Bild der Armuth und Verwüstung dar. Flandern und Brabant seufzten unter den Geisseln des Mangels und einer unerhörten Theurung. Krieg und Mißwachs hatten die Ernten hier und in den benachbarten Spanischen Provinzen verkümmert, und die vereinigten Provinzen untersagten nicht nur die Ausfuhr des Getreides, sondern ihre Kaper schwammen auch an den Mündungen der Elbe, Weser und Ems und an den Flandrischen Küsten umher, und hemmten alle Zufuhr in die unterworfenen Provinzen. In Antwerpen galt im Jahre 1587. der Viertel Rocken, etwa 120 Pfund schwer, 20 bis 24 Holländische Gulden. Oft sah man jetzt in dieser vor Zeiten so reichen Stadt die rechtlichsten Leute, welche vormals in Ueberfluß lebten, des Abends um Almosen bitten. Die ärmeren, um nur ihr Leben zu fristen, waren gezwungen, ihre Zuflucht zu ekelhaften und ungesunden Nahrungsmitteln zu nehmen. Die übrigen Städte stellten ähnliche Scenen dar, und in Brüssel ward sogar einst ein todter Hund verzehrt, den man auf der Gasse fand. Die Folgen des Man-

gels und der ungesunden Nahrung waren Krankheiten, Pest und eine außerordentliche Sterblichkeit. Viele Einwohner ergriffen den Wanderstab und verließen freiwillig ihr unglückliches Vaterland; andere trieb die Intoleranz der Regierung aus, welche keinem Protestanten den Aufenthalt verstattete. Durch diese freiwilligen und gezwungenen Auswanderungen wurden viele große und kleine Städte, besonders Ypern, Kortrik und Brügge entvölkert, und mancher ansehnliche Flecken, worin sonst 2 bis 3000 betriebsame und glückliche Einwohner lebten, stand jetzt ganz verödet da, ein großes Menschenleeres Grab, der Aufenthalt der Wölfe, welche in den verlassenen Häusern ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Diese Raubthiere, da es an Menschen zu ihrer Vertilgung fehlte, hatten sich in außerordentlicher Menge eingefunden und zerrissen Menschen und Vieh. Selbst die Hunde, durch den Mangel an Nahrung wüthend gemacht, veränderten ihre Natur und verwandelten sich in Raubthiere, strichen in den Feldern umher, fielen Menschen und Vieh an, und zerfleischten und fraßen sich unter einander selbst. Im folgenden Jahre fielen die Getreidepreise wegen der ergiebigeren Ernte und der so sehr verminderten Anzahl der Verzehrer. Aber die ganze Physiognomie des Landes hatte sich verändert. Jetzt fand der trauernde Wanderer öde Steppen mit Dornen und Gesträuch bedeckt, wo vormals üppige Felder und Wiesen prangten. Mancher ausgewanderte Eigenthümer erkannte bei seiner Rückkehr die

Stelle nicht wieder, wo einst seine Wohnung gestanden hatte.

Wie verschieden von diesem traurigen Zustande war die Lage der vereinigten Niederlande. Hier herrschte Ueberfluß an Getreide und andern Bedürfnissen, obgleich die Preise derselben auch sehr ansehnlich waren. Die See stand ihnen offen, und Schiffahrt, Fischerei und ein ausgebreiteter Handel waren die reichen und unversiegbaren Quellen ihres Unterhalts. Ihre Schiffe schwammen nach England, Schottland, Irland, Frankreich, Italien, durch den Sund nach den Häfen des Baltischen Meers, und selbst nach Spanien und Portugal. In dem einzigen Jahre 1587. segelten über 800 Schiffe von Briel und aus den Seeländischen Häfen nach der Ostsee, woher die Provinzen ihr Getreide zogen; und ihre Schiffahrt nach den westlichen Meeren war nicht minder bedeutend. Der Indische Handel der Spanier war größtentheils in den Händen der Ausländer, und die Spanischen Handelshäuser gaben nur den Namen dazu her. Auch die Niederländer hatten großen Antheil an diesem Handel. Ihre Manufakturen und Heringe fanden starken Absatz in Spanien und Portugal, und verschaften ihnen einen vortheilhaften Tauschhandel. Dieser Verkehr ging selbst während der Revolution, und mitten unter den Waffen seinen Gang ungestört fort. Dem Könige und dem Spanischen Staatsrath war dieß nicht unbekannt, und es fehlte nicht an Verordnungen dagegen, aber man hielt nicht streng über ihre

Befolgung, weil man der Fremden nicht entbehren konnte, und dieser Handel beiden Theilen sehr vortheilhaft war. Wurden von den Niederländischen Kommissionärs nur gewisse Formalitäten beobachtet und der Name irgend eines Hamburger oder Lübecker Kaufmanns genannt, so sah man durch die Finger und stellte keine genauern Untersuchungen an. Zu der Zeit aber, als der König seiner Oberherrschaft über die Provinzen förmlich entsetzt ward, fürchteten die Niederländer, daß ihre Schiffe und Waaren in Spanien und Portugal confiscirt werden möchten. Die Staaten von Holland und Seeland verboten daher alles unmittelbare Verkehr mit jenen beiden Ländern, und die Schiffe, welche ihren Lauf westwärts nahmen, wurden angewiesen, nur nach England und bis an die äußersten Grenzen Frankreichs zu segeln, von wo sie ihre Ladungen in fremden Schiffen nach Spanien und Portugal spediren, und dagegen die Produkte jener Länder zurückkommen lassen und nach Hause führen durften. Die Generalstaaten faßten in der Folge einen gleichen Beschluß, und so vermochten selbst Krieg und ein glühender Nationalhaß das Band nicht zu zerreißen, durch welches der Handel entfernte Völker vereiniget.

Eine kleine Störung erlitt im Jahre 1587. der Ostseehandel durch einen Zwist, welcher sich zwischen dem Könige von Dänemark und den Generalstaaten erhob. Eine Niederländische Streifpartei von Bergenopzoom hatte zwischen Brüssel und Namur einen

jungen Dänischen Edelmann, Namens Cajus Ranzau, aufgehoben, der im Namen seines Hofes am Spanischen Hofe Vorschläge zur Erhaltung des Friedens mit England gethan und vor kurzem auch mit dem Herzog von Parma über diesen Gegenstand unterhandelt hatte. Die Soldaten durchsuchten sein Gepäck, und fanden darin einige das Friedensgeschäft betreffende Schreiben des Königs von Spanien und des Herzogs von Parma, worauf ihn der Befehlshaber nach dem Haag sandte. Die Staaten setzten ihn sogleich wieder in Freiheit, gaben ihm seine Papiere zurück, und entschuldigten den Vorfall am Dänischen Hofe mit der Unwissenheit der Kriegsleute. Aber Friedrich der 2te, König von Dänemark, nahm die seinem Bevollmächtigten zugefügte Beleidigung so hoch auf, daß er mehr als siebenhundert Niederländische Schiffe anhalten ließ, und nicht eher wieder freigab, als bis sie sich durch eine Ranzion von 30000 Thalern gelöst hatten.

Eine ergiebige Quelle des Wohlstandes für die vereinigten Niederlande war auch die ausgebreitete Fischerei, welche sie trieben. Tausende von Menschen beschäftigten sich mit diesem Zweige des Erwerbs, welcher jährlich viele hundert Fahrzeuge an die Küsten von Norwegen, Irland, Schottland und England zog. Auch der Schiffbau setzte eine Menge Hände in Thätigkeit, denn man rechnete, daß jährlich tausend neue Seeschiffe auf den Niederländischen Werften erbauet wurden, ohne diejenigen, welche zu der inländischen

Schiffahrt auf den Flüssen und Kanälen gebraucht wurden.

Der hohe Wohlstand des Landes und die wichtigen Vorrechte, deren die Bewohner derselben genossen, zogen eine große Anzahl auswärtiger Kaufleute, Fabrikanten, Seiden-, Wollen- und Garn-Weber, Papiermacher und andere nützliche Menschen aus der erwerbenden Klasse aus Antwerpen und den übrigen Städten Brabants und Flanderns, größtentheils Protestanten, dahin, welche ihre Handelsverbindungen, Kenntnisse, Reichthümer, ihre Geschicklichkeit und ihren Kunstfleiß mit in ihr neues Vaterland brachten, und dadurch der Industrie einen neuen Schwung gaben, indem sie zugleich durch ihre Schätze und Fabrikate die Nationalopulenz vermehrten.

In eben dem Verhältniß, als die Volksmenge in den Spanischen Niederlanden abnahm, vermehrte sie sich in den vereinigten Provinzen. Die Einwanderung war so stark, daß die Ankömmlinge in Amsterdam und andern Holländischen Städten keine Wohnung mehr fanden, und daß die Mauern derselben erweitert und die umliegenden Felder mit Häusern bedeckt werden mußten; ja viele der zahlreichen Ankömmlinge waren gezwungen, aus Mangel eines Obdachs, ihren Aufenthalt auf Schiffen zu nehmen. Der Nationalreichthum zeigte sich dabei in den prachtvollen Gebäuden, welche von Zeit zu Zeit emporstiegen, in den ungeheuern Waarenvorräthen aller Art, und selbst in dem Ueberfluß an vorräthigen Kriegsbedürfnissen.

So verschieden waren die Folgen des Kriegs in den Niederlanden, daß er in dem einen Theile derselben das ganze bürgerliche Glück der Einwohner zerstörte, den Handel vernichtete, und ihren Wohlstand zertrat, und den andern zu einer Stufe von Wohlhabenheit erhob, die er vorher noch nie erreicht hatte. Dasselbe Element, welchem der eiserne Fleiß der Vorfahren den Boden der nördlichen Provinzen entzogen hatte und das ihn täglich wieder unter seinen Wellen zu begraben drohete, war die Quelle ihres Reichthums. So lange man ihnen das Meer nicht entziehen konnte, schien ihre Freiheit gesichert, und im äußersten Nothfall gewährte es den Bewohnern dieser Provinzen eine sichere Zuflucht; so wie es ihnen jetzt die Mittel verschafte, die schweren Abgaben zu bezahlen, welche der Krieg und die Vertheidigung des Staats verschlangen, und die so mannigfaltig waren, daß nicht nur Grundstücke und Lebensmittel, sondern selbst Kleider und Personen besteuert wurden.

Die Landmacht, welche die Staaten unterhielten, betrug gegen 18000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter, wovon ein großer Theil in den festen Plätzen zerstreut lag. Diese Anzahl war zwar dem zahlreicheren Feinde im offenen Felde nicht gewachsen, aber sie ward durch die Lokalverhältnisse des Landes begünstiget, und die häufigen Empörungen und Verräthereien, durch die starken Soldrückstände veranlaßt, hatten bewiesen, daß man sich besser mit wenigen gut und richtig bezahlten Truppen schützen könne, als durch eine Kriegsmacht,

deren Unterhaltung die Kräfte des Staatsvermögens überstieg. Die bewaffnete Marine bestand aus hundert Schiffen, welche theils die feindlichen Häfen und Küsten blokirten, theils die eigene Handlung und Fischerei beschützten, oder Kreuzzüge gegen feindliche Schiffe und Piraten unternahmen. Die Seemacht der Spanier in den Niederlanden war aus Mangel an Fahrzeugen und guten Häfen nur unbedeutend.

Waren gleich Handel und Betriebsamkeit die Hauptbasis des hohen Wohlstandes der vereinigten Niederlande, so hatte doch auch die weise Toleranz der Staaten in Rücksicht des Kultus einen großen Antheil an ihrem blühenden Zustande. Seit dem Beschluß vom Jahre 1583. war die reformirte Religion, wegen der großen Vermehrung ihrer Bekenner, die herrschende in den nördlichen Provinzen. Auch in Brabant und Flandern zählte damals der Protestantismus die Mehrzahl der Einwohner zu seinen Bekennern, und an vielen Orten ward auch in diesen Landschaften der katholische Gottesdienst ganz aufgehoben, nach der Wiedereroberung derselben durch den Herzog von Parma aber wieder hergestellt, ohne daß jedoch dabei von Einführung der Inquisition und von den Strafbefehlen wider die Ketzer, diesen großen Veranlassungen zu der Revolution, die Rede war. Den Protestanten ließ man die Wahl, entweder die Provinzen zu räumen oder den Katholicismus anzunehmen. Die meisten von ihnen wählten das erstere und nahmen ihren Aufenthalt in

den vereinigten Provinzen, wie schon oben bemerkt worden ist.

In den letztgenannten Provinzen übte man eine größere Duldung, die Folge der humanen Gesinnungen des unsterblichen Prinzen von Oranien, welche auf die Staaten übergegangen waren, denn auf der protestantischen Geistlichkeit ruhete keineswegs der Geist der Toleranz. Zwar war den Katholiken die öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes nicht verstattet, und sie blieben von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, — eine Maßregel vorsichtiger Politik, da die Erfahrung lehrte, daß der größte Theil dieser Glaubensgenossen insgeheim die Partei der Spanier begünstigte, — aber sie wurden nicht aus dem Lande getrieben, wenn sie keine Unruhen erregten, und gegen die Versammlungen anderer Sekten bewies man mehr Duldung und Nachsicht, weil man sie für minder gefährlich hielt.

Nach der in den vereinigten Provinzen bestehenden Verfassung hatte die reformirte Geistlichkeit gar keinen Antheil an Staatsangelegenheiten. Aber herrschsüchtig wie der Clerus aller Sekten, fing sie sogleich an sich darein zu mischen, als der Graf von Leicester ihr schmeichelte, um durch ihren Einfluß das Volk für sich zu gewinnen. Ja die Holländischen Geistlichen, die ärgsten Zeloten von allen, erdreisteten sich sogar, während der Statthalterschaft des Grafen, den Staaten eine Vorstellung zu überreichen, worin diese ermahnt wurden, die Eintracht zu erhalten, fernere Zwistigkeiten mit dem Oberstatthalter zu vermeiden, und sich

nicht von verderblichen Leidenschaften oder Privatinteressen leiten zu lassen. Die Staaten nahmen diese vorlaute Zudringlichkeit wie billig sehr übel auf, und Oldenbarneveld ertheilte den Deputirten des Clerus folgenden mündlichen Bescheid: die Staaten wüßten alles sehr wohl, was in der von ihnen eingereichten Denkschrift enthalten sey, und noch mehr als dieses. Das Wohl des Staats sey ihnen nicht minder theuer als der Geistlichkeit, und sie möchten daher nur nach Hause zurückkehren und den Staaten die Verwaltung ihrer Geschäfte überlassen. So wurden die ehrsüchtigen Nachfolger Kalvin's erst mündlich und dann schriftlich in ihre Schranken zurück gewiesen. Zwar machten sie noch öfter Versuche, sich in die Staatsverwaltung zu mischen, doch die Staaten waren zu wachsam und aufgeklärt und zu eifersüchtig auf ihre Rechte, um sie ihren Zweck erreichen zu lassen.

Jetzt noch einen Blick in das häusliche Leben und auf den sittlichen Zustand der vereinigten Niederländer. Die alten einfachen Sitten dieser Völker, ihre kräftigen Naturen, ihr gerader schlichter Charakter, ihre Sparsamkeit, Treuherzigkeit und Betriebsamkeit, so wie die Häuslichkeit, Geschäftigkeit und Reinlichkeit ihrer Weiber, welche für trefliche Hausfrauen und Mütter galten, und auch an den Geschäften ihrer Männer sehr thätigen Antheil nahmen, hatten sich von den Vätern auf die nachfolgenden Generationen vererbt. Die meisten Züge dieses Gemäldes waren auch in der gegenwärtigen Periode noch unverändert

dieselben, obgleich nach und nach manche fremde Sitte sich einschlich, welche die zurückgekehrten Ausgewanderten und Vertriebenen aus dem Auslande mitbrachten. Der vermehrte Wohlstand des Landes erzeugte einen verfeinerten Lebensgenuß und erhöhete den Luxus und die Pracht vorzüglich in der Kleidung, in einer verschwenderischen Tafel und in kostbaren Hausgeräthen aller Art. Aber neben dem Luxus blüheten auch die Wissenschaften auf, und die hohen Schulen zu Leiden und Franecker, welche sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben, entstanden mitten im Geräusch der Waffen.

So sah man hier, durch eine sonderbare Verkettung der Umstände, den Krieg von allen Erscheinungen begleitet, welche sonst nur einem tiefen und glücklichen Frieden angehören. Und dieses außerordentlichen Phänomen war nicht vorübergehend, sondern dauerte fort. Der Handel der vereinigten Provinzen breitete sich immer weiter aus, vermehrte den Reichthum der Nation und erschien endlich am Ende eines vierzigjährigen Kriegs in seinem höchsten Glanze.

18.

Die unüberwindliche Flotte.

1588.

Vielleicht haben die Geschichtschreiber nicht Unrecht, welche Philipp den 2ten beschuldigen, daß er die Idee, eine Universalmonarchie zu gründen, gehabt habe. Wenigstens sind die großen Eroberungsplane, denen er sich hingab, ein Beweis, daß seinem Ehrgeiz an der Herrschaft über die weitläuftigen Reiche und Länder, welche unter beiden Hemisphären seinem Scepter gehorchten, nicht gnügte. Und wäre es wohl so außerordentlich, wenn sich ein solcher Gedanke in seinem Kopfe entwickelt hätte, da die Schmeichelei der Redner und Dichter seines Zeitalters, deren Hyperbeln er nicht ungern sein Ohr lieh, ihn unaufhörlich den Herrn der Welt nannte? Selbst die Ausführung einer so kühnen Idee schien bei seiner Thätigkeit und Unbiegsamkeit, bei seinem fanatischen Eifer für die Ausbreitung der katholischen Religion, und bei einer Macht, vor welcher ganz Europa zitterte, wenigstens nicht zu den Un=

möglichkeiten zu gehören; und vielleicht waren es blos die vereinigten Niederlande, welche durch ihre verwegene Rebellion die Freiheit Europa's retteten. Philipps Wunsch, die teutsche Kaiserkrone, selbst auf Kosten seines Oheims Ferdinands des 1sten, auf sein Haupt zu setzen; seine mit der Königin Maria von England geschlossene Vermählung, die ihm den Weg zur Herrschaft über dieses Königreich bahnen sollte; sein intriguenvolles Spiel in Frankreich, wodurch er dieses schöne Land an sein Haus zu bringen hoffte; und endlich die Eroberung Portugals, sind hinreichende Beweise, daß die Aeußerung jener Schriftsteller von einer Universalmonarchie wohl etwas mehr als eine bloße Chimäre war. Das Glück begünstigte seine kolossalen Plane nicht, vielleicht weil er sich oft in mehrere Unternehmungen zugleich verwickelte und dann eine über der andern vernachläßigte; und die leichte Eroberung Portugals bezahlte er mit dem Verlust eines Drittheils seiner Niederländischen Provinzen, zu deren Wiederunterjochung er vergebens den Ertrag seiner Indischen Goldminen und den Kern seiner Heere aufopferte.

Nichts schien Philipp dem 2ten schmerzhafter zu seyn, als die verlorne Hoffnung, England mit seinen übrigen Staaten zu vereinigen, eine Hoffnung, welche er schon damals nährte, als die bigotte Maria, deren einzige Liebenswürdigkeit in dem Besitz einer Krone bestand, ihm ihre Hand gab. Nach der ersteren Tode warb er um Elisabeth, aber seine Anträge fanden kein

Gehör, und nie verzieh der stolzeste Monarch seiner Zeit diese Beleidigung. Elisabeth ward der Gegenstand seines persönlichen Hasses, welcher immer glühender und unversöhnlicher ward, je mehr Veranlassung zum Unwillen ihm ihr Betragen gab. Elisabeth spielte damals die Rolle einer Beschützerin des Protestantismus, Philipp war der eifrigste Katholik in Europa, welcher den Titel eines katholischen Königs, den er führte, allen seinen übrigen hohen Würden weit vorzog. Schon dieses einzige Verhältniß mußte ihn zu einem natürlichen Feinde der Königin von England machen; auch hatte, so lange sie auf dem Throne saß, immer nur der äußere Schein der Freundschaft zwischen Spanien und ihrem Reiche obgewaltet. Philipp beschloß endlich einen Vertilgungskrieg gegen die ketzerische Königin, und durch die Eroberung Englands zugleich dem Himmel und seiner Herrschbegierde ein Opfer zu bringen. Dieser Entschluß war bereits im Jahre 1583 gefaßt, und schon von damals an bemerkte man in allen Spanischen und Portugiesischen Seehäfen und in allen Spanischen Waffenplätzen eine ungewöhnliche Thätigkeit. Der Herzog von Parma erhielt Befehl, sich genaue Beschreibungen von allen Englischen Festungen und Landungsplätzen zu verschaffen, und Spanische Emissäre schlichen durch ganz England, um die Einwohner, besonders die Katholiken, zu Empörungen aufzuhetzen. Aber der Schleier des tiefsten Geheimnisses lag über allen diesen Anstalten.

Die Begünstigung der rebellischen Niederländer,

die Unterstützung des Prinzen Anton Prätendenten von Portugal, die Hinrichtung der Königin Maria von Schottland (7. Februar 1587.), dieser ewige Schandfleck in Elisabeths Regierung, die Verheerungen des Englischen Admirals Drake in den Südamerikanischen Besitzungen Spaniens, und endlich die Aufforderungen des Papstes Sixtus des 5ten, welcher die Königin in den Bann that und eine Million Kronen zu den Kriegskosten zu bezahlen versprach, so bald die Spanier in England gelandet seyn würden: waren neue und dringende Motive für den König, seine Rüstungen zu beschleunigen. Dennoch ward mitten unter den kriegerischen Anstalten eine geheime Friedensunterhandlung zwischen beiden Höfen eröffnet, welche jedoch nicht viel mehr als eine politische Farce war, wodurch beide Theile sich nur zu überlisten und Zeit zu gewinnen suchten, weshalb auch der König von Dänemark, welcher das Vermittlungsgeschäft übernommen hatte, solches gleich wieder aufgab. Die Zurüstungen in den Spanischen und Portugiesischen Häfen wurden mit überspannter Thätigkeit fortgesetzt. Viele tausend Menschen waren damit beschäftigt. Es werden Schiffe erbaut und zugerichtet, Truppen zusammengezogen, Matrosen ausgehoben und ungeheure Magazine angelegt. Auch der Herzog von Parma vermehrt sein Kriegsvolk und läßt zu Antwerpen, Dünkirchen, Niewport und an andern Orten eine Menge flacher Fahrzeuge zimmern wozu ganze Wälder ausgeholzt werden. Ganz Europa wird aufmerksam, denn der Gegenstand

so außerordentlicher Anstrengungen ist noch immer ein Geheimniß; nur Gerüchte sagen, ihre Bestimmung sey, die Unterjochung der Niederlande zu vollenden.

Elisabeth allein täuschte sich über die wahren Absichten ihres unversöhnlichen Feindes nicht, und um den Ausbruch des sie bedrohenden Ungewitters wenigstens so lange als möglich aufzuhalten, sandte sie den kühnen Weltumsegler Franz Drake mit einem Geschwader aus (1587), welcher die Küsten Spaniens und Portugals verheerte, und im Hafen von Cadix hundert mit Kriegsbedürfnissen und Schiffsmaterialien befrachtete Schiffe verbrannte. Auch wußte sie es durch den Einfluß der Englischen Kaufleute dahin zu bringen, daß die Genueser des Königs Wechselbriefe nicht acceptirten, wodurch eine Stockung in den Rüstungen entstand. So gelang es ihr durch Gewalt und List das Auslaufen der Flotte noch ein ganzes Jahr zu verzögern.

Der Streifzug des Englischen Admirals unterbrach das Friedensgeschäft nicht, denn Elisabeth erklärte, daß er ohne ihren Befehl gehandelt habe. Ja, es ward sogar im folgenden Jahre (April 1588) zu Bourbourg bei Grevelingen ein förmlicher Friedenskongreß eröffnet, wohin beide Theile Kommissarien sandten, welche dem Anschein nach sehr ernstlich über die Beilegung der Zwistigkeiten handelten. Auch die Generalstaaten wurden zur Theilnahme an den Unterhandlungen eingeladen, aber sie lehnten jeden Antrag dazu ab. Die Englischen Deputirten forderten als Präliminärartikel einen allgemeinen Waffenstillstand für England und die Nie-

derlande, Entfernung der fremden Truppen aus den Spanischen und Religionsfreiheit für die vereinigten Provinzen. Die Spanischen Kommissarien aber wollten den Niederländern so wenig den Stillstand als die übrigen Bedingungen zugestehen. Daß es überhaupt kein Ernst mit diesen Friedensunterhandlungen war, leidet keinen Zweifel; wahrscheinlich aber ists, daß Elisabeth den Frieden, hätte sie ihn mit Sicherheit erhalten können, einem Kriege vorgezogen haben würde, denn es war kaum glaublich, daß ihre Marine, so viel sie auch während ihrer Regierung zu deren Verbesserung gethan hatte, es mit der Spanischen aufnehmen könne. Doch zu einem dauerhaften Frieden war keine Hoffnung. Sixtus der 5te hatte noch einmal den Bannfluch über Elisabeth ausgesprochen, sie ihres Reichs für verlustig erklärt und dem Könige von Spanien die Vollziehung des Ausspruchs des heiligen Tribunals, die Entthronung der ketzerischen Elisabeth und die Blutrache der rechtgläubigen frommen Maria übertragen. Welche Aufforderung für einen Phllipp, den immer gehorsamen Sohn der Kirche, der den Titel eines Beschützers des katholischen Glaubens für den ehrenvollsten in der Welt hielt!

Mit dem Anfange des Frühlings 1588 verdoppelte sich die Thätigkeit in den Spanischen Häfen. Man legte die letzte Hand an die Ausrüstung der großen Armada. Nicht minder thätig war in Flandern und Brabant der Herzog von Parma. Er zog ein Heer von 30000 Spaniern, Italienern, Teutschen, Wallonen

und Burgundern zusammen, und eine zahlreiche Jugend aus den edelsten Geschlechtern Spaniens und Italiens fand sich freiwillig unter seinen Fahnen ein. Der Transport der zu Antwerpen und an der obern Schelde erbauten Fahrzeuge bot, da dieser Strom verschlossen war, unendliche Schwierigkeiten dar. Es mußten mehrere kleine Flüsse ausgegraben und neue Kanäle angelegt werden; dennoch überwand endlich der unternehmende, an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geist des Herzogs von Parma alle Schwierigkeiten. Der König erhob ihn zum Chef der ganzen Unternehmung, und der Herzog von Santa Croce, einer der besten und tapfersten Seeleute Spaniens, der sich schon in der großen Seeschlacht bei Lepanto rühmlich ausgezeichnet hatte, ward zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt. Aber Santa Croce und der tapfere Viceadmiral Herzog von Paliano, starben noch während den Zurüstungen, und Generaladmiral an des ersteren Stelle ward der Herzog von Medina Sidonia, der seinem Vorgänger zwar an Geburt, aber nicht an Verdiensten und Talenten glich.

Des Königs Absicht war, den zerschmetternden Schlag unmittelbar auf England herabfallen zu lassen, dessen Fall auch den Sturz der alles Beistandes beraubten Niederlande zur unausbleiblichen Folge haben müsse. Mehrere seiner Feldherren und Minister widerriethen den ganzen Zug. Der Engländer Stanlei schlug eine Landung auf Irland vor, welche wahrscheinlich sehr gefährliche Folgen für England gehabt hätte. Der Her-

zog von Parma war der Meinung, zuerst die vereinigten Niederlande zu erobern, oder sich wenigstens des Hafens von Vliessingen zu bemächtigen, um bei widrigen Vorfällen einen sichern Zufluchtsort für die Flotte zu haben; eine Idee, die auch den Beifall des Herzogs von Santa Croce gefunden hatte. Aber alle diese Vorschläge entsprachen der Ungeduld Philipps nicht. Sein Zutrauen auf den glücklichen Erfolg der getroffenen außerordentlichen Anstalten war unerschütterlich; und welche Unglücksfälle sollte er für eine Flotte fürchten, die von den Schmeichlern schon im voraus durch die Beinamen der Glücklichen, der Unüberwindlichen, ja sogar der Katholischen ausgezeichnet ward. Es blieb daher bei dem ersten Plane des Königs.

Lange hatte man in England und den Niederlanden keine ungewöhnlichen Besorgnisse über die großen Anstalten der Spanier gehegt. Theils glaubte man, die Bestimmung der Flotte sey keine andere, als die Bedeckung der Westindischen Kauffahrer; theils hielt man die schweren Schiffe für unbrauchbar in den Englischen Meeren. Die unermeßlichen Rüstungen in den Spanischen und Portugiesischen Häfen, welche sich jetzt immer mehr ihrer Vollendung näherten, und die Anstalten des Herzogs von Parma auf den Flandrischen Küsten, ließen endlich den eigentlichen Zweck der weitläuftigen und unermeßlichen Rüstungen und Anstrengungen nicht länger verkennen, und man überzeugte sich, daß das Ungewitter entweder über England oder die Niederlande ausbrechen werde. Jetzt machte man in bei-

den Ländern nachdrückliche Vertheidigungsanstalten. Elisabeth ließ bei den Staaten um Beistand ansuchen, und sie sagten ihn zu, überzeugt, daß der Untergang Englands auch den ihrigen zur Folge haben werde. Eine Masse von 80000 Streitern wurden zur Bedeckung der Küsten und Häfen in England aufgeboten; und bei Greenwich stellte man ein Reservekorps von 20000 Mann unter dem Oberbefehl des Grafen von Leicester auf, der sich nur erst vor kurzem als einen Mann ohne Muth, Energie und Talente dokumentirt hatte, ein Beweis, wie viel Vorliebe Elisabeth noch immer für ihren alten Günstling hatte. Glücklicherweise waren die Befehlshaber der Flotte besser gewählt. Lord Karl Howard von Effingham, Franz Drake, Lord Seimour, John Hawkins und Martin Frobisher haben ihre Namen in der Geschichte ihres Vaterlandes und der Seekriege verewigt. Die Englische Flotte bestand aus 140 Schiffen, kleiner und schwächer als die kolossalen Spanischen Galeassen und Gallionen, aber leichter, beweglicher und treffliche Segler. Der größte Theil dieser Flotte lag unter Howard und Drake im Hafen zu Plymouth; ein Geschwader kreuzte unter Seimour vor der Themse, und blokirte vereinigt mit einem Niederländischen Hülfsgeschwader die Flandrischen Küsten.

Die vereinigten Niederländer strengten ebenfalls alle Kräfte an, sich selbst und ihre Bundesgenossen zu schützen, obgleich die Größe der Spanischen Schiffe, für welche die Holländischen und Seeländischen Küsten unzugänglich waren, sie keinen unmittelbaren Angriff

befürchten ließ. Sie rüsteten 90 größere und kleinere Fahrzeuge aus, und hielten sie für jeden Fall in Bereitschaft; 35 Segel unter Justin von Nassau und Heinrich Warmond kreuzten vor Dünkirchen und vereinigten sich in der Folge mit dem Englischen Geschwader des Lords Seimour. Die Küsten Hollands und Seelands wurden mit Wachen besetzt, und die Tonnen, Pfähle und Seeleuchten weggenommen. In Holland und England wurden Fast- und Bettage gehalten.

Fünf Jahre hatte Philipp an der Ausrüstung der großen Flotte arbeiten lassen, und Millionen darauf verwendet. Endlich am Ende Mai's 1588 war man damit zu Stande gekommen. Die ganze Armada bestand aus 4 Galeassen, 64 großen Gallionen, 4 Galeeren und 58 kleineren Fahrzeugen, zusammen aus 130 Segeln. Sie war bemannt mit 30000 Menschen, worunter sich 18000 Soldaten befanden, führte 2630 Stück Geschütz und darunter 1600 metallene Feuerschlünde, und war auf sechs Monat mit Lebensmitteln und mit unermeßlichen Vorräthen an Munition und andern Kriegsbedürfnissen und Geräthschaften versehen. Die vier gigantischen Galeassen, welche der König von den Venetianern gekauft, hatten schon in der Schlacht von Lepanto Dienste geleistet. Sie übertrafen an Größe um ein Drittheil die größten Galeeren, führten 56 metallene Kanonen und 300 Ruder, alle Masten und Bäume waren mit Tauwerk umflochten, und man hatte nichts versäumt diese schwimmenden Kastelle unverletzlich zu machen. Die

Gallionen waren ebenfalls von außerordentlicher Größe, und selbst ihre oberen Brustwehren Musketenschußfrei. Die Gallion des Admirals St. Martin hatte außer dessen zahlreichem Gefolge, eine Equipage von 1200 Mann am Bord. General-Admiral war, wie schon vorhin gesagt ist, der Herzog von Medina-Sidonia und Unter-Admiral D. Martinez de Recalde, ein erfahrner Biscajischer Seemann. Das Kriegsvolk befehligten D. Diego von Pimentel, D. Francisco de Toledo, D. Alonzo de Luzon, D. Nicolas de Isla und D. Augustin de Meria. Eine große Anzahl Freiwilliger aus den vornehmsten Spanischen und ausländischen Geschlechtern, unter andern der Duque de Pastrano, die Prinzen von Askoli und Vespasian Gonzaga, Amadäus von Savoyen, Johann von Medicis, der Markgraf von Burgau, ein Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich und der schönen Philippine Welserin, und selbst ein Marokkanischer Prinz schiffte sich mit ein. Unter der Mannschaft befanden sich auch 669 Geistliche, Jesuiten, Kapuziner und von andern Orden, an deren Spitze sich D. Martin Alarçon, Großvikar der Inquisition befand. Dem weiblichen Geschlechte war der Aufenthalt auf den Schiffen bei Todesstrafe untersagt. Die Weiber der Soldaten und die Freudenmädchen folgten der Flotte auf eigenen gemietheten Schiffen, wo sie Besuche von ihren Männern und Liebhabern empfingen. Einige dieser schwimmenden Bordelle wurden durch Stürme an die Französische Küste geworfen.

Am 29. Mai lichtete die ganze Flotte, die größte Armada der neuern Zeit von allen, welche bis dahin auf dem Elemente des Meers erschienen waren, die Anker, verließ den Hafen von Lissabon und stach in See. Ein Spanischer Geschichtschreiber sagt von ihr in einer poetischen Laune: Das Meer habe nicht Raum gehabt die mächtigen und zahlreichen Schiffe zu fassen. Erst jetzt, nach der Abfahrt der Flotte, ward der Friedenskongreß zu Bourbourg plötzlich aufgehoben, und die Bevollmächtigten eilten nach ihrem Vaterlande. Der letzte schwache Schimmer friedlicher Aussichten erlosch.

Der erste Eintritt der großen Flotte in das Meer war nicht vom Glücke begleitet. Ein heftiger Sturm ergriff und zerstreute sie beim nördlichen Spanischen Vorgebirge. Zwar sammelten sich die verschlagenen Schiffe bald wieder im Hafen zu Corunna, bis auf vier, welche verloren gingen, indeß verzögerte doch dieser Vorfall die Unternehmungen der Flotte um zwei Monat, und gab Veranlassung zu dem, wahrscheinlich durch die Spanier selbst verbreiteten Gerücht, die Flotte sey durch den Sturm ganz unbrauchbar zu der vorgehabten Unternehmung gemacht worden. Der Englische Admiral war ausgelaufen, um sie wo möglich in ihrem beschädigten Zustande anzugreifen, aber er kehrte bald wieder nach Plymouth zurück, und Elisabeth befahl aus übertriebener Sparsamkeit, vier der größten Schiffe abzutakeln und die Matrosen zu entlassen. Dieser übereilte Befehl ward zwar nicht be-

folgt, aber die Nachrichten von dem gänzlichen Ruin der Spanischen Armada wiegten doch die Engländer in einen so sichern Schlummer, daß ihre Flotte noch ruhig im Hafen zu Plymouth lag, als jene schon wieder auf dem Meere schwamm.

Auf des Königs gemessenen Befehl, welcher mit Ungeduld den Erfolg so großer Kosten und Anstrengungen erwartete, hatte sie am 21sten des Heumonats den Hafen von Corunna verlassen und ihren Zug gegen England genommen. Langsam in Form eines Halbmondes, der einen Raum von sieben Englischen Meilen einnahm, segelte sie dem Kanale zu. So wenig waren die Engländer auf ihre Ankunft gefaßt, daß sie die erste Nachricht davon durch einen Schottischen Korsaren erhielten (Jul. 29.). Jetzt eilten sie aus dem Hafen zu kommen, aber der Südwind, welcher gegen die Küste blies, war ihnen zuwider, und nur mit vieler Mühe gelang es dem Englischen Admiral, einen Theil seiner Flotte auf die Rhede hinaus zu legen. Wäre der Spanische Oberadmiral ein Mann von Kopf und Entschlossenheit gewesen, so würde der Engländer seine Sorglosigkeit theuer bezahlt haben.

Auf der Höhe von Plymouth eröffnete jener die erhaltene Königliche Instruktion. Sie gebot ihm: seinen Lauf gerade nach der Meerenge von Calais und Dover zu nehmen, sich so nahe als möglich an die Französischen Küsten zu halten, die Englische Flotte zu vermeiden und gegen Dünkirchen zu steuern, dort so lange eine strenge Defensive zu beobachten, bis sich

der Herzog von Parma mit dem Flandrischen Geschwader mit ihm vereiniget habe, worauf der letztere voransegeln, und durch die große Flotte im Rücken gedeckt, eine Landung unternehmen und gerade auf London vorrücken sollte. Ein genommenes Schifferboot gab die Nachricht, daß die Englische Flotte noch im Hafen zu Plymouth läge. Da rieth der Viceadmiral D. Martinez de Recalde: diesen günstigen Zufall zu benutzen, die feindliche Flotte zu Plymouth anzugreifen und zu Grunde zu richten, dann zu landen und die Stadt zu nehmen, wodurch die Hauptmacht des Feindes auf diesen Punkt gezogen und dem Herzog von Parma die Landung an einer andern Stelle erleichtert werden würde. Aber der Oberadmiral verwarf Recalde's Vorschlag, hielt fest an die Königlichen Befehle und segelte ruhig der Englischen Flotte vorbei in den Kanal.

Der Englische Admiral eilte mit einem Theile seiner Flotte der Spanischen nach. Es war am 31. Julius als er sie ins Gesicht bekam. Er beschoß von weitem die feindlichen Schiffe. Sein Muth wuchs, da er sah, daß die größeren von ihnen, welche schwerfällig und fehlerhaft gebaut waren, sich nur langsam bewegten und ihr Geschütz zu hoch stand, so daß sie größtentheils in die Luft feuerten. Von jetzt an fielen täglich Gefechte vor, und die runder gebauten und beweglicheren Englischen Schiffe näherten sich den feindlichen bis auf Musketenschußweite und thaten ihnen großen Abbruch durch ihr für jene Zeiten

ungewöhnlich schnelles Feuer, wobei sie es nicht an Versuchen fehlen ließen, sich des einen oder andern zu bemächtigen. Die Spanische Flotte schloß sich hierauf so eng zusammen, daß die große Gallion von Sevilla, welche von Pedro Valdez befehligt ward und einen Theil des Schatzes am Bord hatte, ihre Masten verlor und am folgenden Tage vom Admiral Drake genommen ward. Am 3ten August fiel eine Windstille ein, welche den großen Spanischen Ruderfahrzeugen eine Ueberlegenheit über die Englischen verschaffte. Die letzteren schossen deshalb mit Kettenkugeln nach dem Tauwerk der Spanier, und da ihnen die Munition zu fehlen anfing, ließen sie neue Vorräthe vom Lande holen, ein Beweis, wie schlecht sie Elisabeths Geiz mit diesem so nothwendigen Material hatte versehen lassen.

Unter immerwährender Begleitung und Verfolgung der Engländer und sich immer nur auf die strengste Vertheidigung einschränkend, erreichte endlich die Spanische Flotte die Höhe von Calais, wo sie sich vor Anker legte. Von hier aus ließ der Herzog von Medina-Sidonia den Herzog von Parma von seiner Ankunft benachrichtigen und ihm melden, daß er den folgenden bei Grevelingen erscheinen werde, weshalb der Herzog die Einschiffung seiner Truppen beschleunigen möchte, um sich mit ihm vereinigen zu können. Aber dieser Feldherr befand sich in der größten Verlegenheit. Mit ungeheurer Anstrengung hatte er seine Fahrzeuge aus der obern Schelde nach Dünkirchen, Sluis und Niewport geschafft, die Truppen standen zur Einschiffung

bereit, und Graf Mansfeld war zum Befehlshaber in den Niederlanden während des Herzogs Abwesenheit ernannt. Aber Justin von Nassau hatte sich mit 35 Segeln vor Dünkirchen gelegt und 60 Niederländische Schiffe bildeten einen Blokade-Kordon an den Flandrischen und Seeländischen Küsten und sperrten alle Häfen. Der Herzog erwiederte daher dem Spanischen Admiral: er habe zwar Fahrzeuge zum Uebersetzen der Truppen, aber keine Schiffe die feindliche Flotte, welche seine Hafen einschließe, zu vertreiben; er könne daher, ohne sein Heer dem gewissen Untergang preis zu geben, nichts unternehmen, bis die große Flotte die Niederländische zum Rückzuge von Niewport und Dünkirchen gezwungen habe.

Auf diesen Bericht erhielt die Spanische Flotte Befehl, sich näher an das Ufer zu legen. Sie rückte bis auf die Höhe von Dünkirchen vor, wo sie auf der einen Seite die Niederländische und auf der andern die Englische zur Seite hatte. Den folgenden Tag (Aug. 7.) fiel eine Windstille ein, und alle drei Flotten lagen einander ruhig im Gesicht. In der nächsten Nacht erhob sich ein frischer Wind. Um Mitternacht läßt der Englische Admiral, um die Spanier von der Höhe von Dünkirchen zu vertreiben, acht Brandschiffe, welche Friedrich Gianibelli, der sich nach der Eroberung Antwerpens in England niederließ, mit Pech, Schwefel und andern Brennstoffen angefüllt hatte, unter Anführung der Hauptleute Young und Prowse, gegen den gedrängtesten Theil der feindlichen Flotte auslaufen.

Sie treiben gerade vor dem Winde und stehen in vollen Flammen. Der Anblick der flammenden Brander ruft den Spaniern das Antwerper Minenschiff ins Gedächtniß zurück. Sie schreien: Antwerper Feuer! Antwerper Feuer! Das tiefe Dunkel der Nacht macht die Scene noch grauenvoller. Ein allgemeines Schrekken ergreift die ganze Flotte. Jedermann denkt nur auf schleunige Rettung. Einige Schiffe lichten die Anker, andere kappen sie um schneller der Gefahr zu entgehen, und geben sich Wind und Wellen preis. In dieser Verwirrung stößt ein Schiff auf das andere, und viele werden beschädigt. Ein heftiges Ungewitter mit Sturm und Donner vermehrt den Schrecken. Die ganze Flotte wird umhergeworfen und zerstreut.

Der anbrechende Tag (August 8.) zeigte dem Englischen Admiral die große Verwirrung und Unordnung unter den Feinden. Er beschloß ihre nachtheilige Lage zu benutzen, und griff sie an in Verbindung mit dem vereinigten Geschwader unter Seimour, Justin von Nassau und Warmond. Um vier Uhr Morgens begann das Treffen und dauerte den ganzen Tag hindurch bis zum Abend. Die Spanier, besonders einzelne Schiffe, kämpften mit der größten Tapferkeit, aber alle Vortheile waren auf der Seite der Engländer. Die Spanische Hauptgaleasse verwickelte sich in die Ankertaue eines andern Schiffs, und ward an der sandigen Küste von Calais auf den Strand getrieben. Sie war mit 500 Galeerensklaven und 400 Soldaten besetzt, und hatte den General-Inspektor Manriquez am Bord.

Einige Englische Pinassen und Böte griffen sie an. Manriquez ward durch den Kopf geschossen. Ein großer Theil der Besatzung warf sich ins Wasser, um sich durch Schwimmen ans Land zu retten, aber die meisten ertranken. Die Engländer erstiegen das Schiff, plünderten es, und gaben den Galeerensklaven die Freiheit. Sie wollten es darauf in Brand stecken, aber der Französische Befehlshaber von Calais widersetzte sich, und nahm es für sich selbst in Besitz.

Ein anderes großes Biscajisches Schiff sank, nach einem heftigen Gefecht mit dem Englischen des Hauptmanns Crosse, in den Abgrund des Meers. Kurz vorher ehe es von den Wellen verschlungen ward, that der Befehlshaber den Vorschlag, es zu übergeben. Darüber gerieth ein anderer Offizier in eine solche Wuth, daß er jenen durchstach, aber von dessen Bruder auf der Stelle wieder getödtet ward. Die beiden großen Gallionen St. Philipp und St. Matthäus fochten mit dem Englischen Admiralschiff und wurden gezwungen an der Flandrischen Küste zu stranden. Das eine, auf welchem sich D. Diego de Pimentel befand, ward bei Dünkirchen von dem Niederländischen Unteradmiral van der Does erobert, und Pimentel sammt allen, die das Leben retteten, gefangen. Van der Does hing einen Wimpel des eroberten Schiffs als Trophäe in der Hauptkirche zu Leiden auf. Die andere Gallion ward ihrem Schicksal überlassen, und die Mannschaft flüchtete sich auf die Dünen von Blankenberg und Ostende. Die Eng-

länder verloren in dem Kampfe dieses Tags nur ein einziges kleines Schiff und wenig Mannschaft, aber der Spanische Admiral fürchtete bei längerer Fortsetzung desselben seine ganze Flotte zu Grunde zu richten. Er hielt einen Kriegsrath, worin beschlossen ward, den Rückzug anzutreten, und ihn wegen des widrigen Nordwestwindes und um der Englischen Flotte auszuweichen, nicht durch den Kanal, sondern nordwärts um Schottland und Irland zu nehmen; ein Beschluß, welcher sich auf keine Weise rechtfertigen läßt, da der Verlust der Spanier nicht so bedeutend war, um deshalb das ganze Unternehmen aufzugeben, und sich in unbekannte Meere zu wagen.

Der Englische Admiral folgte den Feinden nach, und ihre Muthlosigkeit und Furcht vor der langen und gefahrvollen Fahrt war so groß, daß die Engländer vielleicht die ganze Flotte hätten vernichten oder erobern können, hätte es ihnen nicht abermals an Munition und Proviant gefehlt und hätten sie den Feind nachdrücklicher verfolgt, welches wahrscheinlich nicht geschah, weil Howard den erlangten Ruhm nicht auf ein ungewisses Spiel wagen wollte. Räthselhaft ists, daß weder die Englische Flotte Irland deckte, noch die Spanier eine Landung auf dieser unbewachten Insel versuchten, die ihnen höchst wahrscheinlich gelungen seyn würde.

Der Herzog von Parma hatte indeß fleißig die Kirchen besucht, und den Heiligen, besonders der wunderthätigen Maria zu Hal Gelübde gethan. Die

Nachrichten von den widrigen Ereignissen der Flotte setzten ihn ganz außer sich, so daß er einem Wahnsinnigen glich. Jetzt ertheilte er Befehle zum Auslaufen seiner Flotille, und gleich darauf widerrief er sie. Bald bestimmte er den Tag der Abfahrt mit einer solchen Gewißheit, daß er einen Hauptmann, der ihm die damit verknüpfte Gefahr vorstellte, mit eigener Hand erstochen haben soll; bald ward er wieder unentschlossen und hielt es für unverzeihliche Tollkühnheit, so viel tapfere Soldaten und mit ihnen die Blüthe des katholischen Adels in kleinen schwachen Fahrzeugen den Angriffen der feindlichen Blokadeflotte auszusetzen. Endlich gab er, nach so vielen Befehlen und Gegenbefehlen, sein Vorhaben auf, und ließ auch die zu Niewport schon eingeschifften Truppen wieder ans Land gehen. Er wollte nun erst des Herzogs von Medina Sidonia fernere Unternehmungen abwarten, denn noch hoffte er auf dessen Zurückkunft, und ließ in dieser Erwartung Anker und Taue verfertigen, um ihn damit zu versehen.

Aber die große Flotte war im vollen Rückzuge begriffen. Man verweigerte ihr an der Schottischen Küste die Einnahme von frischem Wasser, weshalb die auf den Schiffen befindlichen Pferde und Maulthiere über Bord geworfen werden mußten. Verschiedene ganz zerschossene Schiffe wurden von den Wellen verschlungen. Mit fünf und zwanzig Segeln, welche noch einen hinreichenden Wasservorrath hatten, steuerte der Oberadmiral auf dem nächsten Wege nach

der Bai von Biscaja, die übrigen nahmen ihren Lauf nach der Irländischen Küste um sich dort mit Wasser zu versehen; aber bei den Orkadischen Inseln wurden sie von einem heftigen Sturm ergriffen und zerstreut (Sept. 2.). Viele sanken in den Abgrund, und einige tausend Menschen fanden ihr Grab in den Wellen, andere wurden in den Kanal zurückgeworfen, und von den Engländern oder Rochellern genommen. Eine große Anzahl unglücklicher Flüchtlinge, welche sich aus dem Schiffbruch auf die Irländischen Küsten rettete, ward von den halbwilden Bewohnern dieser Insel erschlagen. Der dortige Befehlshaber Richard Bingham nahm zwar anfangs 200 der Gestrandeten in seinen Schutz, aber auf die Nachricht, daß noch 800 auf der Küste erschienen wären, ließ er aus Furcht die ersteren ermorden. Als die 800 diese Unmenschlichkeit erfuhren, vertrauten sie sich, um einem ähnlichen Schicksal zu entgehen, noch einmal in halbmorschen Fahrzeugen dem Meere und fanden den Tod in den Wellen.

Eine menschlichere Behandlung als unter den Irländern, fanden die Schiffbrüchigen in Schottland. Fünfhundert, welche von Kleidung und allem entblößt, zu Edimburg anlangten, wurden gespeiset und bekleidet, und sodann nach ihrem Vaterlande eingeschifft, aber ein neuer Sturm verschlug sie an die Küste von Norfolk in England, doch erlaubte die Königin, welche sich durch die Schotten nicht wollte an Großmuth übertreffen lassen, daß sie frei nach

Spanien zurückkehren konnten. Das feindselige Gestirn, welches über der Spanischen Flotte von ihrem ersten Auslaufen an waltete, verfolgte sie bis in die vaterländischen Häfen. Zwei große Gallionen, den Angriffen des Feindes und den Stürmen glücklich entgangen, geriethen in dem Hafen, worin sie vor Anker lagen, durch einen Zufall in Flammen und brannten bis auf das Wasser ab.

Die Spanischen Geschichtschreiber geben den gesammten Verlust der Flotte auf 32 Schiffe und 10000 Menschen an, nach Englischen und Niederländischen Berichten betrug er 70 Schiffe und 20000 Mann. Viele vornehme Personen von denen, die den Zug mitgemacht hatten, gewöhnt an Ueberfluß und Bequemlichkeit, wurden ein Opfer des erlittenen Mangels und Ungemachs, und starben theils auf der See, theils bald nach ihrer Rückkehr; ein Schicksal, welches auch den tapfern Recalde traf. Es gab kaum eine Familie in Spanien, welche nicht Trauer anlegen mußte, so daß der Hof, um dieses sichtbare Denkmal eines unglücklichen Ereignisses früher zu vernichten, die Zeit der Trauer durch einen ausdrücklichen Befehl abkürzte.

Dies war das tragische Schicksal jener mächtigen Flotte, welche ganz Europa in Erstaunen und Bestürzung versetzt hatte. Nicht die Wuth der Elemente allein, wie man gewöhnlich sagt, sondern mehr noch die Tapferkeit und Gewandtheit der Englischen Seeleute, und die Unwissenheit und Unentschlossenheit des

Spanischen Admirals, hatten es herbeigeführt. Groß und wichtig waren die entfernteren Folgen ihrer Vernichtung, denn sie legte den Grund zu dem Verfall der Spanischen Seemacht, erwarb den Engländern und Niederländern die Herrschaft auf dem Meere, und bahnte den letzteren den Weg zu ihren großen Eroberungen in Ostindien. Für jetzt befreite ihr Untergang England und die vereinigten Niederlande von einer großen Gefahr. War England besiegt, so mußten auch die Provinzen des Utrechter Bundes unter das Spanische Joch zurückfallen, und die Ströme Bluts und alle Leiden, welche sie die Freiheit zu gewinnen vergossen und erduldet hatten, waren ein fruchtloses Opfer. In beiden Ländern war daher auch die wunderbare Rettung ein Gegenstand der höchsten Freude, und ward durch ein allgemeines Dankfest gefeiert. Elisabeth hielt einen glänzenden Triumphzug in die St. Paulskirche, und in Seeland schlug man eine Denkmünze, welche auf der einen Seite das Wappen der Provinz mit den Worten: soli deo gloria, und auf dem Revers die unüberwindliche Flotte mit der Umschrift: venit, ivit, fuit, 1588. darstellte. Elisabeths Freude ward durch den Tod ihres Lieblings, des Grafen Leicester, gestört. Er starb bald nach dem Rückzuge der Spanischen Flotte, als er eben seine Entlassung vom Hofe genommen hatte (Sept. 14. 1588), um sich auf seine Güter zurück zu ziehen. Die Königin beweinte seinen Verlust, und sie war vielleicht die einzige, welche ihn bedauerte, denn

seine Eitelkeit und Arroganz hatten ihn allgemein verhaßt gemacht.

Seit dieser Epoche sahen die Engländer in den vereinigten Niederländern nicht mehr das armselige, bedrängte, ihres Schutzes bedürftige Volk wie zuvor; sondern einen nicht zu verachtenden Bundesgenossen. Sie gaben die Hoffnung auf, diese Republikaner so abhängig von sich zu macheu, als sie anfangs geglaubt hatten; und als die Leicestersche Partei noch immer fortfuhr Unruhen gegen die Staaten zu erregen, mißbilligte Elisabeth diese angeblich zu ihrem Dienst gethanen Schritte in einer öffentlichen Schrift (1590 Mai) und ermahnte die Einwohner zum Gehorsam gegen die Obrigkeit des Landes.

Philipp der 2te, als er die Nachricht von dem unglücklichen Schicksal der unüberwindlichen Flotte empfing, verläugnete seinen Charakter nicht. Wie schmerzlich ihm auch der Verlust so großer Erwartungen seyn mußte, bricht er doch nicht, so wie einst der Römer Augustus über die Vernichtung seiner Legionen in Deutschland, in laute Klagen aus, sondern sagt mit kalter Ruhe: Ich sandte sie nicht aus zum Kampfe mit den Elementen, und danke Gott, daß er mir die Macht gab eine neue auszurüsten!

Der Kampf zwischen Spanien und England hatte den Gang des Kriegs in den Niederlanden gelähmt. Die Geschichte dieses Feldzugs ist daher an wichtigen Begebenheiten arm. Die Stadt Bonn im Erzstift Cölln, deren sich Martin Schenk im verflossenen Jahre

für den vertriebenen Kurfürsten Gebhard Truchses bemächtiget hatte, ward durch den Sohn des Herzogs von Arschot, Karl Croi Prinzen von Chimai, und den Obersten Tassis belagert, und nach einer sechsmonatlichen Vertheidigung mit Kapitulation eingenommen (1588. Sept. 9.), und dem regierenden Kurfürsten übergeben, nachdem sie eine Spanische Besatzung empfangen hatte. Der tapfere Tassis ward während der Belagerung beim Rekognosciren von einem feindlichen Troßjungen erschossen und sein Verlust sehr von den Spaniern bedauert.

Noch ehe Bonn fiel, war das Schicksal der großen Spanischen Flotte entschieden worden, und der Herzog von Parma hatte die zu der Englischen Landung bestimmten Truppen in Flandern und Brabant in Kantonirungsquartiere verlegt. Aber die Brabanter bestürmten ihn mit Bitten, die Stadt Bergenopzoom zu belagern, um den immerwährenden Streifereien und Plünderungen der dortigen Besatzung ein Ende zu machen. Von allen Brabantischen Städten war Bergenopzoom die einzige, welche noch beim Utrechter Bunde war. Dieser nicht kleine und wohlhabende Ort liegt am Ausflusse der Schelde in das Nordmeer, in einiger Entfernung vom Ufer des Stroms, der hier einen Hafen bildet, welcher bis an die Stadt reicht und damals durch zwei Schanzen gedeckt war. Ein Arm der sogenannten Unterschelde, die Vossemaar genannt, trennte die Stadt von der Insel Tholen, einem von jenen zahllosen Eilanden,

welche der Strom an seinem Ausflusse bildet. Die Besatzung der Stadt unter dem Obersten Thomas Morgan, einem Walliser, bestand aus Englischen und Niederländischen Truppen, und einer Rotte Niederländischer Freibeuter, welche ganz Brabant durch ihre Streifzüge heimsuchten, die Pässe zwischen Antwerpen, Brüssel und Mecheln besetzten, die Reisenden beraubten, und reiche Edelleute und Kaufleute aufhoben und nach Bergen schleppten, welche oft 10 bis 20000 Gulden Ranzion bezahlen mußten.

Die wiederholten Klagen der Brabanter über diese Geißel bewogen den Herzog fast wider seinen Willen, die Belagerung von Bergen zu beschließen, merkwürdig, weil sie die erste Unternehmung dieser Art ist, welche dem Eroberer Antwerpens mißlang. Er zog seine Truppen zusammen, ehe er aber die Stadt selbst angriff, schien es ihm nöthig sich der Insel und Stadt Tholen zu bemächtigen, welche vermittelst ihrer Verbindung mit dem Meere einen unerschöpflichen Vorrathsspeicher für das benachbarte Bergen abgab. Montigni und der junge Graf Oktavian Mansfeld erhielten Befehl, die Insel mit 800 Mann anzugreifen, während 2000 Schützen das diesseitige Ufer besetzten, um durch ihr Feuer den Feind zurück zu halten. Der Angriff geschah zu einer Zeit, wo das Wasser in der Vossemaar am niedrigsten stand. Graf Eberhard von Solms, der Befehlshaber der Insel, hatte das Ufer mit Kriegsleuten besetzt, welche, durch die mit Brustwehren versehenen Dämme gedeckt, die anrückenden

Feinde mit einem Kugelregen empfingen. Die letzteren standen bis an die Schultern im Wasser und feuerten mit der größten Standhaftigkeit, bis ihr ganzer Pulvervorrath verschossen und fast die Hälfte von ihnen größtentheils an Kopfwunden gefallen war. Jetzt sahen sie sich, ohne irgend einen Vortheil erlangt zu haben, gezwungen, die Vossemaar zu räumen, wobei Montigni und Mansfeld fast im Schlamme stecken geblieben wären. Die Vertheidiger der Insel sollen in diesem Gefecht nur einen Todten und zwei Verwundete gehabt haben. Verschiedene nachfolgende Versuche der Königlichen Truppen sich der Insel zu bemächtigen, wurden ebenfalls durch die Wachsamkeit des Grafen Solms vereitelt, der keine Nacht die Dämme verließ.

Diese Unfälle konnten jedoch den Herzog von Parma von der beschlossenen Belagerung Bergens nicht abhalten, so ungewiß auch der Erfolg seyn mußte, da die Stadt von Holland und Seeland her mit frischen Truppen und Vorräthen versehen werden konnte. Prinz Moritz selbst, der Englische Feldherr Willoughbi und die Kommissarien der Generalstaaten befanden sich darin, und die häufigen Ausfälle der Besatzung bewiesen dem Herzog, welcher am 23sten des Herbstmonats vor der Feste erschien, daß sie zu einer tapfern Vertheidigung entschlossen sey.

Zwischen der Stadt und der Schelde lagen zwei Schanzen, welche ihr die Gemeinschaft mit dem Strome sicherten, und daher genommen werden mußten, ehe die Belagerung mit der Aussicht auf einen günstigen

Erfolg geführt werden konnte. Ein Angriff auf die eine derselben, die sogenannte Norderschanze, schlug fehl. Jetzt sollte Verrätherei ersetzen, was die Waffen nicht vermochten. Ein Englischer Fähnrich und ein Marketender, beide früher einmal in Spanischer Gefangenschaft, ließen sich dem Anscheine nach durch große Geschenke gewinnen, den Belagerern einen Weg zur Eroberung der Schanze zu zeigen. Aber sie entdeckten dem Obersten Morgan das Geheimniß, und es ward ein Plan zur Ueberlistung der Spanier entworfen. Die beiden vermeinten Verräther hatten dem Herzog von Parma versprochen, seine Truppen sicher in die Schanze zu führen, da er ihnen aber selbst nicht traute, so mußten sie einwilligen sich zwischen zwei Kriegsleute anschließen zu lassen. So rückten 3000 Mann nach der Schanze und fanden bei ihrer Ankunft das Thor offen. Sogleich drangen sie hinein, die beiden Gefesselten an ihrer Spitze. Als aber etwa 50 Mann darin waren, ließ die Besatzung das Fallgatter nieder, und die 50 sahen sich von ihren Kameraden getrennt und gefangen. Die, welche außerhalb des Thors geblieben waren, obgleich durch den ihnen gespielten Betrug überrascht, fassen schnell den Entschluß, sich mit Gewalt der Schanze zu bemächtigen. Sie reißen die Pallisaden aus, durchwaten den Graben, und stürmen den Wall hinan. Aber die Besatzung der Schanze war verstärkt, Willoughbi selbst befand sich darin, und nach einem hartnäckigen Kampfe wurden die Spanier mit einem Verlust von 800 Mann zurückgeschlagen.

Dieser mißlungene Versuch, der Mangel an Lebensmitteln und die großen Schwierigkeiten sie herbeizuschaffen, endlich die nasse und rauhe, der Gesundheit der Soldaten so nachtheilige Witterung, bewogen den Herzog zur Aufhebung der Belagerung, nachdem sie anderthalb Monat gedauert hatte. Am 12ten November ging er nach Brüssel zurück und seine Truppen folgten ihm, nach der Anlage mehrerer Schanzen in der Nachbarschaft Bergens zur Beschränkung der Streifereien der dortigen Besatzung. Dagegen zehrten die Spanier selbst Brabant aus wie im vergangenen Jahre Flandern.

Glücklicher als vor Bergen waren die Spanischen Waffen im Geldernschen, wo Graf Peter Ernst von Mansfeld mit dem Corps, welches Bonn erobert hatte, das Städtchen Wachtendonk zwischen der Maas und dem Rhein belagerte. Der Ort war nicht von Bedeutung, aber er hatte eine tapfere Besatzung unter dem Hauptmann Langhaar, größtentheils aus Schenkens Kriegsvolk und von dem Geiste dieses kühnen Soldaten belebt. Da die Jahreszeit schon weit vorgerückt war, betrieb Mansfeld seine Belagerungsanstalten mit der größten Thätigkeit, und erbaute, unter häufigen Ausfällen der Belagerten, zwei mächtige, die hohen Stadtmauern überragende Kavaliere. Sie wurden mit Geschütz besetzt, aus welchem man Thürme und Häuser mit Bomben oder Brandkugeln beschoß. Es waren eine Art eiserner hohler Kugeln, — von dem Geschichtschreiber Strada irrig eine neue Erfindung genannt,

da man sie schon hundert Jahre früher unter dem Namen brennender Kugeln kannte, — die mit Pulver und andern Brennstoffen angefüllt, mit einer Brandröhre versehen waren und aus Mortieren geworfen wurden. In der benachbarten Stadt Venloo war die Werkstatt, wo man sie für die Belagerung von Wachtendonk zurüstete. Um dem jungen Fürsten von Cleve, dem der Königliche Befehlshaber dort ein großes Banket gab, ihre Wirkungen zu zeigen, machte man einen Versuch damit, der aber so unglücklich ablief, daß die Hälfte der Stadt im Feuer aufging.

Wachtendonk ergab sich nach einer tapfern Vertheidigung auf Kapitulation (20. Dec. 1588.), und empfing Spanische Besatzung. Mansfeld verlegte darauf sein Corps, welches durch Mangel und Witterung sehr gelitten hatte, in das Jülichsche in die Winterquartiere, und das Ländchen, obgleich neutral, mußte die härtesten Bedrückungen erdulden. Er selbst begab sich zum Herzog von Parma, und empfing große Lobsprüche über die in so später und ungünstiger Jahreszeit gemachte Eroberung.

Die Freude darüber aber war nicht fähig des Herzogs düstere Laune zu verscheuchen. Seit dem mißlungenen Zuge der großen Spanischen Flotte hatte er unaufhörlich mit dem bittersten Verdrusse gekämpft. Sein großer Kriegerruhm hatte ihm, einem Italiener, viele Hasser und Neider unter den Spanischen Befehlshabern erweckt, welche schon bei verschiedenen früheren Gelegenheiten, durch ausgestreute nachtheilige Gerüchte,

den Argwohn des mißtrauischen Königs gegen ihn zu erregen suchten. Nach dem Unglück der großen Flotte und der mißlungenen Belagerung von Bergenopzoom, welche einen kleinen Schatten über den Glanz seines Ruhmes warf, erhoben sie ihre Stimme weit lauter als zuvor. Man schob das Mißlingen beider Unternehmungen auf ihn, und der Herzog von Medina klagte: daß nur die verzögerten Anstalten des Herzogs von Parma und der dadurch veranlaßte Aufenthalt das Unglück über die Flotte gebracht hätten. Ja, seine Feinde beschuldigten ihn, er habe sich von den Engländern und Holländern gewinnen lassen, zur Vereitlung des Unternehmens beizutragen. Besonders brachte ein Spanier, Namens Juan Moreo, in geheimen Briefen an den König mancherlei Beschuldigungen gegen ihn an. Man warnte den Herzog aus Italien her, und da ein Zufall dem Prinzen Moritz ein Paket von Moreo's Briefen in die Hände lieferte, ließ er sie durch Aldegonde entziffern und sandte sie dem Herzog. Dieser benutzte die Entdeckung, ohne jedoch für die Aufmerksamkeit des Prinzen durch eine Antwort seine Dankbarkeit zu beweisen. Er ließ Moreo zu einem Gastmahl einladen, welcher bald nachher seinen Geist aufgab. Der große Mann, welcher vielleicht kein großer Mensch war, hatte dadurch seine Rache gebüßt, aber auf Unkosten seiner Ehre, welche durch Moreo's schnellen Tod einen neuen Flecken erhielt. Ueberall sprachen die Spanier sehr nachtheilig von ihm, und die Beschuldigungen sträflicher Absichten, welche ihm

gemacht wurden, durchliefen ganz Europa. Uebrigens scheint der Vorwurf, daß er die Unternehmung wider England nicht gehörig unterstützt habe, gänzlich ungegründet zu seyn; weniger zu entschuldigen ist vielleicht der unbedeutende Gebrauch, welchen er nach dem Abzuge der großen Flotte von seiner zahlreichen Landmacht machte. Pater Daniel erzählt in seiner Geschichte Frankreichs: König Heinrich von Navarra habe dem Herzog insgeheim den Vorschlag gethan, sich mit den Generalstaaten auszusöhnen, die Zuneigung des Volks und der Truppen zu nutzen und sich zum Souverän der Niederlande zu machen; aber obgleich der Herzog wegen der ihm gemachten Beschuldigungen den Verlust der Statthalterschaft habe besorgen müssen, sey er doch nicht eingegangen in den Antrag des Königs, oder habe doch wenigstens nichts zu dessen Realisirung gethan.

Die erlittenen Kränkungen und das Mißtrauen, welches der König nicht ganz verbergen konnte, zogen ihm eine wirkliche oder verstellte Krankheit zu, und nachdem er dem alten Grafen von Mansfeld die Verwaltung der Kriegsgeschäfte übertragen hatte, begab er sich (Mai 1589) nach dem schon damals sehr berühmten Bade zu Spaa. Die Italiener klagten: man habe ihn vergiftet. Aber vielleicht war es mehr ein krankhafter Zustand der Seele, durch Unmuth, verlorne Hoffnungen und gekränkten Stolz erzeugt, als ein physisches Uebel, was seine Thätigkeit lähmte und die Quellen seines Lebens vergiftete. So viel ist gewiß, daß er seine vorige Kraft und Gesundheit, ob-

gleich noch in der vollen Blüthe des männlichen Alters, nie wieder erlangte.

Um die Anschuldigungen des Herzogs von Medina zu widerlegen, sandte er den Präsidenten von Artois, Richardot, nach Madrid. Der König ließ den ersteren nach Hofe fordern, hörte ihn und Richardot gegen einander ab, und erklärte beide Theile für unschuldig. Es schien also wenigstens, als sey der Monarch mit dem Verfahren des Herzogs zufrieden; und welches auch seine wahre Meinung über ihn seyn mochte, im Begriff mit seinen großen und stolzen Planen wider Frankreich hervor zu treten, glaubte er bei der Ausführung derselben eines solchen Feldherrn nicht entbehren zu können.

19.

Martin Schenkens und des Grafen von Newenaar Tod.

1589.

Der Krieg in den Niederlanden ward von beiden kämpfenden Theilen mit geringer Thätigkeit fortgesetzt, und beschränkte sich größtentheils auf kleine Streifzüge ohne Einfluß auf das Ganze, und nur einzelnen Distrikten und Personen verderblich. In Friesland kämpften Verdugo und Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, der Stifter der hohen Schule zu Franecker, wider einander. Beide erbaueten und eroberten einzelne Schanzen und verloren sie wieder, ohne daß einer über den andern ein entschiedenes Uebergewicht errang. Des Grafen Hauptaugenmerk war auf Gröningen gerichtet, aber aus Mangel an Truppen, deren die Staaten aus Sparsamkeit eine große Anzahl reducirt hatten, konnte er keine Belagerung unternehmen, und mußte sich begnügen die Stadt von weitem zu beobachten und ihr die Zufuhr zu erschweren.

Etwas lebhafter war die Scene an der Maas. Graf Karl Mansfeld hatte Gertruidenburg, von seiner aufrührerischen Besatzung den Spaniern verhandelt, besetzt. Er schloß darauf das Städtchen Heusden an der Maas ein, und drang über den Strom in das Bommelerward. Seine Absicht war, den Krieg in die Provinz Holland zu tragen. Glücklicherweise hatte Prinz Moritz Heusden mit allem nöthigen versehen, und der Befehlshaber darin, Karl von Levin, war ein tapferer Mann. Vergebens versuchte Mansfeld sich durch Verrätherei der Stadt Bommel zu bemächtigen; dagegen eroberte er das Schloß Heel auf dem Bommelerward (24. August) nach einer heftigen Beschießung. Das Schloß Lövestein und die Voornerschanze schlugen seine Angriffe zurück, und Prinz Moritz, welcher die bedrohete Gegend nicht einen Augenblick verließ, war dem Königlichen Feldherrn stets zur Seite.

Mansfeld beschloß endlich (September) über die Waal zu gehen, und gegen Utrecht vorzudringen. Aber in dem Augenblick des Uebergangs weigerte sich das Spanische Regiment Leva den Strom zu überschreiten, wenn es nicht vorher den rückständigen Sold empfangen hätte. Schwelgerei und Luxus hatten die Soldaten in das äußerste Elend gestürzt, und die Noth zwang sie zu der strafbaren Verletzung des militärischen Gehorsams. Der Graf versuchte die Aufrührer mit Gewalt zu ihrer Pflicht zu zwingen, aber sie schossen auf ihn und kehrten nach Grave zurück. Es war ein Glück, daß die übrigen Truppen keinen Theil an der Empörung

nahmen. Das rebellische Regiment ward in der Folge zur Strafe ganz aufgelöst und untergesteckt; die Fahnenträger mußten die Fahnen von den Stangen reißen und diese zerbrechen. Man hatte im Spanischen Heere verschiedene vornehme Befehlshaber, besonders den Herzog von Pastrano und den Prinzen von Askoli, welche den Herzog von Parma haßten, im Verdacht, die Empörung veranlaßt zu haben, wodurch die Plane zu einem Angriff auf Holland oder Utrecht vereitelt wurden.

Der größte Verlust, welchen die Staaten in diesem Jahre erlitten, war der Tod zweier tapfern Partisane, die den Feinden der Republik manche schmerzhafte Wunde geschlagen hatten, und beide fast zu derselben Zeit vom Schauplatz gerissen wurden. Es waren der so oft in der Geschichte dieses Kriegs erwähnte Martin Schenk, und Graf Adolph von Newenaar und Mörs. Jener trat zuerst von der Bühne ab.

Der Verlust von Bonn im verflossenen Jahre hatte ihn mit dem äußersten Unwillen gegen die Staaten erfüllt, denn er hielt sich überzeugt, daß die Stadt gerettet worden wäre, wenn sie seinen dringenden Aufforderungen wegen eines Entsatzes derselben Gehör gegeben hätten. Ja, er ließ sich sogar verlauten, daß er ihre Dienste wieder verlassen wolle, und es wäre vielleicht geschehen, hätte ihn nicht die Wegnahme seines Schlosses Blienbek aufs neue wider die Spanier erbittert. Der Marquis Varambon griff es an, und beschoß es mit einem zahlreichen Geschütz. Die tapfere Besatzung that einen Ausfall, wobei ihr Befehlshaber

tödtlich verwundet, und der große Spanische Kriegsbaumeister Plato (24. Jun. 1589) mit drei Kugeln erschossen ward. Das ganze Königliche Heer betrauerte seinen Verlust, und der Herzog von Parma empfahl seinen Sohn dem Könige.

Schenk rächte die Wegnahme Blienbeks durch Verproviantirung der Stadt Rheinbergen, welche aufs neue von den Feinden belagert ward. Er erhielt Nachricht, daß der Schottische Oberst Paiton, derselbe, welcher einst Geldern an die Spanier verrieth, dem Statthalter Verdugo ein kleines Hülfscorps zuführte. Sogleich machte er Jagd auf dieses Corps, und holte es (August) auf der Lipperhaide ein. Der Verräther Paiton ergriff beim ersten Angriff die Flucht, um seinem erzürnten Feinde nicht in die Hände zu fallen, seine Truppen wurden zersprengt und eine Summe Geldes, welches sie Verdugo zuführen sollten, ward dem Sieger zu Theil.

Diese gelungenen Streiche reizten Schenk zu einer wichtigeren Unternehmung. Immer hatte die Stadt Nimwegen seine Aufmerksamkeit gefesselt, und schon zu Anfange dieses Jahrs entwarf er einen Plan, sie im Einverständniß mit einigen Bürgern den Königlichen zu entreißen, dessen Ausführung damals der hohe Wasserstand in der Waal vereitelte. Jetzt nahm er jenen Plan wieder auf, und ein nächtlicher Ueberfall auf die Stadt ward beschlossen. Von der Schenkenschanze aus schwamm er mit 25 mit Kriegsleuten besetzten Fahrzeugen die Waal herab, eine Bande Reiter nahm den Weg zu Lande. Die Windstille und das hohe Wasser aber

verzögerten die Fahrt, und erst mit Anbruch des Tages (16. August) langte die kleine Flotte vor der Stadt an. Die Landung geschah in größter Stille, und da Nimwegen auf der Wasserseite nur den Strom und keine andere Werke zu seiner Vertheidigung hatte, so führte Schenk seine kühne Schaar ohne Hinderniß bis vor das Antonsthor, welches mit Balken eingestoßen ward. Die Stürmenden drangen in die Stadt und bemächtigten sich eines Hauses ohnweit dem Thore, worin eben eine Hochzeit gefeiert ward, ein Umstand, der die ganze Unternehmung vereitelte. Die Gäste, welche noch beisammen waren, stoben bei der Erscheinung des fremden Kriegsvolks schnell auseinander, und erfüllten die ganze Stadt mit ihrem Geschrei. Besatzung und Bürger griffen zu den Waffen, und die Schenkischen wurden mit überlegener Macht angegriffen und nach einem hartnäckigen Kampfe gezwungen ihre Vortheile aufzugeben und die Stadt zu räumen. Von einem panischen Schrekken plötzlich ergriffen, drängten sie sich in der größten Verwirrung und Uebereilung aus dem Thore nach dem Ufer herab. Der Strom hatte mehrere Fahrzeuge fortgeführt. In die noch vorhandenen warf sich eine solche Menge von Flüchtlingen, daß mehrere Schiffe mit ihrer Mannschaft in den Grund sanken; andere sprangen in den Strom und ertranken. Schenk, auf das äußerste erbittert über die außerordentliche Verwirrung, bemühte sich umsonst die Ordnung wieder herzustellen und erstach einige seiner flüchtigen Kriegsleute mit eigener Hand. Eins von den Fahrzeugen ward von den

Wellen gegen den St. Hubertsthurm getrieben, und da es nicht wieder abkommen konnte, warf die Besatzung des Thurms Steine auf die darin befindlichen Soldaten und zwang sie ins Wasser zu springen. Schenk selbst fand bei diesem unglücklichen Rückzuge das Ziel seiner Thaten. Er sprang in einen kleinen Nachen, welcher umschlug, und seine schwere Rüstung zog ihn in den Abgrund. Von seinen Leuten verloren 250 das Leben, die übrigen retteten sich durch die Flucht. Ihre Schiffe trieben eine Meile unterhalb der Stadt bei dem Dorfe Osterholz an, und hier bemerkten sie erst den Verlust ihres Anführers. Die Nimweger fanden im Wasser den Leichnam des letzteren, den man an einigen alten Wunden erkannte. Er ward geviertheilt und der Kopf über dem Antonsthore aufgesteckt, da die Spanier Schenken als einen Ueberläufer betrachteten. Zwei von den gefangenen Kriegsleuten wurden aufgehenkt. Das Schenksche Corps rächte die dem Leichnam seines Befehlshabers zugefügte Beschimpfung, und jeder Nimweger, der ihm in die Hände fiel, ward ermordet. Um diesen Grausamkeiten ein Ende zu machen, ließ der Marquis Varambon den zerstückten Leichnam in eine Kiste legen und in einem Thurme aufbewahren; und als Prinz Moritz zwei Jahre später Nimwegen eroberte, wurden diese Ueberreste feierlich begraben.

Dies war das Ende eines Mannes, der in die Reihe der Fronsberge, Schärtlin und anderer ähnlicher berühmten Kriegsobersten gehört, deren Teutschland damals so viele erzog. Der Krieg war sein Gewerbe.

Er hatte sein ganzes Leben unter den Waffen hingebracht, und sich durch Talente, Tapferkeit und Glück von den untersten Stufen dieses Standes bis zu den höchsten emporgeschwungen. Selbst unerschrocken und bis zur Tollkühnheit verwegen, war Muth die einzige Tugend, welche er an andern schätzte. Er spottete des Rechts, welches der Degen nicht gab, und verachtete alles bürgerliche Gewerbe. Deshalb ward er eben so sehr von den Soldaten geliebt, wiewohl er sie im Jähzorn oft wie Sklaven schlug und sogar niederstieß, als von dem friedlichen Bürger, dessen Geißel er war, gefürchtet und gehaßt. Er war gastfrei und liebte die Genüsse der Tafel, aber sie legten seiner Thätigkeit keine Fesseln an, denn er verstand nie besser den Degen zu führen als im Rausche, und oft wenn man glaubte, er läge vom Schwelgen ermüdet im tiefsten Schlafe, stand er plötzlich auf der Mauer mitten unter seinen Soldaten. Immer sah man ihn ernst, und man sagt, er habe nie gelacht. Sein Körper war abgehärtet zu den größten Strapazen, oft stieg er Tag und Nacht nicht vom Pferde und aß und schlief auf demselben. Ohne ein großer Feldherr zu seyn, war er Meister im kleinen Kriege, und er würde vielleicht noch mehr geleistet haben, hätte er sich nicht zuweilen durch seinen Muth zur Tollkühnheit verleiten lassen. Er hatte zuerst den Staaten gedient, war dann in die Dienste der Spanier getreten, von diesen wieder zu den ersteren zurückgekehrt, und hätte vielleicht noch einmal ihren Dienst verlassen, wenn er länger gelebt hätte. Gleich-

gültig gegen die Sache, für welche sie kämpften, fochten er und seines Gleichen nur für Ruhm, Beförderung und Beute, uud ihre Anhänglichkeit für die eine oder die andere Partei war verschwunden, so bald sie ihre Feldbinde vertauscht hatten. Die Besatzung in der Schenkenschanze empörte sich nach dem Tode ihres Obersten und verlangte ihren rückständigen Sold, ließ sich aber durch einen Theil desselben wieder beruhigen.

Zwei Monate nach Schenks Tode verlor auch Graf Adolph von Newenaar und Mörs, Statthalter von Utrecht, Geldern und Oberissel, das Leben. Er besichtigte im Arsenal zu Arnhem die für das damals belagerte Rheinbergen bestimmten Vorräthe. Durch einen Zufall fiel ein Funken in das Schießpulver, zwei neuerfundene Geschosse zersprangen und der Graf ward so gefährlich verwundet, daß er am neunten Tage starb (Oktober). Sein Tod war ein großer Verlust für die Staaten, denn er war nicht nur ein guter Soldat, sondern auch in Staatsgeschäften erfahren. Er besaß vorzüglich gute Sprachkenntnisse und viel Beredsamkeit. Dabei hatte er einen festen ächt Niederländischen Charakter, war mäßig, fromm und von reinen unsträflichen Sitten. Gebhard Truchses, der entsetzte Kurfürst von Cölln, verlor an Schenk und Newenaar zwei seiner eifrigsten Anhänger.

Dies waren, außer einigen minder bedeutenden Auftritten, welche die Verproviantirung der von den Spaniern belagerten Stadt Rheinbergen veranlaßte, und außer den zahllosen Räubereien der beiderseitigen

Festungsbesatzungen, die Ereignisse des diesjährigen Feldzuges. Der Herzog von Parma war mit den Französischen Angelegenheiten beschäftiget, wodurch er abgehalten ward in den Niederlanden mit seiner gewöhnlichen Energie zu handeln; und die Holländer wandten größere Anstrengungen auf die Ausbreitung und Vervollkommnung ihres Handels, als auf eine kraftvolle Fortsetzung des Kriegs. Indeß verloren die Staaten auch die großen Begebenheiten in dem nachbarlichen Frankreich nicht aus den Augen, und unterstützten den mit der berüchtigten Ligue im Kampfe begriffenen König Heinrich den 4ten mit Geld und Kriegsbedürfnissen. Auch die republikanischen Genfer, durch politische und religiöse Grundsätze ihnen nahe verwandt, welche mit dem Herzog Emanuel Philipp von Savoyen, vormaligem Generalgouverneur der Niederlande, in Krieg verwickelt waren, wurden von den Staaten mit Geld unterstützt. Aber auch bei diesen Gelegenheiten sprach sich der Geist der Sparsamkeit und einer kaufmännischen Illiberalität, welcher die Nation beherrschte, aus.

Einige Streitigkeiten der Staaten mit England über eine alte Schuldforderung dieser Krone, mit Dänemärk über die Erhöhung der Zölle und im Innern der Provinzen wurden entweder beigelegt oder hatten wenigstens keine ernsthaften Folgen.

20.

Eroberung Breda's durch die Niederländer.

1590.

Im Anfange dieses Jahrs ging die Cöllnische Stadt Rheinbergen an die Spanier über. Schon im Jahre 1586. ward sie von dem Herzog von Parma belagert, der aber die Belagerung wieder aufhob, um das von dem Grafen Leicester bedrohete Zütphen zu entsetzen. Nach der Einnahme von Bonn und Wachtendonk schlossen Mansfeld und Varambon die Stadt aufs neue ein. Die Staaten ließen sie einigemal, und noch zuletzt durch den Ritter Franz Veere und den jungen Grafen von Falkenstein verproviantiren (1589.), wobei der Marquis Varambon, der die Verproviantirung hindern wollte, ein Treffen gegen den Ritter verlor. Dennoch mußte sich die Stadt, da es den Staaten entweder an Hülfsmitteln oder an gutem Willen sie zu entsetzen fehlte, dem Grafen Karl Mansfeld auf Kapitulation ergeben (1590. Febr. 3.). Die Niederländer kümmerten sich wenig um den Ver=

lust der Städte Bonn und Rheinbergen, desto schmerzlicher aber war er dem vertriebenen Kurfürsten von Cölln, Gebhard Truchses, welcher mit Rheinbergen den letzten Fleck Landes in seinem ehemaligen Staate verlor. Das Interesse für ihn in den vereinigten Niederlanden ward immer geringer, seine treusten Anhänger und Freunde Schenk und Newenaar waren todt, und er verließ ein Land, wo er nichts mehr zu hoffen hatte und kehrte nach Deutschland zurück.

Einen Monat nach der Uebergabe Rheinbergens, gelang den Niederländern eine Unternehmung, welche um so mehr eine umständliche Darstellung verdient, da sie nicht nur mit verschiedenen merkwürdigen Nebenumständen verbunden, sondern auch seit mehreren Feldzügen die erste bedeutende Offensivoperation der Niederländer war. Sie traten mit derselben aus dem Zustande ihrer bisherigen Passivität hervor, eine Reihe glücklicher Unternehmungen schloß sich jener an, und Prinz Moritz, unter dessen Auspicien sie ausgeführt ward, legte dadurch den Grund zu seinem künftigen Kriegsruhm.

Seit neun Jahren befand sich die Brabantische, an dem kleinen Flusse Merk gelegene Stadt Breda in den Händen der Spanier. Nie war seitdem von den Niederländern ein Versuch gemacht worden, sie ihnen wieder zu entreißen, und die Besatzung lebte in vollkommner Sicherheit, als insgeheim ein Plan zu einem Ueberfalle ausgesponnen ward, der die Stadt ihren alten Besitzern zurückgeben sollte. Der Urheber dieses

Plans war Johann Johansen ein Schiffer von Bergenopzoom, welcher Torf und Brennholz auf das Schloß zu Breda zu liefern pflegte und deshalb mit Pässen von beiden Regierungen versehen, zwischen Bergen und Breda hin und wieder fuhr. Dieser Patriot kam auf den Gedanken, daß es möglich sey, Breda zu überfallen, wenn man eine Anzahl Soldaten in seinem Fahrzeuge verberge. Er theilt seine Idee dem Grafen Philipp von Nassau, Bruder des Grafen Wilhelm Ludwig und Obersten in Niederländischen Diensten, mit, welcher sich darüber mit dem Hauptmann Heraugiere aus Cambrai, einem beherzten Militär, bespricht. Der letztere begibt sich nach dem Haag, trägt die Sache dem Prinzen Moritz vor, welcher die Idee mit Wärme ergreift und auch den Pensionär Oldenbarneveld dafür gewinnt, der von den Staaten die Bewilligung der dazu erforderlichen Gelder bewirkt.

Johansens Fahrzeug ward zu der Unternehmung in Bereitschaft gesetzt, in der Mitte mit einem Verdeck von Brettern versehen und oben mit Torf bedeckt. Siebzig auserlesene Soldaten unter den Hauptleuten Heraugiere und Lambert Charles, begaben sich in größter Stille und unbemerkt von Zevenbergen aus nach dem Fahrzeuge (Februar 28.) und verbargen sich in dessen untern Raum. Wie gering auch die Entfernung zwischen Zevenbergen und Breda ist, war doch die Fahrt äußerst langweilig und mit allen Arten von Ungemach, Frost, Hunger und widrigen Winden ver-

bunden. Endlich langte das Torfschiff im Angesichte Breda's an, und lief durch den letzten Baum, der sogleich hinter ihm verschlossen ward. Das Schiff aber gerieth auf den Grund und bekam einen Lek, wodurch das Wasser so heftig eindrang, daß es der in dem Raum versteckten Mannschaft bald bis an die Kniee reichte. Heraugiere beruhigte sie über diesen widrigen Zufall, und stärkte durch seinen Zuspruch ihren Muth und guten Willen. Jetzt erschien ein Korporal von der Schloßwacht und durchsuchte das Schiff, jedoch mit geringer Sorgfalt. Die versteckten Kriegsleute schwebten in der höchsten Gefahr; der unbedeutendste Vorfall, das kleinste Geräusch, und sie waren ohne Rettung verloren. Viele litten an einem starken Husten. Mathias Held, welcher zweifelte, daß er ihn werde mit Gewalt unterdrücken können, übergab seinem Nebenmann einen Dolch mit dem Auftrage: ihn beim ersten Anfall von Husten zu durchbohren, damit er nicht dadurch zum Verräther an seinen Kameraden werde. Alles ging jedoch ohne Unfall ab, der Korporal entfernte sich wieder ohne etwas entdeckt zu haben, und so bald das Wasser ein wenig stieg, ward die Schleuse aufgezogen, und das Schiff hineingelassen. Die Italienischen Soldaten von der Besatzung, denen es eben an Feuerung fehlte, zogen, wie einst die Trojaner das berüchtigte Pferd der Griechen, das verderbenschwangere Torfschiff selbst durch das Eis hinein. Jetzt fing man an den Torf auszuladen und zwar so weit, daß die versteckten

Soldaten schon das Tageslicht durch die Ritzen des Bretterbodens schimmern sahen. Neue Bestürzung! wie leicht konnte jetzt das Geheimniß entdeckt werden, wenn man mit dem Ausladen fortfuhr. Eine List des Schiffers, dessen Leben ebenfalls auf dem Spiele stand, hinderte es. Als die Wachen mit der nöthigsten Feuerung versehen waren, stellte er sich mit seinen Leuten äußerst ermüdet und bewirkte dadurch, daß das fernere Ausladen bis zum folgenden Tage verschoben ward.

Um Mitternacht (März) beim schönsten Mondenlichte, stieg Heraugiere mit seinen Leuten aus dem engen Raume hervor, während die Botsleute heftig die Pumpen anzogen, damit die feindlichen Schildwachen das Geräusch der Landenden nicht hörten. Als sie das Ufer erreicht hatten, theilte Heraugiere seine Leute in zwei Haufen, welche von ihm und Charles geführt, sich auf verschiedenen Wegen dem Schlosse näherten. Eine Schildwache rief an, aber Heraugiere packte den Italiener bei der Gurgel, und drohete ihn beim leisesten Geräusch zu erwürgen. Er befragte ihn hierauf über mehrere Umstände, und erfuhr, daß das Schloß mit 350 Mann besetzt sey. Jetzt wird das Wachthaus angegriffen, die Wache überwältigt und in das Schloß zurückgejagt. Paolo Antonio Lansavechia, ein unerfahrner Jüngling, welcher während der Abwesenheit seines Vaters, der einen Proviantransport nach Gertruidenburg geleitete, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, Prinz

Moritz werde diese Stadt belagern, — den Oberbefehl im Schlosse führte, warf sich den Niederländern entgegen, aber der größte Theil seiner Leute ward getödtet und der Ueberrest in das Innere desselben gedrängt. Die siegreichen Niederländer besetzten sogleich die vornehmsten Posten des Schlosses und gaben die verabredeten Feuersignale, um den Prinzen Moritz von dem gelungenen Ueberfall zu benachrichtigen.

Indeß war die ganze Stadt in Allarm gerathen. Die Bürgerschaft griff zu den Waffen und versuchte einen Angriff auf das Schloß, ward aber durch Heraugiere und seine Braven mit Musketenschüssen zurückgetrieben. Weniger Muth als die Bürgerschaft zeigte die Besatzung der Stadt, welche aus einem Geschwader Reiter unter dem Marchese Guasto und fünf Fahnen Italienischen Fußvolks bestand, und sich durch Erpressungen, Räubereien und andere Ausschweifungen ausgezeichnet hatte. Von einem panischen Schrecken bei der Erscheinung der Niederländer ergriffen, erbrach sie troß aller Vorstellungen der Bürger ein Thor und entfloh. Der Herzog von Parma und das ganze Königliche Heer war über dieses schändliche Beispiel von Feigheit auf das heftigste erzürnt; und der Herzog ließ in der Folge einige Officiere der entwichenen Besatzung nebst dem Korporal, der das Schiff so nachlässig untersucht hatte, vor das Kriegsgericht stellen und ihnen die Köpfe abschlagen.

Als Prinz Moritz, welcher zu Klundert die Ent-

wickelung des Ueberfalls abgewartet hatte, von dessen Gelingen benachrichtigt ward, eilte er in Begleitung des Grafen Hohenlohe, des Admirals Justin von Nassau, der Grafen Solms und Philipp von Nassau, des Ritters Veere und anderer Befehlshaber, mit einem starken Zuge Fußvolk und Reiterei nach Breda, und nahm das Schloß in Besitz. Von hier aus forderte er auch die Stadt, welche zu den Familienbesitzungen seines Hauses gehörte, zur Unterwerfung auf, mit der Bedrohung im Weigerungsfall vom Schlosse beschossen zu werden. Die Bürgerschaft, von der Besatzung schändlich verlassen, erbot sich zu kapituliren, unterwarf sich und kaufte die Plünderung mit 90000 Gulden ab. Der Prinz hielt einen feierlichen Einzug und nahm den Einwohnern den Eid der Treue ab. Sämmtliche Kirchen bis auf eine, welche die Katholiken behielten, wurden den Kalvinisten eingeräumt. Die Stadt empfing eine zahlreiche Besatzung, und zum Befehlshaber den tapfern Heraugiere. Nicht mehr als einen Todten kostete den Niederländern die Einnahme des Schlosses; die Feinde verloren 40 Mann.

Groß und allgemein war in den vereinigten Niederlanden die Freude über diese mit so wenigem Blutvergießen gemachte Eroberung. Es wurden mancherlei Feierlichkeiten und ein allgemeines Dankfest veranstaltet und eine goldne Denkmünze auf die Begebenheit geprägt. Sie zeigte auf der einen

Seite das Torfschiff mit der Umschrift: Parati vincere aut mori, und weiter unten las man die Worte: Praemium invicti animi; auf der Kehrseite stand: Breda a servitute Hispanica vindicata, ductu principis Mauritii a Nasson, 4. Martii 1590. Von diesen Denkmünzen erhielt jeder in dem Torfschiffe gewesene Soldat eine, und einen zweimonatlichen Sold. Die Anführer wurden zu höheren Dienstgraden befördert. Der patriotische Schiffer und seine beiden Gehülfen erhielten ansehnliche Geschenke und ein Jahrgeld auf Lebenszeit. Dem Pensionär Oldenbarneveld ließen die Staaten einen goldnen Becher überreichen, auf welchem die ganze Begebenheit eingegraben war.

Prinz Moritz zweifelte nicht, daß die Spanier alles aufbieten würden, Breda wieder in ihre Gewalt zu bekommen, und setzte die Stadt mit Bewilligung der Staaten in den besten Vertheidigungsstand. Er hatte sich in seiner Voraussetzung nicht geirrt, denn der Herzog von Parma, welcher von Spaa nach Binche in Hennegau gegangen und eben im Begriff war seinen Zug nach Frankreich anzutreten, gab dem Grafen Mansfeld Befehl zur Wiedereroberung Breda's. Er erschien mit 4000 Mann (März) in der Nähe der Stadt, legte bei dem Dorfe Terheide eine Schanze an der Merk an, und ließ Zevenbergen einnehmen und ausplündern. Darauf rückte er (Mai) vor die Schanze Norddam bei Zevenbergen, welche mitten im Wasser liegt

und den tapfern Mathias Held zum Befehlshaber hatte. Der Feind beschoß sie aus sieben Feuerschlünden, und unternahm einen Sturm vermittelst eines mit Brücken versehenen Fahrzeuges. Aber der Angriff mißlang, das Fahrzeug gerieth in Brand, und der größte Theil der darauf befindlichen Mannschaft kam in den Flammen um. Mit einem Verlust von 700 Mann zog sich Mansfeld von der Schanze zurück, und da Prinz Moritz indeß mit einem Corps in die Betau gerückt war und Nimwegen zu bedrohen schien, wandte sich auch der Königliche Feldherr nach jener Gegend. Moritz behauptete die Betau, deckte die Waal und hinderte den Feind sie zu überschreiten. Ueberall hielt er seinen Gegner en Echec, vereitelte jede seiner Unternehmungen, und der größte Theil des Sommers verstrich ihm ungenutzt. In diesem Feldzuge leuchteten die ersten Funken des hohen kriegerischen Genies, welches dem Prinzen die Bewunderung seiner Zeitgenossen und der Nachwelt, und den vereinigten Staaten die Unabhängigkeit erwarb.

21.

Kriegszug des Herzogs von Parma nach Frankreich.

1590.

Es ist eine oft gemachte, und durch die Geschichte aller Zeitalter bestätigte Erfahrung, daß sich die Kurzsichtigkeit des menschlichen Geistes nie auffallender verräth, als bei Beurtheilung der Ereignisse, welche der ewige Wechsel der Dinge hervorbringt, mit ihren früheren und späteren Folgen. Wie ganz verschieden erscheinen die Resultate der Begebenheiten in der Wirklichkeit und im Räsonnement des scharfsinnigsten Denkers! Wo dieser die gewaltsamsten Revolutionen ahnet, da tritt nicht selten eine ruhige und wohlthätige Krisis ein; und die erfreulichsten Aussichten des ersteren verwandeln sich in ein Feld voll Blut und Zerstörung. Die Geschichte ganzer Nationen und der kurze Lebensroman jedes einzelnen Mitgliedes des Menschen-

geschlechts geben die Beweise dafür; und diese tausendfach bestätigte Wahrheit gewährt nicht nur dem Dulder unter den Schlägen des Schicksals Trost und Beruhigung, sondern sie ruft auch dem Weltstürmer, der mit frecher Vermessenheit in die geheimnißvollen Räder der ewigen Nothwendigkeit greift, und die großen Angelegenheiten des Menschengeschlechts in neue selbstgeschaffene Formen zu zwingen unternimmt, die ernste Lehre zu: daß das Schicksal seiner ohnmächtigen Versuche spottet, und daß die künftigen Geschlechter aus den Leichenhügeln und Trümmern, womit sein wahnsinniger Ehrgeitz die Welt bedeckte, ganz andere Erscheinungen werde hervorgehen sehen, als er unter den Verwünschungen und Thränen seiner Zeitgenossen zu erzwingen hoffte.

Wunderbar spricht uns diese Wahrheit an, wenn wir einen Rückblick werfen auf den so eben beendigten Zeitraum des Niederländischen Revolutionskriegs seit dem Abschluß des Utrechter Bundesvereins bis zu dem Moment, wo die Flamme dieses Kriegs einen Ableiter in demselben Lande fand, aus welchem einst die ersten Funken, welche ihn entzündeten, auf den glücklichen Niederländischen Boden herüberflogen. Welchen sonderbaren Wechsel der Dinge! welche überraschenden Wendungen! was für unerwartete Resultate stellen uns diese merkwürdigen eilf Jahre dar!

Beim Anfange] dieser Periode waren von allen

Niederländischen Provinzen nur Namur und Luxemburg noch in der Spanier Gewalt. Der größte Theil derselben hatte sich durch ein feierliches Bündniß vereinigt, nie wieder dem ehemaligen Tyrannen zu huldigen, und selbst die übrigen, welche sich dem Utrechter Bunde nicht anschlossen, schienen bei aller Verschiedenheit der Meinungen und der Religion, von gleich unversöhnlichem Hasse wider den gemeinschaftlichen Feind entflammt. Das ganze Land scheint auf immer für die Spanische Krone verloren und das große Drama seiner Entwickelung nahe. Aber bald ändert sich die Szene, und alles gewinnt ein neues Ansehn. Ein neuer Held tritt auf den Schauplatz, eben so gewandt und glücklich in der Anwendung der Waffen als in den Künsten der Politik. Drohungen und Schmeicheleien, Kanonen und Ordensketten, ja selbst Verrätherei und Meuchelmord werden angewandt, die empörten Provinzen unter das alte Joch zurück zu bringen.

Nicht vergebens sind die Anstrengungen des Herzogs von Parma. Spaniens Wage sinkt. Die wallonischen Provinzen nehmen die angebotene Versöhnung an und kehren in den Schooß der Monarchie zurück. Brabant und Flandern, die schönsten Landschaften des Bundes, erliegen den Spanischen Waffen. Die Gefahr wird dringender. Von außen stürmt ein übermächtiger Feind, und im Innern rüttelt der Parteigeist an den Säulen der Republik und erschüttert das schwankende Gebäude. Die

Verschiedenheit des Kultus zerreißt das Band der Eintracht unter ihren Bürgern, und der jugendliche Staat verliert dadurch an innerer Stärke in gleichem Verhältniß als die Eroberungen des Feindes seine extensive Größe beschränken. Die Utrechter Bundesgenossen, nach so großen erlittenen Verlusten, trauen jetzt weder dem Glücke noch ihren eigenen Kräften. Sie suchen Hülfe bei Fremden, und werfen sich dem Bruder des Königs von Frankreich in die Arme. Aber er verscherzt durch eine strafbare und leichtsinnige Verletzung der beschwornen Verträge das Vertrauen dieser ernsten, auf ihre Freiheit eifersüchtigen Nation, und kehrt halb freiwillig halb gezwungen nach Frankreich zurück, ohne die gefährliche Lage der vereinigten Provinzen verbessert zu haben.

In dieser Noth raubt ihnen ein Meuchelmord plötzlich ihre letzte und einzige Stütze. Wilhelm von Oranien, der leitende Genius der Revolution von ihrer Wiege an, der Schutzgeist der Republik, ist nicht mehr, und jede schöne Hoffnung auf eine bessere Zukunft scheint zugleich mit seinem Leben auf immer vernichtet. Mit verdoppelten Schlägen stürmt das Unglück auf die vereinigten Provinzen herab; und dasselbe Volk, welches noch kurz zuvor seinem alten Fürsten die Souveränität und alle seine Rechte über sich feierlich absprach, wendet sich jetzt, kleinmüthig gemacht durch die erlittenen Unfälle, an den Beherrscher Frankreichs, und erbettelt von

ihm als eine Gnade die Annahme dessen, was es jenem mit republikanischem Trotze entzog. Aber Heinrich der 3te schlägt die angetragene Oberherrschaft aus und versagt die erbetene Hülfe, während der Feind die Unterwerfung Brabants und Flanderns vollendet, Antwerpen, die mächtigste Stadt des Bundes, erobert, selbst in den nördlichen Provinzen bedeutende Fortschritte macht, und seine siegreichen Waffen bis an die Grenzen von Holland und Seeland, dem letzten Asil der verfolgten Freiheit, trägt. Alles scheint nun verloren, und den noch unbesiegten Landschaften nichts übrig zu bleiben, als sich entweder zugleich mit dem Boden, welchen sie bewohnen, in den Wellen der Nordsee zu begraben, oder das Schicksal der unterjochten Provinzen zu theilen.

Zwar schimmert in dieser tiefen Nacht der Drangsal ein neuer Hoffnungsstrahl aus England herüber, Elisabeth erklärt sich für die Beschützerin der bedrängten Republik, schlägt die angebotene Souveränität großmüthig aus und sendet ihren Liebling zur Vertheidigung ihrer Beschützten ab. Aber der schöne Hoffnungsschimmer war nur ein täuschender Irrschein, und bald zeigt sich Elisabeths Großmuth in ihrer wahren Gestalt. Sie ist nichts als eigennützige Politik. Der Mörderin der unglücklichen Maria ist edelmüthige Verläugnung fremd, und der neue Freund der Niederländer verwandelt sich in den gefährlichsten Feind ihrer Unabhängigkeit, der

schwererrungenen Frucht eines zwanzigjährigen blutigen Kampfs. Doch jetzt, da der Untergang des jugendlichen, von äußeren und inneren Feinden angefallenen und zerrütteten Staats unvermeidlich und alle menschliche Hülfe vergebens scheint, jetzt endlich tritt das Schicksal selbst als Vermittler auf, und nimmt sich der Verlassenen an, indem es dem König von Spanien ein neues Feld für seinen Ehrgeitz anweist.

Der Krieg in den Niederlanden erlahmte, als Philipp seine unüberwindliche Flotte gegen England ausrüstete. Um dieses letztere Reich drehete sich nun das ganze gemeinschaftliche Interesse, und die Kräfte aller Theile wurden zu seinem Verderben oder zu seiner Vertheidigung aufgeboten. An Englands Schicksal war auch das künftige Loos der vereinigten Niederlande geknüpft. Ging jenes unter im reißenden Wirbel der Zeiten und des Verhängnisses, so waren auch diese unrettbar verloren; aber England ward gerettet, und mit ihm die nachbarliche Republik. Zwar stand noch immer der siegreiche Herzog von Parma an der Spitze der feindlichen Heere, aber nicht mehr in der vollen Heldenkraft der verflossenen Jahre. Neid und Argwohn, Krankheit und Mißmuth haben seine Thätigkeit gelähmt, und die Göttin des Glücks, welche sonst nur ihn parteiisch begünstigte, theilt jetzt gerechter zwischen ihm und den Niederländern ihre Gunst.

Schon von diesem Standpunkt aus, zeigt ein

Rükblick auf die Masse der Begebenheiten der letzten eilf Jahre, daß alle die Ereignisse, welche den Utrechter Bundesgenossen den gewissen Untergang zu bereiten schienen, gerade am wohlthätigsten für die Erhaltung ihrer bürgerlichen Selbstständigkeit gewirkt hatten. Der Ehrgeiz des Herzogs von Anjou verräth ihnen noch zur rechten Zeit einen falschen Freund; die abschlägige Antwort des Königs von Frankreich wendet die Gefahr einer neuen Knechtschaft ab; die Eroberung Brabants und Flanderns durch den Herzog von Parma bevölkert Holland und Seeland, den klassischen Boden der Freiheit, mit einer Menge fleißiger und geschickter Künstler und Fabrikanten, Antwerpens Fall erhebt Amsterdam zur ersten Handelsstadt der Welt; Leicesters Ränke lehren die wahren Patrioten ihre falschen Mitbürger kennen und bewahren sie vor den Fesseln Englands, und zwei Heroen, welche sich während jener Drangsale gebildet haben, Moritz und Oldenbarneveld, können die Freunde des Vaterlands über den Verlust Wilhelms von Oranien beruhigen.

Ein neues günstiges Gestirn ging jetzt den vereinigten Niederländern auf. Der Zeitpunkt trat ein, wo Philipp der 2te die von ihm längst insgeheim begünstigte französische Ligue öffentlich mit den Waffen zu unterstützen beschloß. Dieser furchtbare Bund, die Frucht des Ehrgeizes und Fanatismus, hatte sich während der Bürgerkriege, wel-

che die neuen Glaubenslehren in Frankreich entzündeten, zu Peronne 1576. unter der Regierung des schwachen Heinrichs des 3ten gebildet. Die Bewahrung des reinen katholischen Glaubens gegen das Gift der Hugonottischen Ketzerei war der öffentliche Vorwand zu jener Verbindung; die geheime Triebfeder aber die Herrschsucht der Großen, besonders des Hauses Guise. Beide Motive, Glaubenseifer und eine durch den Tod des Herzogs von Anjou (1584.), des letzten Sprößlings der Dinastie der Valois, eröffnete Aussicht, machten den König von Spanien zu einem thätigen Beförderer des Bundes Mitten unter den Stürmen, welche dieser in Frankreich erregte, ward Heinrich der 3te zu St. Cloud von Jaques Clement, einem fanatischen Ordensbruder, gemeuchelmordet. Des Getödteten rechtmäßiger Nachfolger auf dem Französischen Throne war Heinrich von Bourbon König von Navarra; aber dieser tapfere und humane Fürst war ein Kalvinist und die Ligue und mit ihr der größte Theil der Nation weigerten sich, einem ketzerischen Könige zu huldigen. Der Bürgerkrieg verwüstete das Land mit verdoppelter Wuth. England und die Generalstaaten unterstützten Heinrich den 4ten, Philipp der 2te die Ligue, welche ihn mit dem Titel eines Beschützers der Krone Frankreich beschenkte. Aber dem Ehrgeitz Philipps genügte nicht an dem leeren Prädikat. Er hatte größere Absichten. Frankreich sollte ein Erbtheil seines Hauses werden.

Seinem Lieblingskinde, der Infantin Clara Isabella Eugenia war die Krone dieses Reichs bestimmt. Er sandte der Ligue ein Corps seiner Niederländischen Truppen unter Lamotte und Egmont zu Hülfe, welche in der berühmten Schlacht (März 1590.) bey Ivry mit dem Bundesheere wider Heinrich den 4ten fochten. Vergebens rieth ihm der Herzog von Parma, die Franzosen ihrer Zwietracht zu überlassen, bis der Krieg in den Niederlanden geendet sey, Philipp vernachlässigte einen gewissen Vortheil, um einem Fantom nachzujagen, und als der siegreiche Heinrich nach der gewonnenen Schlacht bey Ivry Paris belagerte, erhielt der Herzog bestimmten Befehl, selbst nach Frankreich aufzubrechen und die Hauptstadt zu entsetzen.

Alexander mußte gehorchen, wie ungern er auch seine Niederländischen Eroberungen verließ. Er zog den Kern seiner Truppen in Hennegau zusammen, und ging im August an der Spitze von 10000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern, Spaniern, Italienern, Teutschen und Wallonen, unter Ascoli, Chimai, Renti, Barlaimont, Aremberg, Leva, Zuniga und Capisucchi, über Guise und Meaux, wo er sich mit dem Herzog von Mayenne dem Oberhaupte der Ligue vereinigte, nach Paris. Die Leitung der Staats- und Kriegsangelegenheiten in den Niederlanden während der Entfernung von Parma, ward dem alten Grafen Peter Ernst von Mansfeld und dessen Sohne Karl übertragen. Sie waren angewiesen,

sich auf die strengste Defensive zu beschränken, und die in den Niederlanden zurückgebliebenen Königlichen Kriegsvölker mußten in die festen Plätze verlegt werden.

Keine günstigere Wendung der Dinge konnte sich für die vereinigten Niederländer ereignen. Mit dem Zuge des Herzogs von Parma nach Frankreich beginnt eine neue Epoche des Kriegs. Jetzt, da der größte Theil der feindlichen Macht eine andere Bestimmung erhalten hat, hindert die Niederländer nichts mehr, aus den engen Schranken der Vertheidigung zur Offensive hervor zu treten, und sich nicht nur gegen neue Verluste zu sichern, sondern auch einen Theil des Verlornen wieder zu gewinnen. Moritz, durch Oldenbarnevelds weisen Rath unterstützt, entwickelt seine Talente, und seinen Fahnen folgt der Sieg. Die niedergeschlagenen und muthlosen Gemüther ermannen sich wieder, und die Hoffnung gibt ihnen die verlorne Spannkraft zurück; die Konstitution gewinnt mehr Bestimmtheit und Festigkeit, und der Handel, das große Lebensprinzip aller bürgerlichen Gesellschaftsvereine, nimmt einen neuen außerordentlichen Flug.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich, / Curths, Karl, / Woltmann, Karl Ludwig <<von>>,

Sämmtliche Werke Suppl

Bd.: Bdch. 2, Th. 3

Leipzig (1823)

P.o.germ. 2036 n-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129074-5